

O. SLJOSKINA



Die  
Zimmere  
Hand

EIN GUTENBERG-ROMAN



In das mittelalterliche Mainz, nach Straßburg und Basel, auf Jahrmärkte und in Klöster führt uns die spannende Handlung dieses historischen Romans um die legendäre Gestalt des großen Erfinders Johann Gutenberg.

Nur wenigen ist heute bekannt, wie tragisch und wechselvoll das Leben Gutenbergs verlaufen ist, wieviel Fährnisse und Widrigkeiten sich seinem Schöpfergeist in den Weg stellten.

Einem adligen Mainzer Patriziergeschlecht entstammend, in eine Zeit hineingeboren, da die Handwerker gilden den alten Adelsfamilien den Rang streitig zu machen beginnen, zieht es den jungen Edelmann unwiderstehlich zu den Büchern. Beim Anblick bücherabschreibender Mönche schlägt in ihm der Gedanke Wurzel, die mühselige Arbeit des Kopierens zu vereinfachen. Durch seinen Stand in der Verwirklichung dieser Idee behindert, bricht er in der Blüte seiner Jahre, auf persönliches Glück verzichtend, mit dem Adel und wird Meister der Goldschmiedezunft. Doch neue Hindernisse türmen sich vor ihm auf. Das gewaltige Unternehmen, dem sich der von unermüdlichem Schaffensdrang erfüllte Mann verschrieben hat, erfordert Geld und nochmals Geld. Von Wucherern und Geldwechslern übervorteilt, von seinen Mitmenschen des Bundes mit dem Teufel bezichtigt, erreicht er sein erstrebtes Ziel dennoch: eines Tages liegt sie fertig vor ihm — die erste auf Pergament gedruckte Bibel. Allein, nicht lange ist dem genialen Erfinder die Freude vergönnt, auf der Höhe seines Lebens zu stehen. Ein falscher Richterspruch, Niedertracht und Geldgier bringen Gutenberg um die Früchte seiner Arbeit. Fast siebzigjährig, völlig mittellos, erblindet, von niemand gekannt, stirbt er in seiner Vaterstadt Mainz.

OLGA SLJOSKINA  
DIE ZINNERNE HAND

OLGA SLJOSKINA

# DIE ZINNERNE HAND

EIN GUTENBERG-ROMAN

VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT  
BERLIN 1959

Russischer Originaltitel  
**ОЛОВЯННАЯ РУКА**  
Deutsch von Felix Loesch



1. Auflage

Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin  
Lizenz-Nr. 3-285/21/59 · Alle Rechte vorbehalten  
Einband: W. Klemke · Schutzumschlag: W. Ruhner  
Redakteur: M. Barillot · Korrektor: G. Griepentrog  
Satz und Druck: Karl-Marx-Werk, Pößneck, V 15/30

Das Buch ist vielleicht eines der größten  
und kompliziertesten Wunder,  
das die Menschheit auf ihrem Weg  
zu einer glücklichen und machtvollen Zukunft  
geschaffen hat.

Gorki

## ERSTER TEIL

### PFINGSTEN

Friele Gensfleisch saß, die Augen geschlossen, in einem tiefen Ledersessel mit hoher geschnitzter Rückenlehne. Nur wenig Licht wurde von den kleinen bleigefassten Fensterscheiben durchgelassen; und obwohl draußen hell die Sonne schien, herrschten in der Stube angenehmes Halbdunkel und Kühle. Wie brauner Samt legten sich dunkle Schatten auf das Kruzifix aus Zedernholz in der Ecke, auf die schwarz gewordenen Balken der schweren Decke, auf die massiven Holzfiguren am Kamin und zu beiden Seiten der Tür. Der Tisch und die Schemel aus Ebenholz, die eisenbeschlagene Truhe, die auf den Borden verteilten Krüge und Becher, die an den Wänden aufgehängten Teller aus getriebenem Silber – alles war solide und konnte Generationen überdauern, ebenso auch das Tischtuch von herrlichem Linnen mit den scharfen Plättfalten.

Seit siebzig Jahren, so lange sich der alte Gensfleisch erinnern kann, wurde hier nichts erneuert. Nur der Glimmer in den Fenstern war durch Glas ersetzt worden. Von den unzähligen Vorratskammern, Speichern und Kästen roch es nach gelagertem Mehl, Olivenöl und getrockneten Weinbeeren. Die Gensfleisch' deckten ihren Bedarf aus ihren Besitzungen bei Mainz. Für das ganze Jahr hindurch waren sie mit Vorräten versorgt.

Der Alte öffnete die Augen und schloß sie wieder. Unbeweglich saß er da, wie von demselben kunstfertigen Meister geschaffen, der die ersten dunklen, die Türen bewachenden

Figuren in ihren langschößigen Röcken geschnitzt hatte. Der graue wellige Bart und die gepflegten, mit Ringen geschmückten Hände leuchteten auf dem schwarzen Atlas des Staatsrockes.

Im Hintergrund der Stube saß am Kamin auf einem Schemel, der niedriger als die für Männer bestimmten war – so hielt es die alte Sitte –, Elsa Gensfleisch. Ein aus Goldfäden geknüpftes Netz bedeckte ihr reiches, ergrauendes Haar. Klare blaue Augen belebten wie durchsichtige Seen im gelben Wüstensand das verblühte Gesicht. Schnell und geschickt ließ sie die Nadel in dem langen Stück Tuch hin- und hergehen, auf das sie mit kostbarer Seide eine von Engeln umgebene Jungfrau Maria stickte. Wie verspielte junge Katzen rollten hier und da die verschiedenfarbigen Knäuel von Elsas Schoß und verbargen sich in den Falten der über den Fußboden ausgebreiteten Schleppe.

Die Tür eines weiter nach innen gelegenen Zimmers öffnete sich, und ein hochgewachsener junger Mann erschien auf der Schwelle. Sein blondes Haar war kurz geschnitten, wie es die neueste Mode erheischte. Zarter goldfarbener Flaum bedeckte Wangen und Kinn. Das dunkle Wams aus feinem Tuch hob noch das Ebenmaß seiner schlanken Gestalt, der die weiten Stulpen der hohen Stiefel und die am Gürtel eingehängte Klinge Männlichkeit verliehen.

In der Hand hielt der junge Mann einen flachen Hut mit hochgeschlagener Krempe. Nach einem Blick auf den offenbar schlafenden Vater senkte er ehrerbietig den Kopf und wandte sich mit vorsichtigen Schritten dem Ausgang zu.

„Bist du das, Henne?“ fragte der Greis und richtete seinen lebhaften und energiegeladenen Blick auf den Sohn.

Henne blieb stehen.

„Es ist mir in den Sinn gekommen, daß man dieses Mal lieber nachgeben sollte! Die neue Salzsteuer hat ohnehin genug Unzufriedenheit mit dem Rat hervorgerufen. Wenn wir jetzt keine Einfuhr von Korn aus den Provinzen zulassen,

dürften große Unannehmlichkeiten zu erwarten sein. Die Zunftgenossen drohen schon lange, aufsässig zu werden. Natürlich braucht man dem gemeinen Volk nicht gerade um den Bart zu gehen . . .“

„Ach, Friele“, mischte sich Elsa in das Gespräch, „sie können einem aber doch leid tun, sie haben nichts zu essen. Fast kein Korn ist auf dem Markt zu haben. Und so teuer ist es.“

„Seit wann ist es Weiberart, den Männern Lehren zu erteilen!“ sagte der Alte mit einem strengen Blick auf die Frau, die gehorsam das Gesicht über ihre Stickei beugte. „Nicht darum geht es, daß wir, die von Gensfleisch, ein Drittel unserer Einkünfte verlieren“, fuhr der alte Standesherr zum Sohn gewandt fort, „sondern um die Achtung, die unsere Kaste, unser Patrizierstand, einbüßt, wenn wir nicht genügend Festigkeit an den Tag legen. Korn von außerhalb einführen! Das würde bedeuten, daß fremde Händler Mainz mit ihrem Korn überschwemmen, reich werden und ihre Stimme erheben . . . Und dennoch wird man nachgeben müssen! Wie denkst du darüber, Henne?“

„Ich?“ fragte der junge Mann zerstreut.

„Was hast du denn da? Laß doch einmal sehen!“

Henne streckte dem Vater einen Gegenstand hin.

„Was ist das?“

„Das Wachsmo­dell für ein Monogramm an meinem Hut, das ich zum Goldschmied bringen will. Ich habe es selbst aus den Anfangsbuchstaben meines Namens geformt. Sieh nur, wie fein sich diese Linien miteinander vereinigen! Ich denke, das wird sehr elegant aussehen. Es ist nämlich augenblicklich Mode, Medaillen statt Schnallen am Hut zu tragen.“

Friele Gensfleisch warf dem Sohn einen strengen Blick zu.

„Du solltest dich mit den Angelegenheiten der Stadtverwaltung vertraut machen, Henne, und dich nicht mit allen möglichen Spielereien abgeben.“

„Aber daran zu denken habe ich doch noch genug Zeit, Vater.“

„Nein, Henne, es ist soweit. Die Wahlen für den Rat der Stadt stehen vor der Tür, und du hast darin meinen Platz einzunehmen. Für die Stimmen ist gesorgt. Dein älterer Bruder zieht den Waffendienst vor, und ich habe nichts dagegen. Aber auch du, Henne, bist verpflichtet, die Ehre und das Ansehen unseres Stammes, des alten Geschlechts der Gensfleisch von Sorgenloch, Laden und Gutenberg, hochzuhalten.“

Der Greis erhob sich; seine riesige Körpergröße kam nun erst voll zur Geltung.

Mit den Worten „Hier hast du dein Spielzeug wieder“ gab er Henne das Wachsmo­dell zurück und fuhr fort: „Bedenke vor allem, daß der Adel nur noch die Hälfte der Sitze im Magistrat innehat. Wir müssen uns mächtig dazuhalten, wollen wir nicht noch mehr verlieren. Die nächste Sitzung wird stürmisch verlaufen, das sehe ich voraus. Wir müssen auf alles gefaßt sein. Auch wenn wir nachgeben, werden wir uns wehren. Es ist Zeit für dich, an Handlungen und nicht an Modelle für Hutverzierungen zu denken.“

„Glaube mir, Vater, ich kenne mich aus“, antwortete der Jüngling, „und werde meinen Mann stehen, wenn es soweit ist, daß ich deinen Platz einzunehmen habe. Das Geschlecht derer von Gensfleisch hat von alters her das verbriefte Recht zum Ankauf von Silber und Gold für die Stadt besessen, und auch das Prägen der Münzen fand unter ihrer Aufsicht statt. Oft genug war ich im Münz­hof . . .“

„Das stimmt schon“, antwortete der Alte und wandte sich ab, um den in seinen Augen aufleuchtenden Vaterstolz vor dem Sohn zu verbergen. „Weißt du noch, Elsa“, sagte er zu seiner Frau, die schweigend über ihre Stickerei gebeugt saß, „weißt du noch, wie wir die weise Frau geholt haben, in der Meinung, der Junge wäre behext?“

„Das war an dem Tage, als du ihn das erste Mal mit auf die Münze nahmst“, antwortete Elsa, und zärtlich strahlten in der Erinnerung daran ihre Augen.

„Die ganze Nacht hat er gefiebert“, schwatzte der alte

Gensfleisch belustigt. „Du hast ihn noch mit geweihtem Wasser bespritzt und konntest gar nicht verstehen, was mit ihm war.“

„Ich sehe immer noch diesen Meister mit der Lederschürze vor mir, wie er da an seinem kleinen Tisch saß, mit dem Prägehammer drauflos schlug und die Münzen in den Kasten warf.“ Henne lächelte.

„Einen Todesschreck hast du uns allen eingejagt!“ sagte Elsa, ihren Sohn feuchten Auges anblickend.

„Ja, mit den aus dem Verkehr gezogenen Münzen hast du immer gespielt, und ich hab sie dir auch gern gelassen“, fügte Gensfleisch hinzu. „Und nun geh zum Goldschmied und bestell deine Medaille!“ Gutgelaunt klopfte er dem Sohn auf die Schulter. „Aus dem Jungen wird etwas“, wandte er sich zu seiner Frau, als er Henne mit den Augen zur Tür folgte.

„Und was hast du, Heinrich?“ fragte er den Diener, der, nachdem Henne hinausgelassen war, auf der Stelle hin und her trat und sich nicht über die Schwelle getraute.

„Da ist jemand auf unsern Hof gekommen“, antwortete Heinrich, langsam die Greisenlippen bewegend, „er sagt, daß er müde sei und um einen Trunk bitte.“

„Seit wann muß im Hause der Gensfleisch um Erlaubnis gefragt werden, einem müden Wanderer zu trinken zu geben?“

„Zürnet nicht, Herr“, antwortete der Diener. „Martha gab ihm einen Becher frischen Wassers, aber er . . . er . . .“

„. . . schlug ihn aus? Wollte wohl Wein haben?“ fragte der Herr lächelnd.

„Nein, aber er besteht darauf, das Wasser nur im Beisein des Herrn trinken zu wollen.“

„In meinem Beisein? Komischer Kauz!“

„Er sagte, daß er nicht trinken würde, wenn man ihn nicht vorließe.“

In den Augen Elsas blitzte es besorgt auf, aber Friele beruhigte sie:

„Sicherlich führt diesen Mann ein besonderes Anliegen zu mir. Laß uns allein, Elsa.“

Sie ergriff ihre Stickerei und ging aus dem Zimmer.

Heinrich ließ den Besucher eintreten.

Der ernste Blick, der dicke Bart, der Rock aus gutem Tuch und die große Tasche am breiten Ledergürtel sprachen dafür, daß es sich nicht um einen Landstreicher, sondern eher um jemand aus dem Kaufmannsstande handelte. Er stellte den irdenen Becher mit Wasser auf den Tisch und verneigte sich tief vor Gensfleisch. Dann blickte er den alten Patrizier an, und sein Gesicht drückte Entschlossenheit aus.

„Wer bist du?“ fragte ihn der Hausherr.

„Euer Gnaden werden sich meiner nicht erinnern können. Ihr habt einmal meinem seligen Vater aus der Not geholfen. Er hat mir als Vermächtnis aufgetragen, Gutes mit Gutem zu vergelten.“

„Und worum handelt es sich?“ fragte Gensfleisch, dem das ehrliche Gesicht des Fremden gefiel.

„Laßt mich diesen Becher Wasser in Eurer Gegenwart austrinken.“

„Das ist alles?“ fragte Gensfleisch verwundert. „Heinrich, schenke Wein ein. Niemand soll sagen, es gebe im Hause Gensfleisch nicht mehr die alte Gastfreundschaft.“

Bedächtig füllte Heinrich einen großen silbernen Becher mit Wein und reichte ihn dem Unbekannten. Der nahm ihn, blieb aber stehen wie einer, der sich etwas zu sagen anschickt, das für kein überflüssiges Ohr bestimmt ist.

Gensfleisch verstand und befahl dem Diener, sich zu entfernen.

Als sich die Tür geschlossen hatte, richtete der unbekannte Gast seinen Blick auf den Becher und sprach:

„Kostbarer Becher, der du aus dem Besitz des alten Geschlechts derer von Gensfleisch und Sorgenloch stammst. Wie oft mögen dich die Lippen des Wohltäters meines Vaters berührt haben! Ich vertraue dir ein Geheimnis an, das ich bei

Todesstrafe keiner einzigen menschlichen Seele zu verraten geschworen habe. Aber du, Becher, hast keine Seele, und so höre mich denn an!“

Er blickte sich nach allen Seiten um, und nachdem er sich vergewissert hatte, daß außer dem Hausherrn niemand im Zimmer war, fuhr er leise und eindringlich fort:

„In einigen Stunden werden die Stadttore in den Händen von Aufrührern sein. Die Verschwörer werden hierherkommen und jedes Ratsmitglied in den Turm führen, das nicht auf seine Privilegien Verzicht leistet. Beeile dich, alter Becher, deinen Herrn davor zu bewahren.“

Nachdem der Mann das gesagt hatte, leerte er den Becher in einem Zuge und verließ die Stube, ohne den von seinen Worten betroffenen Hausherrn noch eines Blickes zu würdigen.

Unbeweglich blieb der alte Patrizier einige Minuten sitzen. Es ging ihm wie ein Mühlrad in seinem Kopf herum. Ein Gedanke jagte den andern.

Nein, das war kein Scherz, niemand hätte gewagt, mit ihm solcherart Scherze zu treiben! Eine Warnung war das, der gute Rat eines unbekanntes Freundes. Schon lange trachteten die Handwerker danach, die Adligen aus dem Rat der Stadt zu vertreiben, die Siegel und die Schlüssel zur Sturmglocke ausgeliefert zu bekommen . . . Die Verwaltung der Stadt sollte in die Hände der Zünfte übergehen. Die Verschwörung war von langer Hand vorbereitet.

Gensfleisch erinnerte sich der Gerüchte von geheimen Versammlungen der Zunftgenossen, der bösen Blicke, welche das Volk den Lenkern seiner Geschicke zuwarf, wenn es ihnen auf der Straße begegnete.

Aber niemand hatte damit gerechnet, daß dieses Ereignis so schnell eintreten könnte, heute, am heiligen Pfingstfest. Wenn die Aufrührer hierherkommen, werden sie verlangen, er solle von seinen Rechten zurücktreten . . . Nein! Das tut kein Friele Gensfleisch! Niemals wird er in eine schimpf-

liche Übereinkunft mit dem Pöbel einwilligen! Er wird nicht nachgeben! Er wird zum Erzbischof fahren... wird er reichen...

„Heinrich! Heinrich!“ rief der alte Ratsherr wütend. Er schritt zur Tür und riß sie weit auf.

Erschrocken eilte der Diener herbei.

„Die Pferde!“ befahl der Herr mit vor Aufregung und Zorn bebender Stimme.

Es verging keine Stunde, da fuhr ein von vier Maultieren gezogener, mit Kisten voll Silber und reichen Gewändern schwerbeladener Wagen aus dem Hofe derer von Gensfleisch. Voraus ritten, von einigen treu ergebenen Dienern begleitet, der alte Ratsherr und seine Frau.

Heinrich ward aufgetragen, Henne zu suchen und sich sofort mit ihm nach Eltville zu begeben, wohin sich die Familie auf den Weg gemacht hatte, um bei dem Erzbischof von Mainz Schutz zu suchen.

#### *DAS MYSTERIENSPIEL*

Als Henne aus dem Hause des Vaters trat, kniff er, von der grellen Sonne geblendet, unwillkürlich die Augen zusammen. Feiertäglich geputzte Bürger und vornehme Damen in Gewändern aus Samt und Brokat auf Maultieren mit Schellengehängen kamen von der Messe. Es war Pfingsten, und alle Häuser waren mit Maien geschmückt.

Vielleicht sollte er sich an einem so hohen Feiertag nicht zum Goldschmied begeben? Henne kamen Bedenken. Aber das Verlangen nach der Medaille gewann schließlich doch die Oberhand.

Nun stand er vor der Tür. Auf sein Pochen steckte eine alte Dienerin das Gesicht heraus, das mit Warzen wie besät war, von denen eine jede ein Büschel Haare zierte. Sie brummte, der Meister sei ausgegangen und käme vor dem

Morgen nicht zurück, worauf sie ärgerlich die Tür wieder zuschlug.

Henne war verduzt. Was konnte den alten, dicken, asthmatischen Meister ganze Tage außerhalb des Hauses verbringen lassen? Und wo waren seine Gesellen? Warum war niemand zu Haus geblieben? Oder waren wegen des Feiertages alle mit dem Meister in die Schenke gegangen, wo sich ihre Zunft zu versammeln pflegte?

Henne wußte, wo sich diese Schenke befand, und lenkte seine Schritte dorthin.

Sein Weg führte ihn durch die am Rheinufer gelegenen Handwerkerquartiere. Ein jedes Handwerk hatte hier seine eigene Straße, in der es meistens ziemlich lebhaft und laut zuging.

Die reiche, altertümliche Stadt, das „Goldene Mainz“ genannt, stand seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an der Spitze des Rheinischen Städtebundes und rühmte sich ihres Handwerks und Handels. Von weit her kamen die Handelsleute, um Leder, Wolle und Farben zu kaufen oder Waffen und Rüstungen, die kunstfertige Meister geschmiedet hatten, sowie den Rebensaft der berühmten rheinischen Weinberge. Aber am heutigen Festtag waren die Läden und Werkstätten zugesperrt, und Schlösser hingen vor den Türen.

Henne durchschritt die Straße der Gerber, wo aus jedem Haus der widerliche, beizende Geruch der in der Lohe liegenden Felle drang, dann die wie einen Flurgang enge und dunkle Warenstraße mit den zu beiden Seiten gelegenen Lagerhäusern der Kürschner, dann die der Waffenschmiede, die heller und sauberer und in der Mitte mit Kopfsteinen gepflastert war. An den Häusern entlang führten Holzstege, und vor einigen Läden lagen sogar Gußeisenplatten. Die privilegierten Zünfte der Waffen- und Panzerschmiede galten als reich. Hier und da gaben Henne die zum Flußufer hinunterführenden Gassen einen Durchblick zu dem mächtigen Strom, auf dem langsam die Barken dahinzogen, mit der

Hügelkette und den emporragenden Türmen alter Ritterburgen dahinter.

Die Straße verbreiterte sich zu einem geräumigen, auf einer Anhöhe liegenden Platz. Die ganze Stadt mit ihren dicken, zinnengekrönten Mauern, den hohen Steinhäusern der reichen Kaufleute, den zahllosen Kirchen, Kapellen und Klöstern sowie dem prächtigen Palais des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz war von hier aus zu sehen. Über alledem erhoben sich das riesige Portal und die schlanken Türme des berühmten alten, schon im zwölften Jahrhundert gebauten Doms.

Einstmals war dieser alte Platz mit dem vom Taubenmist grau gewordenen bronzenen Roland das Handelszentrum der Stadt gewesen. Nachdem aber auf einem neuen Platz der prachtvolle, weiträumige und bequeme Tuchhof, der Stolz des Kaufmannsstandes von Mainz, errichtet worden war, hatte sich der ganze Handel dorthin gezogen.

Jetzt gab es auf dem alten Markt nur noch wenige kleine Läden und Wirtschaften, die wie Schnecken an der verwitterten Mauer der Sankt-Stephans-Kirche klebten; verfaultes Holz von der ehemaligen städtischen Waage und zerbrochene Tische von Schreibern und Wechslern lagen noch herum. Aber der bronzene Roland zog weiter die Handwerker an, und der alte Platz blieb der bevorzugte Versammlungsort des ganzen unruhigen Arbeitsvolkes.

Als sich Henne der Schenke näherte, kam ihm mit lautem Gebrüll eine Horde zerlumpter und schmutziger Jungen entgegengestürmt, die wie wild mit den Armen in der Luft fuchtelten und alle Hühner und Schweine wegscheuchten, die sich auf den Müll- und Abfallhaufen herumtrieben.

Der junge Mann blickte unwillkürlich in die von den Jungen eingeschlagene Richtung. Am Turm der heiligen Kuni-gunde hob sich schwarz eine Menschenmenge ab. Von der Kuhbrücke her kam eine Prozession.

Da erinnerte sich Henne, daß der Rat der Stadt den Zunftgenossen erlaubt hatte, Pfingsten ein Mysterienspiel zu ver-

anstalten. Richtig! Und der Goldschmied mit seinen Gesellen wird gewißlich irgendwo hier dabeisein, dachte Henne und schritt der Menge entgegen.

Lärmend näherte sich in festlichem Gepränge die buntscheckige Prozession der Bonifatiuskirche. Die farbenprächtigen Banner und Abzeichen der Zünfte, mit goldenen Fransen und schweren Quasten behangen, schwebten, in der Sonne glänzend, über den Köpfen. An der Spitze schritt in langer weißer Gewandung, mit einer Perücke aus gefärbtem Werg, ein schlechtrasierter Engel, dessen großen Schritten die ihm als kleine Engelchen in kurzen Hemdchen mit Gänseflügeln auf dem Rücken hindereinhüpfenden Kinder kaum zu folgen vermochten. Ihnen nach, auf Hirtenstäbe gestützt, schritten grauhaarige alte Männer, welche die Apostel darstellten. Einer von ihnen hielt einen mächtigen vergoldeten Schlüssel in der Hand. Weiter folgten in ungegürteten, breitfaltig herabwallenden Kleidern Balsamgefäße tragende Frauen mit über die Schultern fallendem Haar. Ihre Brauen waren schwarz gefärbt, die Wangen dick mit Zuckerrübensaft geschminkt.

Als eine der Frauen an Henne vorbeikam, blieb sie stehen und bückte sich, um den aufgegangenen Riemen ihrer einen Sandale wieder festzuknüpfen. Ihre schweren, vom Winde aufgelösten rötlichen Haare leuchteten in der Sonne wie ein Strom flüssigen Goldes. Als sie sich wieder aufrichtete, lächelte sie Henne freundlich zu. Der junge Mann vergaß, daß das Mädchen die Tochter eines einfachen Zimmermanns oder Maurers war. Er ging ihr nach und tauchte in der Menge unter. Römische Krieger in Panzern aus Pappe, die mit Silberpapier beklebt waren, zwinkerten sich zu und zeigten mit den Fingern auf seine nur einem Adligen geziemenden Stiefel.

Vor der Bonifatiuskirche war für das Mysterienspiel ein Podium errichtet worden. Der obere Teil der Bühne, der den Himmel verkörpern sollte, war mit blauen Stoffen drapiert, auf die mit weißer Kreide Wolken gemalt waren. Der mittlere Teil der Bühne stellte die Erde dar. Hier hing eine Lein-

wand mit der grob darauf gepinselten Umfassungsmauer einer Kirche. Ganz unten gähnte das schreckliche Maul eines Drachens aus Pappe – das Höllentor.

Musik klang auf, Dudelsäcke, Geigen, Querpfeifen ertönten. Die römischen Krieger bildeten Spalier, um den Sattler durchzulassen, der den Christus spielte. Stolpernd und strauchelnd ging er seinen Weg, auf dem Rücken ein riesiges Holzkreuz.

Der Menschenstrom riß Henne mit sich fort und brachte ihn zu den aus Brettern zurechtgezimmerten Bänken, die vor der Bühne aufgestellt waren. Von weitem erkannte er das blondgelockte Mädchen, das an der zum Himmel führenden Leiter stand und mit dem vergoldeten Schlüssel des Apostels Petrus spielte. Der junge Mann wollte durch die Menge näher zu ihr hin, wurde aber abgedrängt.

Auf der oberen Bühne erschien ein glatzköpfiger Dickwanst mit weingeröteter Nase, der sorgfältig die Falten seines blauen, ebenfalls Kreideflecke als Wolken aufweisenden Gewandes zurechtlegte. Gleichzeitig gab er den Zimmerleuten, Musikanten und Schauspielern ihre Anweisungen, jagte die Buben fort, die, um dem Drachen einmal ins Maul zu sehen, es fertiggebracht hatten, unter den die Bühne abgrenzenden Seilen hindurchzukriechen.

Auf dem Platz wimmelte es von Menschen, die unaufhörlich von allen Seiten herzuströmten. Aus den Fenstern der umliegenden Häuser leuchteten die weißen Hauben der Frauen. Die Stützen der überfüllten Balkone knarnten und krachten. Ganz Mutige kletterten an den Abflußröhren zu den Dächern empor.

Jetzt begannen die Schauspieler vor den Augen der Menge auf die Bühne zu steigen. Ein hochgewachsener, finsterblickender Mann in roter Tunika trat in die Mitte der Bühne. Er hatte die Rolle des „Prologs“. Man sah ihn den Mund auf- und zumachen, flehentlich die Hände falten, aber seine Worte gingen im Lärm und Geschrei der Menge unter. Da deutete

er mit beredten Gesten zur unteren Bühne, wie um den Lärmenden das schreckliche Schicksal der Sünder vor Augen zu führen. Und zur Bestätigung dieser Drohung erscholl aus dem Rachen des Ungeheuers ein fürchterliches Getöse, indem Fässer mit Steinen hin und her gerollt wurden. Gesellen in schrecklichen Masken sprangen auf die gezackten Mauern der „Hölle“. Sie stellten Teufel dar und brüllten, heulten, knirschten mit den Zähnen und schlugen mit Eisenstäben gegen kupferne Schüsseln und Töpfe. Der Gestank brennenden Wergs wehte über die Zuschauer. Eine Flamme loderte aus dem Rachen des Untiers.

Schreiend flüchteten sich die Kleinsten zu ihren Müttern, um sich in den Falten ihrer weiten Röcke zu verbergen. Die Menge schwieg betroffen. Das Mysterienspiel konnte beginnen. Auf die Bühne sprang ein den Teufel darstellender junger Geselle, mit einem roten Trikot bekleidet, unter dem sich alle Muskeln seines gesunden, geschmeidigen Körpers abzeichneten. Nachdem er sich vor dem Publikum verbeugt hatte, begann er auf den Händen zu gehen und radzuschlagen. „Oho!“ wurde in der Menge Beifall geschrien.

Offenbar war er gut bekannt. Jede seiner Gesten wurde mit Beifallsäußerungen überschüttet. Um nichts schuldig zu bleiben, griff er die Zurufe der Menge sofort auf und sparte nicht mit schlagkräftigen Erwiderungen. Beißende Bemerkungen und kräftige Witze hagelten nur so aus seinem Munde, keinen Augenblick war er um eine Antwort verlegen.

Das Publikum lachte schallend. Henne merkte, daß die Ausfälle des Gesellen freche Anspielungen enthielten. Der Verfasser des Mysterienspiels, ein Geistlicher, blickte einige Male beunruhigt aus der blauen Drapierung des „Paradieses“ hervor und stieß mit einem Stock auf, um den Schauspieler zur Ordnung zu rufen. Aber der lustige Geselle, den das beifällige Gelächter der Menge erst recht anstachelte, ließ sich nicht beirren. Da stieg der Apostel Petrus auf die Bühne und machte ihm ein Zeichen, sich zu entfernen. Der ausgelassene

Teufel jedoch nahm eines der Balsamgefäße tragenden Mädchen beim Rock, zog sie an sich und schrie:

„Heiligster Vater, du jagst mich fort; aber ich wette, wenn ich deine Kutte an hätte, würde mich niemand von den besten Dienern der Kirche unterscheiden!“

Die Menge brach in Lachen aus.

Ein dicker schwitzender Mönch in der Nähe von Henne keuchte vor Empörung. Henne mußte unwillkürlich lächeln.

Der außer Rand und Band geratene Teufel fuhr fort, indem er das Mädchen hinter die Dekoration zog, die die Kirche vorstellte:

„Komm, Kleine! Im Schutz dieser Kirchenmauern werden wir es uns erst richtig schön machen.“

Die Zuschauer spendeten ihm rasenden Beifall. Der in der Hitze und dem Gedränge fast erstickende Mönch schüttelte die Fäuste und schrie, zu Henne gewandt:

„Und Ihr! Ihr! Warum sagt Ihr nichts? Wie könnt Ihr eine solche Schmähung unserer heiligen Kirche dulden!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, kreischte er mit durchdringender Stimme:

„Nieder mit ihm! Steine auf den Gotteslästerer!“

Aber niemand wollte ihm beipflichten. Ein Mann von riesigem Körperbau hielt ihm sogar seine mächtige Faust unter die Nase. Der Mönch prallte zurück. Von allen Seiten wurden ihm höhnische Bemerkungen zuteil. Darauf hob er einen verfaulten Fisch von der Erde auf und warf ihn auf das Podium.

Der Teufel ließ das Mädchen los, fing den Fisch auf und schrie:

„Heiliger Vater! Ich teile durchaus Euren Unwillen! Der Fisch ist deswegen verdorben, weil man ihn nicht gesalzen hat. Ihr habt ihn bei einem armen Fischer nach dem zweiten April gekauft!“

„Bravo!“ erscholl es aus der Menge, die vor Vergnügen geradezu wieherte.

Allen war gegenwärtig, daß der Rat der Stadt am zweiten April eine Salzsteuer eingeführt hatte, die besonders schwer auf der ärmlichen Bevölkerung lastete.

„Dieser Hans Bartel ist auch wirklich ein Teufel! Der hat vor Gott und der Welt keine Angst!“ riefen die Leute begeistert.

„Bravo, Hans! Bravo! Gib's ihnen! Nur immer drauf!“ hagelten die Zurufe.

„Nichts als Steuern und Abgaben!“

„Nieder mit den Adligen!“ wurde von jemand geschrien, der aber sogleich wieder verstummte.

Henne runzelte die Brauen und begann sich durch die Menge einen Rückweg zu bahnen. Man machte ihm Platz, aber hinter sich hörte er spöttische Bemerkungen.

Aus der blauen Drapierung hervor brüllte der Verfasser des Mysterienspielles in ein kupfernes Sprachrohr, das die Stimme Gottes darstellen sollte:

„Leute! Hört alle auf mich!“

„Was sind diese Deutschen doch für Barbaren! Was für eine Geschmacklosigkeit!“ wurde von jemand hinter Hennes Rücken auf lateinisch bemerkt.

Henne drehte sich so schnell um, daß er einen jungen Mann im schwarzen Barett und mit lose über die Schulter geschlagenem Mantel, wie man sie in Italien zu tragen pflegte, anstieß.

„Ihr habt mich gestoßen und entschuldigt Euch nicht einmal!“ sagte der im Barett, zu Henne gewandt.

„Und wer seid Ihr denn, daß ich mich zu entschuldigen hätte?“ antwortete Henne hitzig, mit einem Blick auf den Anzug des Unbekannten.

Die venezianischen Spitzen, das elegante Wams, das helle Trikot, die seidigen, auf die Schulter fallenden Locken – alles verriet einen von jenseits der Alpen herübergekommenen Künstler oder Dichter.

„Eher ist einem Maultier Latein beizubringen als einem

Deutschen Höflichkeit“, fuhr der Italiener fort, dem andern höhnisch in die Augen blickend.

„Sofort nehmt Eure Worte zurück“, rief Henne aufbrausend und riß den Dolch aus dem Gürtel.

„Steckt nur Euer entsetzliches Messer weg, Ihr könntet noch wirklich jemandem weh tun“, bemerkte ruhig der Unbekannte.

„Ich verwunde höchstens Euch und vielleicht auf den Tod, wenn Ihr mir nicht sofort Genugthuung gebt“, drohte Henne.

Der andere zog mit lässiger Grazie ein elegantes Stilett aus dem Gürtel.

„Zu Euren Diensten.“

Neugierige, die interessiert den Zusammenstoß beobachtet hatten, wichen zurück, um den Gegnern für ihren Zweikampf Platz zu machen.

Wahrscheinlich wäre es nicht ohne Blutvergießen abgegangen, wenn nicht ein am Kirchengitter stehender junger Mann in der schwarzen Tracht eines Bakkalaureus dazwischengerufen hätte:

„Henne, halt ein! Mein Gott, das ist doch Signor Niccolo!“

Der junge Bakkalaureus eilte zu den Streitenden.

„Signor Niccolo! Henne! Erklärt mir um des Himmels willen, was ihr miteinander habt!“

„Ach, du bist das, Konrad!“ sagte Henne, der immer noch seinen Dolch in Bereitschaft hielt. „Ich habe dich nicht in der Menge gesehen. Dieser Signor Niccolo, wie du ihn nennst, hat sich erlaubt, mich belehren zu wollen.“

„Wenn ich auch nicht die Ehre habe, Euch zu kennen, Signor“, sprach der Italiener, zu dem Bakkalaureus gewandt, „so veranlaßt mich doch die Höflichkeit, Euch zu antworten: Dieser Henne, wie Ihr ihn nanntet, will nicht zugeben, daß er grob ist und schlecht erzogen.“

„Hörst du? Kann ich das etwa hinnehmen?“ ereiferte sich Henne von neuem und packte den Griff seines Dolches noch fester.

Konrad faßte ihn am Arm.

„Schäm dich doch, Henne! Was soll denn Signor Niccolo über unser Land für eine Meinung bekommen?“

„Bestimmt keine hohe!“ bemerkte Signor Niccolo kopfschüttelnd. „Ich habe mich am Hofe eures Kurfürsten von der Pfalz aufgehalten und dort nicht einen einzigen gebildeten Menschen getroffen. Aber woher ist Euch mein Name bekannt, Signor?“

„Ich bin Konrad Humery und habe in Bologna an der erst vor kurzem errichteten Universität studiert. Wie sollte ich den Dichter Niccolo Puccini nicht kennen!“

Der Italiener fühlte sich von dieser Antwort offenbar geschmeichelt. Er barg das Stilet in den Falten seines Mantels und wandte sich mit liebenswürdigem Lächeln zu Konrad:

„Nun, und dieses junge Hähnchen?“ fragte er mit einer Kopfbewegung zu Henne hin, der abwechselnd dem Bakka-laureus und dem Italiener mißtrauische Blicke zuwarf.

„Das ist Henne Gensfleisch von Sorgenloch, seit meiner Kindheit mit mir befreundet. Wir haben mehr als ein paar Hosen durchgescheuert, als wir zusammen die Schulbank drückten und man uns Grammatik, Latein und anderes gelehrtes Wissen einbleute. So, und jetzt gebt euch die Hand und versöhnt euch!“

Diese Worte waren in so herzlichem Ton gesprochen, daß der Italiener ungewollt Henne die Hand hinhielt. Henne steckte den Dolch in die Scheide und folgte seinem Beispiel.

„Und jetzt, Freunde“, fuhr Konrad fort, „müssen wir unsere Begegnung gebührend feiern. Ich denke, ihr beide werdet von diesem kindlichen Schauspiel genug haben“, er bewegte den Kopf nach der Bühne hin, wo in diesem Augenblick eine Taube aus Holz, die den heiligen Geist vorstellen sollte, an einer Schnur heruntergelassen wurde, „und gern ein paar Stunden in angenehmer Unterhaltung bei mir verbringen. Meine Wohnung ist ganz in der Nähe. Ich wage zu glauben, daß

Signor Niccolo seine Meinung über meinen Freund Henne ändern wird und vielleicht sogar erkennt, daß es auch bei uns Menschen gibt, denen Bildung nicht fremd ist.“

Die Einladung erfolgte in so herzlicher und freundschaftlicher Weise, daß weder Signor Niccolo noch Henne es über sich brachten, sie auszuschlagen.

*BUCHER, MIT DER HAND GESCHRIEBEN*

Während des ganzen Weges zu Humerys Haus blieb Henne schweigsam. Ihn quälte der Gedanke, viel zu schnell auf die Versöhnung eingegangen zu sein. Wenn ihn der Fremde nun für einen Feigling hielt?

Aber Signor Niccolo war äußerst liebenswürdig. Er erzählte von seiner Vaterstadt Florenz. Aus ganz Italien strömten Dichter, Maler, Bildhauer und Baumeister dorthin. Selbst der Papst war auf den großartigen Aufschwung der Toskanischen Republik neidisch. Dort wurden prachtvolle Paläste gebaut, herrliche Statuen und Bilder geschaffen, entstanden Gedichte und Novellen, die die ganze Welt in Begeisterung versetzten.

„Mein Aufenthalt am Hofe eures Kurfürsten von der Pfalz hat mich sehr enttäuscht“, berichtete er. „Was habe ich dort gesehen? Die Liebe zu Turnieren, zur Jagd und zu rohen Schauspielen! Wir Florentiner dagegen bevorzugen poetische Wettstreite, unblutige Redekämpfe, philosophische Dispute. Bei uns ziehen die Mysterienspiele immer weniger und weniger Zuschauer an. Bei uns wollen die Menschen die Schöpfungen der großen Dichter auf der Bühne sehen, eines Plautus, eines Terenz. Gibt es denn bei euch keine wirklichen Dichter und Männer von Bildung?“ Etwas wie herablassende Verachtung klang aus der Stimme Niccolos.

Henne war überrascht. Wo blieb die Tapferkeit? Galt der Mannesmut denn gar nichts in den Augen des Signors? Hatte

er am Hofe des Kurfürsten etwa keine unerschrockenen Ritter gesehen?

Aber Henne behielt seine Gedanken für sich. Dieser Italiener genoß offenbar großes Ansehen. Wie könnte sich sonst Humery ihm gegenüber so ehrerbietig verhalten? Allerdings hatte Konrad schon auf der Schule seine Vorliebe für Dichter und Verfasser von Geschichten gezeigt. Er liebte abstrakte Dispute, logische Spitzfindigkeiten. Viele Stunden konnte er mit dem Ersinnen von Rätseln und Rebussen verbringen, die damals in Mode kamen. Henne dagegen zog den abstrakten Dingen solche vor, die greifbar waren, die Farbe, Form und Geschmack besaßen. Von klein auf hatte er Sinn für wertvolle Steine, oft lief er von Hause fort, um sich bei ihm bekannten Juwelieren im Ausstanzen von Ziersächelchen aus Silber zu versuchen.

Es machte ihm Freude, wenn er sah, wie die Hände des Meisters aus dem rohen Material die darin verborgenen Wunder erschlossen. Von allen Schulfächern liebte er das Schreiben am meisten. Aber nicht der Sinn des Geschriebenen interessierte den Knaben, sondern die geraden Reihen der unter dem Griffel hervorgehenden Buchstaben bereiteten ihm ungewöhnliche Freude. Nach dem Verlassen der Klosterschule blieb er in Mainz, ohne viel an seine Zukunft zu denken. Ihm stand ja der Ehrenposten bevor, den sein Vater im Gemeinwesen einnahm.

Konrad war zum Studium nach Bologna gegangen, und die Freunde blieben für mehrere Jahre getrennt. Inzwischen starb der alte Humery, Konrads Vater, und der junge Bakkalareus war genötigt, in seine Heimatstadt zurückzukehren, um sein Erbe anzutreten. Er verkaufte den größeren Teil seines Besitzes an die Stadt und erhielt eine Rente, mit der er sich in aller Ruhe weiter der Wissenschaft widmen konnte.

Es war aber unvorstellbar, wie sehr sich das Haus Humerys seit der Übernahme durch Konrad verändert hatte. Als Henne über den Hof ging, sah er nicht einen einzigen Menschen. Wo

waren alle Bediensteten geblieben? Die Stalltüren standen weit offen, kein Pferd war zu erblicken. Auch die Speicher und Vorratskammern waren anscheinend leer. Das Haus schien wie ausgestorben.

Die Angekommenen begaben sich über eine Holzterapie zum Obergeschoß. Dabei kamen sie durch ein paar spärlich ausgestattete Stuben und einen Korridor, gleichfalls ohne jemand zu begegnen. Auf den Tischen lagen keine Decken, nirgends war ein Wandschmuck zu erblicken. Alles das berührte Henne über die Maßen seltsam. Humery hatte doch seinem Sohn einen beträchtlichen Besitz hinterlassen.

Man könnte meinen, hier wohne ein armer, aus dem Volk hervorgegangener Geistlicher, dachte Henne unwillkürlich, als er die Treppe hinaufstieg. Weswegen hatte Konrad diesen Italiener zu sich eingeladen?

Konrad blieb vor einer kleineren, eisenbeschlagenen Tür stehen, nahm einen Schlüssel heraus, schloß auf und führte seine Gäste in ein schmales langes Zimmer, an dessen Wänden nichts als Bücherschränke standen.

„Bevor wir uns an den Tisch setzen“, sagte er, „wollte ich euch meine Bibliothek zeigen.“

Der Italiener überflog mit dem Blick die erlesene Malerei des Deckengewölbes, die auf den Schränken stehenden Büsten griechischer Weisen aus karrarischem Marmor, das feine Gitterwerk der Spitzbogenfenster mit den kleinen Scheiben, den weichen, jeden Schritt dämpfenden Teppich und hatte nichts auszusetzen. Er trat an einen der Schränke heran und fragte mit verhaltener Ungeduld:

„Ist es erlaubt?“

„Ich bitte“, antwortete Konrad, die Schranktür öffnend.

„Das Katholikon! Augustinus: ‚Bekenntnisse‘, Thomas von Aquino: ‚Kommentar über die Sentenzen des Petrus Lombardus‘“, las der Italiener die Titel der mächtigen, in gelbes Schweinsleder gebundenen Folianten, „und sogar Duns Scotus! Alle Wetter!“ murmelte er durch die Zähne.

„Wenn Euch weltliche Werke mehr interessieren, so wendet Euch hierhin.“ Konrad wies auf einen anderen Schrank.

„Vergil, Horaz, Ovid! Plinius, Aristoteles und alle Lehrer des Altertums!“ Der Italiener konnte sich bewundernder Ausrufe nicht enthalten. „Das ist ja eine wahre Schatzkammer! Wie ich sehe, gehen Eure Interessen weit über die Grenzen der scholastischen Lehren der Kirchenväter hinaus.“

„Ich habe mir aus Bologna das Beste, was nur zu finden war, mitgenommen“, versetzte Konrad bescheiden.

Der Italiener holte eine Lupe aus der Tasche und begann eifrig die kleinen Buchstaben auf dem vergilbten Pergament einer der Handschriften durch das Vergrößerungsglas zu betrachten.

„Griechische Verse! Im Original! Wo konntet Ihr zu solcher Seltenheit kommen? Ich kenne sie nur aus den Kommentaren!“

Triumphierend bewegte Konrad die Lippen. An den Schläfen bildeten sich verschmutzte Fältchen. Er war von dem Eindruck, den der Italiener bekommen hatte, befriedigt. Niccolo Puccini, Bücherliebhaber und Kenner der antiken Literatur, war fassungslos.

„Ich kaufte diese Handschrift bei dem Prior eines Klosters“, antwortete Konrad. „Die Mönche hatten sich schon daran gemacht, die alten Hexameter von dem Pergament herunterzukratzen, um für ihre Psalmen darauf Platz zu schaffen.“

„Ja, ich sehe Spuren von Schabeisen und feuchtem Schwamm.“

„Es kostete mich große Mühe, den Prior zum Verkauf dieses Buches zu überreden. Als er merkte, welchen Schatz er besaß, verlangte er einen sehr hohen Preis.“

„Aber das ist ja ein Fund!“ rief der Italiener, ohne das Werk aus der Hand zu legen. „Nicht einmal in der Bibliothek von Cosimo Medici befindet sich davon ein Exemplar.“

„Wieviel hast du dafür bezahlt?“ fragte Henne, der zu begreifen begann, welchen Weg der Besitz des alten Humery gegangen war.

„Ich habe das Gut bei Memling dafür gegeben.“

„Für ein einziges Buch?“ rief Henne aus.

„Da gab es nichts als Weinberge. Nun, und ich trinke Wein lieber mit Wasser verdünnt“, entgegnete Konrad zum Scherz.

„Ein Gut für ein einziges Buch!“ flüsterte Henne.

„Das Buch ist es wert“, sagte der Italiener überzeugt. „Wenn Ihr es verkaufen wolltet . . .“

„Das möchte ich nicht“, unterbrach ihn Konrad. „Wenn es Euch aber recht ist, kann ich Euch jemand nennen, der Euch in die Bibliothek des Karmeliterklosters führt. Dort könnt Ihr die größten Seltenheiten sehen. Kaufen könnt Ihr sie allerdings nicht, wohl aber abschreiben lassen. Ich besitze eine Erlaubnis.“

„Wieviel Zeit erfordert das Abschreiben?“

„Einige Monate, vielleicht auch Jahre. Das hängt von dem Buch ab. Wenn Ihr an Büchern weltlichen Inhalts Interesse habt, so stehen Euch meine Schreiber zur Verfügung.“

„Habt Ihr viele Schreiber?“

„Nicht so viel, wie ich wollte“, sagte Konrad ausweichend. Der Italiener blätterte von neuem in der vergilbten Handschrift, als ob es ihm leid wäre, sich von ihr zu trennen. Dann gab er sie ehrfurchtsvoll Konrad zurück.

„Nehmt“, sagte er und fügte nach ein paar Augenblicken hinzu: „Ich werde nicht wieder unehrerbietig von Eurem Lande sprechen. Auch bei Euch gibt es Menschen von Bildung.“

Henne warf einen Blick auf den Fremdling und konnte die in ihm vorgegangene Veränderung nicht begreifen.

Was für eine geheimnisvolle Macht doch ein Buch hat, dachte er. Dieser Mann, der mehrere Monate am Hofe eines mächtigen Kurfürsten unter den angesehensten, tüchtigsten, einflußreichsten Männern verbracht hat, fand nichts Gutes in unserem Lande. Erst hier, an dieser unansehnlichen Stätte, änderte sich sofort seine Ansicht; er drückt Konrad die Hand und hält ihn für den Würdigsten aller Würdigen. Und alles

das hat ein Buch bewirkt. Vergilbte, mit einer winzigen Schrift bedeckte Seiten!

Auch Henne nahm ein Buch zur Hand. Auf einem purpurfarbenen Pergament leuchteten in mattem Glanz Goldbuchstaben.

„Das Königsevangeliar!“ erklärte Konrad. „Nur ein glücklicher Zufall ließ dieses Buch in meine Bibliothek gelangen. Aber obgleich es sehr kostbar ist, liegt mir doch dieses Bändchen hier mehr am Herzen.“

Er nahm ein Evangeliar aus dem achten Jahrhundert heraus und schlug die erste Seite auf. Ein spitzenähnliches irisches, in verblaßter brauner Farbe ausgeführtes Ornament setzte durch seine Feinheit in Erstaunen. Die verzwickten Linien bestanden aus staubfeinen Pünktchen.

„Und wie gefällt Euch der Pariser Künstler Jacmar von Eden?“ fragte Konrad und nahm ein Buch aus dem Schrank, das mit Gold und tiefblauer Farbe ausgemalt war. „Eine gewöhnliche Weinrebe! Aber was für eine Leuchtkraft! Was für eine Linienführung! Welche Feinheit der Arbeit in diesen Miniaturen!“

Henne stand vor dem Schrank und nahm ein Buch nach dem andern heraus und entzückte sich an ihnen nicht weniger als an den Kostbarkeiten in der Werkstatt eines Juweliers. Dann betrachtete er die schweren durchbrochenen Schließen eines der Bücher. Sie waren herrlich. Mehrere Male probierte er ihre Haltbarkeit, machte sie auf und wieder zu, blätterte in den festen Pergamentseiten. Es bereitete ihm ein fast physisches Behagen, diese substantielle Verkörperung des menschlichen Genies in der Hand zu halten. Leicht mit den Fingerspitzen die Seiten berührend, dachte er immer wieder an die geheimnisvolle Macht des Buches über den Menschen.

„Wollen wir nicht in die Eßstube gehen? Ich lasse Wein kommen“, sagte Konrad, seine Gedanken unterbrechend.

Ungern stellte Henne das Buch wieder an seinen Platz, und sie verließen die Bibliothek.

Signor Niccolo zeigte sich als ein lustiger Geselle. Er trank viel, machte Späße, lachte laut und ansteckend, brachte die verschiedensten Trinksprüche aus, klopfte Henne freundschaftlich auf die Schulter und erzählte eine Menge unterhaltsamer Geschichten. Henne bemerkte nicht, wie es dunkelte und die Glocken das Ende der Vesper verkündeten. Sie verspürten keine Lust, auseinanderzugehen, obwohl sie genug Wein getrunken und ihre Gläser auf Aristoteles, auf die neuen Gedichte der deutschen Meistersinger, auf die „Ars amatoria“\* Ovids und einfach auf Amor\*\* geleert hatten.

Als schließlich Signor Niccolo auf die ganze Welt der Antike und alle Gelehrten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einen Trinkspruch ausbringen wollte, hatte er keinen Wein mehr in seinem Becher.

Konrad rief, daß süßer Branntwein gebracht werden solle, aber niemand meldete sich. Er stand auf und ging, sich für alle Fälle an der Wand festhaltend, zur Tür.

„He! Ist denn niemand da? Michel! Michel!“ schrie er hinunter. „Lichter! Wein!“

Nach langem Warten zeigte sich ein blasser Bursche, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand.

„Michel, warum machst du ein Gesicht wie einer, der aus Versehen in die Hölle statt ins Paradies geraten ist?“ fragte ihn Konrad.

„Ach, Herr“, antwortete der junge Mensch atemlos und stellte die Lichter auf den Tisch, „wenn Ihr nur wüßtet . . .“

„Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen, wie der große Aristoteles gesagt hat, und ich bin einer von ihnen, das heißt ein Mensch“, antwortete Konrad, einen aufgeblasenen scholastischen Theologen kopierend.

Der Italiener verstand den Spott und lachte.

„Infolgedessen ermangele ich nicht des Strebens, das, was

\* Die Kunst der Liebe.    \*\* Die Liebe.

ich nicht weiß, wissen zu wollen“, fuhr Konrad in dem gleichen Ton fort. „Erzähle mir das, was du weißt, so werde ich auch das wissen, was ich nicht weiß.“

Michel zitterte am ganzen Körper und flüsterte:

„Nein, nein, das kann ich nicht, es ist so schrecklich...“ Henne lachte so laut auf, daß das Geschirr auf dem Tisch klirrte. „Nimm eine Nadel und nähe die Löcher in deiner Seele zu, damit die Furcht nicht mehr in dich hineinkann!“

„Wenn Ihr wüßtet, wenn Ihr wüßtet...“, wiederholte Michel nur immer wieder.

„Also willst du nun endlich sagen, was wir wissen sollen?“ schrie Signor Niccolo. „Sonst bleibt mein Becher leer und alle gehen schlafen, ohne ihren Durst gestillt zu haben!“

„Ach, Herr, ich bin eben erst vom Platz zurückgekommen“, begann Michel, seine Worte durch Seufzer und Ausrufe unterbrechend, „ich habe das Mysterienspiel gesehen.“

„Nun und?“ warf Henne voll Ungeduld dazwischen.

„Hans Bartel... den doch die Leute so gern haben... hat alle so belustigt, daß sie sich vor Lachen gewälzt haben... Mir ist ein Riemen am Gürtel gerissen, so mußte ich lachen. Natürlich, manches hat er gesagt, was nicht in seiner Rolle stand... das hätte er nicht tun sollen... Aber es war ein großes Gaudium für alle... und dann... wenn nicht die Wache gewesen wäre... die hat zuerst angefangen... ich kam gerade noch weg... und jetzt laufen sie mit Messern umher und schreien...“

„Wer schreit?“ fragte Konrad streng.

„Sie... die Zunftgenossen...“

„Was schreien sie denn?“

„Ach, fragt mich nicht. Nichts wäre geschehen, wenn man ruhig das Mysterienspiel hätte seinen Lauf nehmen lassen. Aber die Wache mischte sich ein. Die Leute waren auf der Seite von Hans, wenn auch manche der Meinung waren, daß es vielleicht Sünde wäre, ihn zu unterstützen, weil er doch den Teufel spielte. Viele gingen sogleich fort, als die Wei-

sung kam, das Spiel abubrechen. Aber die, welche dableiben . . . als die Wache versuchte, sie mit Gewalt auseinanderzutreiben, hatten sie plötzlich Messer und Panzerhemden unter ihren Kleidern. Die Wache mußte von ihnen ablassen. Und ich war so erschrocken, daß ich gar nicht mehr an meinen Riemen dachte und mich bloß so schnell wie möglich zur Flucht wandte. Mir war, als ob mich die ganze Zeit jemand an den Beinen festhielte, und erst vor dem Haus machte ich mich von dem Riemen frei, der mir hinderlich gewesen war.“

Als Henne diesen Bericht vernommen hatte, erinnerte er sich an die Worte des Vaters, daß die Zunftgenossen mit einem Aufruhr drohten. Der Gedanke an die Gefahr, in der die Seinen schwebten, ernüchterte ihn augenblicklich, und er griff nach seinem Hut.

„Es ist Zeit“, sagte er und verabschiedete sich von Konrad.

Signor Niccolo war in seinem Sessel eingeschlafen. Henne wollte ihn wecken, überlegte es sich aber und ging auf die Straße, verzichtete auch auf einen Diener mit einer Laterne, den Konrad ihm anbot.

Schnellen Schrittes wandte sich Henne heimwärts. Schon waren überall die Tore fest verschlossen, mit schweren eisernen Bolzen die Fensterläden vorgemacht. Die Straßen waren in Dunkelheit getaucht. Ein abnehmender Mond hing wie ein zerbrochener Messingschild am Himmel und spendete fast kein Licht. Henne brummte von der Aufregung und dem vielen Wein der Schädel. Kaum hatte er einige Schritte getan, da bemerkte er eine dunkle Gestalt; sie drückte sich an der Mauer entlang, versteckte sich hinter Vorsprüngen und huschte von einem Haus zum andern. Als Henne an der Bonifatiuskirche vorbeiging, fühlte er den stoßweisen Atem von jemand, der sich in einer Nische verbarg.

Was hatte das zu bedeuten? Längst war zum Auslöschen der Lichter geblasen worden. Alle friedlichen Bürger hatten ruhig in ihren Betten zu schlafen! Wer trieb sich zu dieser späten Stunde in den Straßen herum?

Auch hinter dem nicht weggeräumten, für das Mysterienspiel bestimmt gewesenen Podium war jemand verborgen. Er trat hervor, leuchtete Henne mit einer Laterne ins Gesicht und wich zurück, offenbar einen andern erwartend. Der alte Platz war voller Menschen. Aus allen Straßen und Gassen strömten sie hier mit Fackeln und Fahnen zusammen. Erregte Rufe waren zu hören. Helme, Kettenhemden und Brustpanzer blitzten auf. Die Nachtluft war feucht von den Ausdünstungen der überschwemmten Wiesen, und es roch nach Ruß, Knoblauch, Staub und Schweiß. Henne beschleunigte seine Schritte, die Hand an das Heft des Dolches gelegt.

Unter dem Roland wimmelte es von Menschen. Alle Zunftfahnen flatterten hier. Niemand achtete auf Henne. Aller Augen waren einem Mann zugewandt, der auf einem umgekehrten Faß stand. Sein Gesicht war so bleich, daß es bei dem rötlichen Licht der Fackeln lila wirkte. Die Augen brannten in fiebrigem Glanz. Eine schreckliche Narbe zog sich vom Kinn bis zum linken Ohr. Erregt gestikulierend setzte er immerfort seine abgegriffene Mütze ab und wieder auf.

Das ist derselbe rote Teufel, der am Tage auf dem Podium seine Possen machte, durchfuhr es Henne.

„Wir wollen, die Zünfte sollen regieren!“ schrie der junge Geselle mit heiserer Stimme. „Ist das etwa ein Zustand? Wo ist da die Gerechtigkeit, wenn eine Handvoll Reicher die Stadt regiert? Warum haben wir Handwerker so wenig Sitze im Rat? Vertreter von allen Zünften müssen im Magistrat sein. Niemand soll ohne deren Erlaubnis Zutritt zu dem Gewölbe haben, in dem das Siegel und die Urkunden der Freien Stadt Mainz aufbewahrt werden!“

Henne stieß einen Fluch aus und wollte weitergehen, aber inzwischen hatte die Menge Raum gegeben, und ein gutgekleideter Mann mit Puffärmeln und einem breitkrempigen Hut mit einer Feder trat an den Redner heran.

„Nikolaus Wörrstadt! Nikolaus Wörrstadt!“ wurde von allen Seiten gerufen.

Nikolaus Wörrstadt! Der Stadtschreiber! Henne hatte ihn erkannt. Verräter! Überläufer! Hat den Eid abgelegt, dem Rat der Stadt Treue zu halten . . . Er zog den Dolch; da er aber um sich herum nichts als feindselige Gesichter sah, tat er ihn zurück und strebte schnellen Schrittes weiter nach Haus.

Die Menge verstummte. Der Redner überließ Wörrstadt seinen Platz auf dem Faß, und nun hub dieser zu reden an.

„Ich bin hierhergekommen, um allen bekanntzugeben“, erscholl seine klangvolle Stimme, „die Macht der Patrizier ist abgeschafft!“

„Bravo!“

„Die Mitglieder des alten Rats haben auf ihre Rechte Verzicht geleistet!“

„Hurra!“ Das Gebrüll der aufgeregten Menge klang zu Henne herüber.

„Der Vater . . . was wird mit ihm sein?“ murmelte der junge Mann beunruhigt und beschleunigte immer mehr seinen Schritt.

In der nächtlichen Dunkelheit war von fern Pferdegetrappel und Rufen zu hören: „Haltet ihn, haltet ihn!“ Keine Wache war zu sehen. Hinter den Fensterläden einiger Häuser flakerte unruhiger Lichtschein.

An der Kapelle Allerheiligen bei der Straßenkreuzung stand jemand mit einer Laterne und starrte in die Dunkelheit.

„Bist du das, Heinrich?“ rief Henne, als er den Diener erkannte. „Was machst du hier?“

„Ich warte auf Euch, Herr“, antwortete der alte Mann, zitternd vor Furcht. „Ich wußte, Ihr müßtet an dieser Kapelle vorbei. Kommt mir nach!“

„Wo ist der Vater?“ fragte Henne außer sich vor Unruhe.

„Der Herr wartet auf Euch. Und die Frau auch.“

„Sie sind am Leben?“

„Am Leben, am Leben! Kommt nur schnell, ich will Euch alles erzählen. Wir gehen gleich hier über das freie Feld, um niemandem zu begegnen.“

Sie durchschritten einen Hof, wo es erquickend nach Lavendel und Minze duftete.

„Nun sage mir endlich, wo Vater und Mutter sind!“ flehte ihn Henne an.

„Der alte Herr und die Frau konnten zu Pferde entfliehen. Sie haben sich nach Eltville gewandt, zu Eurem Bruder, Herrn Friele. Aber Herr von Westhof, der Siegelbewahrer, ist von einer Bande Bewaffneter in seinem Hause ergriffen und in den Turm abgeführt worden. Herr Treibach, der Steuereinknehmer, war gewillt, jedwedes Dokument zu unterschreiben, wenn sie ihn nur am Leben lassen.“ Heinrich leuchtete mit der Laterne auf einen von Efeu und Glyzinen umrankten Brunnen. „Von hier führt ein gerader Weg zum Turm des heiligen Otto“, erklärte er. „Wir müssen uns beeilen. Am Tor des Turmes wartet ein Mann auf mich. Er versprach, uns durchzulassen. Er weiß, wie das geschehen kann.“

Henne war von allem, was er gehört hatte, so benommen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Schweigend folgte er seinem Begleiter, der schon alles vorbereitet hatte, um aus Mainz herauszukommen.

Hinter der Stadtmauer, an der Brücke, machte der Diener halt; er hob die Laterne und deutete auf ein kleines Haus.

„Dort, beim Fährmann, befinden sich unsere Pferde. Er ist treu und hat sich erboten, nach ihnen zu sehen. Wartet, ich bringe sie sofort her.“

Henne blieb stehen und wartete. Die tiefe Schwärze der Nacht verblaßte, als hätte man Wasser in sie hineingegossen. Schon waren eine hohle Weide und ein kieloben liegender Kahn am Ufer zu erkennen. Auf dem Dach des Hauses klappte friedlich ein Storch. Zwei Wege verliefen von hier aus nach verschiedenen Richtungen. Der eine führte zum Stadttor zurück, der andere über die Brücke in eine nebelhafte Ferne.

Jetzt kam Heinrich mit den beiden Pferden. Henne sprang auf das eine von ihnen und ritt einer ungewissen Zukunft entgegen.

Der alte Gensfleisch von Sorgenloch, der im ganzen Leben keine Unpäßlichkeit gekannt hatte, fühlte sich plötzlich schlecht, und noch bevor Eltville erreicht war, mußte er in einem Kloster um Einlaß bitten. Er wurde mit der gebührenden Achtung empfangen und erhielt das beste Zimmer zugewiesen. Es wurde nach einem erfahrenen Arzt geschickt, dem Bruder Ulrich, und für die Gesundheit des vornehmen Gastes eine Messe gelesen. Aber weder die Gebete noch die Medizin halfen dem Greis. Kaum, daß er noch das Abendmahl empfangen konnte. Der älteste Sohn, Friele, der, durch einen Eilboten benachrichtigt, zu Pferde herbeigesprengt kam, traf den Vater nicht mehr am Leben. Auch Henne und Heinrich, die unterwegs von einem Klosterbruder erwartet wurden, kamen zu spät. Elsa schluchzte an der Leiche ihres Mannes.

Die Sorge um die Mutter und um das Haus lastete jetzt auf den Schultern der Brüder.

Friele war genötigt, so schnell wie möglich nach Eltville zurückzukehren, denn er gehörte zur persönlichen Leibwache des Erzbischof-Kurfürsten von Mainz.

Elsa sandte an den neuen Rat der Stadt Mainz einen Brief mit der Bitte, ihr mit ihrem jüngsten Sohn die Rückkehr in die Heimatstadt zu gewähren.

Der alte Gensfleisch wurde vorerst auf dem Friedhof des Klosters beigesetzt, man wollte jedoch seine sterblichen Reste, sobald sich dazu eine Möglichkeit bieten würde, nach Mainz in die Familiengruft überführen.

Nach der Trauerfeier befragte Friele den Bruder über seine weiteren Absichten.

„Was gedenkst du nun zu tun, Henne? Vergiß nicht, daß du dem Wunsch des Vaters gemäß seinen Platz im Rat der Stadt einnehmen und die Ehre unseres alten Geschlechtes hochhalten solltest!“

„Ich habe mir noch keinen Plan gemacht“, sagte Henne,

„aber keinesfalls bin ich gewillt, als Bettler und Bittsteller nach Mainz zurückzukehren. Das weiß ich sicher. Nur ruhmbedeckt werde ich wiederkommen! Dann können sich diese Krämer aus dem Rat glücklich schätzen, mit mir in einer Stadt geboren zu sein!“

Friele lächelte.

„Wenn es dich nach Ruhm verlangt“, sagte er, „so begib dich unter die Fahne des Kurfürsten von der Pfalz. Wo Krieg ist, gibt es auch Ruhm. Und der Kurfürst führt ständig Krieg. Ich habe Freunde in seinem Heer, die dir helfen werden.“

„Nein, nein“, entgegnete Henne, „nur nichts von Krieg! Ich verspüre nicht die geringste Neigung, mir mit der Waffe Ruhm zu erwerben. Ich werde eine andere Beschäftigung finden.“

„Was für eine? Du gedenkst doch nicht etwa, Geistlicher oder Kaufmann zu werden? Du willst also nicht in die Heimatstadt zurückkehren, um dort einen deiner würdigen Posten einzunehmen? Wo willst du dich dann hinwenden? In die Fremde? Sei nicht allzu selbstherrlich, lieber Bub. Du bist jung, heißblütig, unerfahren. Du vermagst es nicht zu ermessen, wie mißtrauisch dir die Menschen begegnen werden, die dich und deine Familie nicht kennen. Wer wird dir helfen, in einer fremden Stadt Fuß zu fassen? Nimm dir meinen Vorschlag ernsthaft zu Herzen. Entweder Rückkehr nach Mainz, oder der Kurfürst. Einen andern Weg sehe ich für dich nicht.“

„Weder das eine noch das andere!“ antwortete Henne fest entschlossen. „Lieber werde ich . . .“, Henne stockte, „werde ich . . .“

„Was?“ fragte sein Bruder.

„Bücher abschreiben . . .“, entfuhr es ihm plötzlich.

Friele fing an zu lachen.

„Du Grünschnabel! Was ist das für dummes Zeug?“ fügte er schon strenger hinzu. „Bücher abschreiben! Wie konnte dir das in den Sinn kommen?“

„Das ist kein dummes Zeug“, antwortete Henne starrköpfig, „Bücher sind eine sehr einträgliche Sache. Ich weiß das. Für eine schöne Handschrift wird sehr viel Geld bezahlt. Es gibt Leute, die für ein einziges Buch ein Gut herzugeben bereit sind. Und außerdem . . . ich habe nicht die Absicht, selbst abzuschreiben, ich nehme mir dazu kunstfertige Schreiber.“

„Das ist nichts für einen Edelmann“, sagte Friele finster, „fehlte nur noch, daß du Handwerker werden willst.“

Da er keine vernünftige Antwort von seinem Bruder zu gewärtigen hatte, verabschiedete sich Friele, schwang sich auf sein Pferd und ritt nach Eltville.

Henne sah ihm zerstreut nach und wandte sich dem zu, was ihn im Augenblick am meisten beschäftigte. Leicht runzelte er die Brauen. Er drückte seinen Amethystring, auf dessen Stein ein Monogramm eingraviert war, in den Samtaufschlag seines Ärmels und vertiefte sich in die Betrachtung der niedergedrückten Gewebefasern.

Die Antwort des neuen Rates der Stadt Mainz auf den Brief Elsas konnte nicht so bald eintreffen. Henne und seine Mutter fanden vorübergehend ein Unterkommen in einem Kloster der Zisterzienser, einem der einflußreichsten Orden, der über Frankreich, Italien, Spanien und Süddeutschland seine Niederlassungen verstreut hatte. Die wirtschaftliche Betätigung des Ordens war äußerst vielseitig.

Das Kloster war von trefflich gehaltenen Weinbergen, Obstplantagen, mit zahlreichen Bienenstöcken darin, und ausgedehnten Gemüsegärten umgeben. Auf den saftigen Wiesen weidete reinrassiges Vieh. Außerhalb der Klostermauern wurde ein Gasthaus für durchreisende Kaufleute unterhalten, mit großen Lagerräumen für ihre Waren.

Hennes Aufmerksamkeit fesselte ein prächtig ausgestattetes Skriptorium, worin die Brüder Schreiber geistliche Bücher abschrieben. Dieses Gewerbe brachte dem Kloster keine geringen Einkünfte.

Es war ein großer Raum mit einem Spitzkappengewölbe

und hohen gotischen Fenstern, die viel Licht einließen, in einem entfernten Winkel des Klosters gelegen, wohin weder der Lärm des wirtschaftlichen Treibens noch der langgezogene Gesang der ununterbrochenen Gottesdienste gelangte. Hier befanden sich mehrere Dutzend Pulte, an denen die mönchischen Schreiber stehend oder auf hohen Schemeln sitzend arbeiteten. Von der Decke herab hingen an Bronzeketten Leuchten, die es ermöglichten, die Arbeit zu jeder beliebigen Zeit fortzusetzen.

Henne gefiel einem älteren, gutherzigen Mönch, dem Bruder Dominik, der schon im Laufe vieler Jahre das Abschreiben der Bücher in dem Kloster unter sich hatte. Der Mönch ließ den jungen Mann bereitwillig in das Skriptorium ein, dessen Betreten den übrigen Klosterinsassen, mit Ausnahme des Ökonomen und des Zahlmeisters, verwehrt war. Voller Stolz wies er seinem jungen Besucher die schönsten Arbeiten seiner Untergebenen und rühmte sich der an einem Tage von den Fleißigsten abgeschriebenen Seitenzahlen.

Geistliche Bücher wurden vornehmlich auf Bestellung reicher Auftraggeber hergestellt.

Wenn es sich darum handelte, für den Kurfürsten und andere Vornehme zu arbeiten, wurden für das Abschreiben die besten Meister im Schönschreiben ausgesucht. Sie allein verstanden, ohne die Schönheit der Schrift zu beeinträchtigen, im Text die figürlichen Lücken auszusparen, die dann die Maler – Illuminatoren und Rubrikatoren – mit Vignetten, Ornamenten und Miniaturen auszufüllen hatten.

Dank dem Wohlwollen Bruder Dominiks verweilte Henne oft im Skriptorium und sah den Kopisten bei ihrer Arbeit zu. Er wußte, daß diese so beschäftigten Mönche außer Obdach, Verpflegung und Bekleidung keinerlei Entgelt für ihre Arbeit erhielten. Die gesamte reiche Einnahme, die der Bruderschaft aus dem Abschreiben der Bücher zufließte, ging in die Klosterkasse.

Unaufhörlich bohrte in Hennes Gehirn der Gedanke: Wie-

viel Mühe erfordert diese Arbeit! In den Erinnerungen aus seinen Kinderjahren, die sich tief in sein Gedächtnis eingegräbt hatten, schwebten ihm die Goldgulden vor, die ununterbrochen einer nach dem andern klingend in einen Korb fielen. Der Mann gravierte doch auch nicht auf jede einzelne Münze immer dieselben Zeichen! Nein, er schlug mit dem Hammer auf den Prägestock, und die fertigen Münzen rollten unter seinen Händen hervor! Warum sollte man nicht auf dieselbe Weise Bücher prägen können?

Um die Kopisten nicht von der Arbeit abzulenken, hatte im Skriptorium strengste Ruhe zu herrschen. Der gesprächige Bruder Dominik, der sich mit seinem jungen Freund unterhalten wollte, zog ihn daher öfter in den Klostergarten. Hier setzten sie sich auf eine Bank unter einer schattigen Kastanie. Die durch das dichte Laub fallenden Sonnenstrahlen zeichneten auf dem Sand des Weges zitternde Kringel. Die Luft war von dem Duft der blühenden Linden erfüllt. Goldene wollige Kugeln – die Bienen – umsummten die Blütenbüschel.

Bruder Dominik faltete behaglich die Hände über dem Leib und erteilte geruhsam seinem Bruder gute Lehren.

„Du bist jung, mein Sohn, und Leidenschaften beherrschen dich. Ich will es nicht verhehlen, auch ich hatte einmal mit ihnen zu kämpfen. Wenn du in meine Jahre kommst, wirst du es verstehen: Alles auf der Welt ist eitel! Eitelkeit aller Eitelkeiten und weiter nichts!“

Er verfiel in Nachdenken, erinnerte sich an sein vergangenes Leben, lächelte und fuhr fort, indem er einen zärtlichen Blick auf die breiten Schultern des jungen Mannes warf:

„Genieße das Leben, mein Sohn, das ist keine große Sünde. Du befindest dich jetzt an einem Scheidewege und weißt nicht, wohin du den Blick richten, was für eine Tätigkeit du wählen sollst. Was mich betrifft, so billige ich deine Weigerung, Soldat zu werden, und deinen Hang zu den Büchern.“

Bruder Dominik lehnte sich an den dicken Stamm des Baumes. Auf seinem Gesicht lag der rosige Widerschein der

untergehenden Sonne. Er schloß die Augen, genoß das leise Fächeln des Windes, der vom Fluß Kühle herüberwehte.

Henne hörte dem Mönch zu und blickte auf die sich vor seinen Augen ausbreitenden saftigen Wiesen, Felder und Haine. Dahinter erhoben sich die runden, zinnengekrönten Türme eines der Schlösser des Erzbischofs von Mainz.

„Wir schreiben ja nicht nur geistliche Bücher ab“, fuhr Bruder Dominik mit leiserer Stimme fort. „Wir haben auch weniger gute Schreiber, welche die Grammatik von Donatus kopieren, die Arithmetikbücher, die Werke des Arztes Avicenna und vieles andere. Seefahrer aus Portugal, Genua und Venedig kommen hierher und bestellen bei uns Sterntafeln für ihre weiten Reisen. Seitdem die Städte und Länder so ausgedehnte Handelsbeziehungen miteinander haben, ist die Nachfrage nach Büchern beträchtlich gestiegen. Nur daß sie sehr teuer sind. Viel zu teuer!“ Mit einem Seufzer fuhr er fort: „Im vorigen Jahre kam ein armer Scholar aus Heidelberg zu uns. Wie hat er gebeten, ihm ein Buch abzuschreiben; als er aber den Preis hörte, zog er betrübt von dannen. Er tat mir leid, sehr leid! Wir können gar nicht alle Besteller befriedigen, die Schreiber reichen nicht aus. Da muß manchmal Arbeit an freie Schreiber übergeben werden, und die müssen mit Geld bezahlt werden! Das tun wir nicht gern, gar nicht gern! ‚Lieber befreie ich meine Kopisten von allen Gottesdiensten und lasse sie schreiben und andere für sie die Vergebung ihrer Sünden erflehen‘, hat der Prior gesagt.“

Der Mönch schwieg. Henne entschloß sich nicht sogleich, ihm seine Gedanken mitzuteilen, aber schließlich sagte er doch:

„Heiliger Vater! Vor kurzem sah ich ein Bild. Es war nicht gezeichnet, sondern mitsamt der Unterschrift von einem geschnitzten Brett abgezogen. Warum könnte man nicht versuchen, ebenso auch Bücher herzustellen?“

„Was du nicht noch alles sagst!“ antwortete Bruder Dominik entsetzt. „Das Bücherschreiben ist uns ein von Gott dem

Herrn aufgetragenes Vermächtnis. Schon die Apostel haben eigenhändig die Evangelien niedergeschrieben. Gott nicht gefällige Neuerungen einzuführen ist Sünde. Und wie sollte das auch geschehen?“ fügte er nachdenklich hinzu. „Ein einfaches Bild abzuziehen, beispielsweise auf Spielkarten oder Geweben, ist kein Kunststück. Aber für ein Buch – da müßte in das Brett doch eine ganze Seite mit Buchstaben eingeschnitzt werden. Ein Kopist fertigt in einer Stunde ungefähr drei Seiten an, aber ein Holzschneider würde wohl an einem Tage kaum eine Seite schaffen. Wenn die Buchstaben deutlich sein sollen, könnte man von jedem Brett höchstens dreißig Abzüge herstellen, dann wäre die Platte abgenutzt und unbrauchbar. Nein, dein Verfahren würde wohl teurer sein, lieber Sohn, als das Abschreiben.“

Der Mönch hatte recht, und Henne brach das Gespräch ab.

Es kam die Zeit der Herbstjähmärkte. Unterhalb der Klostermauern, dicht an der Straße, waren Zelte und Verkaufsbuden aufgeschlagen worden, drängten sich die Wagen umherziehender Händler. Von den Dörfern der Umgebung strömte das Volk zusammen. Henne ging hin, um die herangebrachten Waren in Augenschein zu nehmen und sich an den schönen, geputzten Mädchen zu ergötzen. Lange schlenderte er bald hierhin, bald dorthin. Plötzlich hörte er hinter seinem Rücken näselnde Rufe in schlechtem Latein:

„Speculum humanae salvationis!“\*

Er blickte sich um und gewahrte einen Franziskaner in einer zerlumpten Kutte, mit einem Strick umgürtet und zerrissene Sandalen an den bloßen Füßen.

Der Wandermönch hielt einen Stoß Bilder in der Hand. Henne trat zu ihm hin und besah sie sich. Der Handelsmann im Mönchsgewand freute sich, in der Hoffnung, einem Mann mit einer schweren goldenen Kette auf der Brust vielleicht etwas zu verkaufen, und zeigte ihm gern seine Ware. Auf den Bildern waren die Jungfrau Maria, der heilige Christophorus,

\* Spiegel des menschlichen Heils.

wie er kühn durch den reißenden Fluß schreitet, und andere biblische Darstellungen zu sehen.

Hennes Aufmerksamkeit fesselte ein Bild, auf dem Eva anmutig Adam den Apfel reicht. Darunter befanden sich die Worte: Speculum humanae salvationis. Dem scharfen Auge des jungen Mannes fiel darin sofort etwas Besonderes auf. Die Buchstaben waren nicht klar, sondern irgendwie verwischt, aber der Buchstabe m hob sich durch seine Schärfe und Größe von den andern ab.

Henne drehte das Bild hin und her, um eine Erklärung dieses Rätsels zu finden. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Das ist es! Wie einfach! Beinahe hätte er laut aufgeschrien. So einfach! Wie hatte er nicht früher darauf kommen können! Es war völlig klar: der Buchstabe „m“ war abgenutzt und hatte keinen Abdruck mehr ergeben. Da hatte der Meister den Buchstaben herausgeschnitten und durch einen andern ersetzt, um nicht die ganze Platte neu schneiden zu müssen.

„Woher hast du dieses Bild?“ fragte er aufgeregt.

Der Mönch erschrak.

„Was ist damit? Das ist keine Ketzerei! Ganz gewiß nicht! Der allerheiligste Vater, unser Erzbischof selbst hat mir für den Verkauf dieser Bilder seinen Segen erteilt!“ log der Franziskaner drauflos. „Wenn Euch dieses Bild nicht gefällt, so nehmt ein anderes, ich lasse Euch sogar im Preis etwas nach. Das tue ich bei niemand und nur für Euch . . .“

„Was schwätzt du da? Gerade dieses will ich kaufen! Für mich ist es besser als alle anderen zusammen. Aber sage, wer hat es gemacht? Wie ist der Name des Meisters?“

„Der Name?“ Der Mönch versuchte sich zu erinnern. „Es kommt aus Haarlem, das weiß ich genau . . . Aber von wem? Jetzt weiß ich's! Von Meister Coster aus Haarlem.“

„Was hast du gesagt? Coster aus Haarlem?“

„Ja, ja, Coster aus Haarlem. Der beste Meister von allen. Aus seiner Werkstatt.“

„Coster aus Haarlem!“ wiederholte Henne. „Niemals werde ich den Namen dieses Meisters vergessen.“

Vor lauter Freude legte Henne den ganzen Inhalt seines Geldbeutels in die Hand des Franziskaners. Der Mönch, von so viel Freigebigkeit überrascht, murmelte:

„Gott segne den edlen Herrn!“

Aber Henne brauchte keine Dankbarkeit. Froh über seinen Fund, machte er sich schnellen Schrittes und lustig wie ein Vogel singend auf den Weg zum Kloster.

Glückstrahlend stürzte er in das Zimmer der Mutter. Elsa las gerade die soeben erhaltene Antwort des Rats der Stadt Mainz. Von Freude und Trauer zugleich erfüllt, begrüßte sie den Sohn.

„Henne! Henne!“ Stürmisch umarmte sie ihren Sohn. „Lies! Da . . . siehst du? Der Paß zur Einreise in unsere Heimatstadt, die Erlaubnis, wieder in unserem Hause zu wohnen!“

„Da freue ich mich für dich“, antwortete Henne, seine Mutter zärtlich küssend, „daß du nach Mainz zurückkehren kannst. Aber ich . . . ich will nach Haarlem reisen! Etwas, von dem mein Schicksal abhängen wird, ruft mich nach den Niederlanden!“

#### AUF DER SPUR

Kaum hatte die Glocke der Sankt-Martins-Kirche in Haarlem zur Vesper geläutet, wurden alle Buden und Werkstätten geschlossen. Die Tuchmacher, Schuster, Kürschner, Gerber, Schneider, Böttcher und andere Handwerker beendeten ihr Tagewerk und gingen Abendbrot essen. Allein Meister Coster blieb noch in seiner Werkstatt, und die auf der Straße unter dem Vordach seines Hauses ausgestellten Heiligenbilder wurden noch immer nicht fortgeräumt.

Das durch das Schnitzwerk des Fensterrahmens fallende rote Licht der Abendsonne tanzte auf dem gewachsenen Fußboden. Coster stand an einem schrägen, pultähnlichen Tisch

und war so in seine Arbeit vertieft, daß er nicht hörte, wie seine Frau die Werkstatt betrat. Er tauchte einen Stoffbausch in ein Gefäß mit Farbe – einer Mischung von Ruß und Olivenöl – und bestrich damit eine Holzplatte, in die eine Zeichnung geschnitten war, legte dann vorsichtig ein Blatt festes Papier darauf, das er mit einem flachen beinernen Stäbchen andrückte.

„Lorenz!“ rief ihn seine Frau.

Coster antwortete nicht. Vorsichtig löste er das feuchte Blatt mit der darauf abgezogenen Zeichnung vom Holzstock.

Die Frau klappte den Deckel der Lade zu, in welcher die fertigen Holzstöcke lagen, trat zu ihrem Mann hin und zog ihn am Ärmel.

„Es ist Zeit, die Kerzen anzuzünden. Höre mit der Arbeit auf!“

„Einen Augenblick, Martha, es sind nur noch einige Blätter.“

„Du sollst dich nach den Vorschriften der Zunft richten. Die Sonne ist bereits untergegangen, alle Werkstätten haben geschlossen. Willst du denn Strafe bezahlen?“

Coster hörte nicht hin. Er war völlig von der Zeichnung in Anspruch genommen. Der Abdruck war unscharf geworden. Die alte Platte war abgenutzt, sie mußte erneuert werden. Er seufzte auf.

„Wem soll denn ein solches Bild gefallen? Das sieht ja aus, als ob Wein darübergossen wäre. In der Stadt läßt es sich nicht verkaufen. Es anderswo abzusetzen, lohnt auch nicht – der Zunftälteste erfährt es und berücksichtigt nicht, daß Coster der beste Meister der Stadt ist, und legt mir eine Buße auf, damit die Zunft nicht in schlechten Ruf kommt. Ja! Der Titel „Meister“ verpflichtet! Jetzt muß ich die ganze mühsame Arbeit noch einmal machen – den Stock wieder neu schneiden.“

Er hängte das feuchte Blatt zum Trocknen auf eine Leine.

Martha zündete ein irdenes Öllämpchen an und schickte ihren Mann auf die Straße, damit er seine ausgestellte Ware

hereinhole. Sie duldet keine Unordnung! Alles in ihrem Hause blitzte nur so vor Sauberkeit.

Als der Meister in die Eßstube zurückkam, hatte die Magd schon den gebratenen Fisch aufgetragen. Vorsichtig entfernte er die Gräten, um keine in den Hals zu bekommen, und sagte zur Frau:

„Heute morgen hat irgendein Ausländer lange vor meinen Bildern gestanden und sie sich angesehen. Offenbar gefielen sie ihm. Es scheint ein reicher Mann zu sein. Um den Hals hing ihm eine schwere goldene Kette, die ich auf nicht weniger als neun Unzen schätzte. Vielleicht kommt er noch einmal wieder und kauft mir einen größeren Posten ab.“

„Wie kannst du dich mit diesen Hergereisten nur einlassen!“ Die Frau rang angsterfüllt die Hände. „Es sind alles Diebe, Gauner und Ketzer. Am besten, man hat mit ihnen überhaupt nichts zu schaffen!“

„Bist du von Sinnen? Er bezahlt in Gold, und ich gebe ihm meine Bilder. Das ist alles. Wenn er nur käme.“

Martha stand vom Tisch auf und trat ans Fenster, um den Vorhang zuzuziehen.

„Sieh einmal, steht er nicht da?“ fragte sie ängstlich. „Neben unserer Tür!“

Coster schob seinen Teller zurück.

„Der Türhammer klopft. Laß sofort öffnen.“

Martha begann flink den Tisch abzuräumen. Coster wischte sich mit einem reinen Handtuch flüchtig die von der Tunke fettigen Hände ab. Die Magd öffnete die Tür, und ein Mann in schwarzem Mantel mit einer schweren goldenen Kette über der Brust trat in die Stube.

„Guten Tag, Meister Coster“, sagte er und verneigte sich höflich vor dem Hausherrn und seiner Frau. „Ich bin von Mainz. Mein Name ist Johann Gutenberg von Gensfleisch.“

„Sehr erfreut“, antwortete Coster mit einem Kopfnicken. „Ich höre an Eurer Sprache, daß Ihr nicht von hier seid.“

Er lud den Besucher zum Sitzen ein, der aber blieb stehen.

„Ich bin eigens zu dem Zweck von weit her gekommen, um mit Euch zu sprechen.“

„So?“ Coster warf seiner Frau einen Blick zu, wie um zu sagen: Siehst du, wie recht ich hatte!

„Es handelt sich darum“, fuhr Gutenberg fort, „daß ich bei einem Wandermönch eine Zeichnung kaufte, die den Sündenfall darstellt. Der Händler sagte, es sei eine Arbeit von Euch.“ Der Besucher zog das Bild aus der Tasche und hielt es dem Meister hin.

„Der Mönch hat die Wahrheit gesagt. Seid Ihr mit dem Kauf nicht zufrieden?“ Aus Costers Stimme klang leise Besorgnis.

„Nein, ich bin sehr zufrieden! Sehr!“ Gutenberg ging einige Male im Zimmer auf und ab, um seine Erregung zu verbergen.

Das Aufblitzen seiner Augen setzte Martha in Schrecken. Es wird doch nicht etwa der Teufel in der Maske eines anständigen Menschen sein? dachte sie und wich zur Tür zurück.

„Wenn dem so ist, was hat Euch dann hergeführt?“ fragte Coster. „Vielleicht soll ich für Euch eine größere Anzahl davon herstellen? Das könnte ich. Der Stock ist schon ein wenig abgenutzt, wenn wir aber über den Preis einig werden, schneide ich einen neuen. Ihr werdet durchaus zufrieden sein.“

„Nein, ich habe nicht die Absicht, Euch Bilder in Auftrag zu geben“, war die Antwort.

„Und was wollt Ihr dann sonst von mir?“

„Wollt Ihr reich werden? Ich kann Euch dazu die Möglichkeit verschaffen“, war die Antwort.

Coster wurde argwöhnisch.

Ein seltsamer Mann, ging es ihm durch den Kopf. Er suchte mit den Augen seine Frau, die sich hinter dem Türvorhang versteckt hatte.

Martha hat recht, es ist doch besser, sich mit Hergereisten nicht einzulassen! Er stellte keine weiteren Fragen, in der Erwartung, der Besuch werde selbst den Zweck seines Kommens erklären.

Aber Gutenberg hatte es nicht eilig und fuhr fort, mit großen Schritten die Stube zu durchmessen.

„Sagt“, begann er schließlich, vor Coster stehenbleibend und von neuem auf das Bild deutend, „warum ist hier der Buchstabe „m“ größer als die übrigen Buchstaben, und warum ist er schwärzer als die anderen? Das könnte nicht sein, wenn Ihr ihn mit dem ganzen Bilde zusammen geschnitten hättet.“

„Aber was geht das Euch an?“ fragte Coster mißtrauisch. „Und warum soll ich Euch antworten?“

„Ich habe es so verstanden: Der Buchstabe „m“ war nicht mehr gut, und Ihr habt in den alten Stock nur den einen Buchstaben neu eingesetzt. War es nicht so? Streitet es nicht ab, es war genau so!“

„Und wenn dem so wäre! Ich kenne die Zunftregeln, und in ihnen steht nichts davon, daß man es nicht dürfe. Die Zeichnung ist doch davon nicht schlechter geworden!“ sagte Coster verärgert.

„Aber versteht Ihr denn nicht“, rief Gutenberg aus, „daß hierin, gerade hierin der Schlüssel zum Reichtum liegt! Wenn wir uns zusammen, in Form einer Gesellschaft, mit dieser Sache befaßten . . .“

„Mit was für einer Sache?“ unterbrach Coster. „Ich will nichts als meine eigene Sache. Sie ernährt mich ausreichend.“

„Ihr wollt mich nicht einmal anhören?“ Gutenberg, den der Zorn gepackt hatte, blickte erbost auf den Hausherrn.

Martha schaute hinter dem Türvorhang hervor.

„Lorenz . . .“, flüsterte sie und machte ihrem Mann Zeichen.

Gutenberg bemerkte sie, und sein Blick wurde wieder ruhiger. Er bat sein Kommen zu entschuldigen, verabschiedete sich und ging.

Ein Weib soll sich in diese Sache nicht hineinmischen, entschied er bei sich. Ich muß den Meister abpassen, wenn er allein ist.

Es war am nächsten Abend, als sich Meister Coster von einem vergnügten Schmaus auf dem Heimweg befand. Er

hatte sich an der Ecke des Holzmarktes von seinen Freunden verabschiedet und schritt heimwärts, in der Hand eine Laterne, die ihm die Straße erhellte.

Hier und da versperrten ihm vom Regenwasser gebildete Furchen den Weg. Hinter einem kleinen Mauervorsprung des nächsten Hauses stand ein Mann. Coster faßte nach dem Messer an seinem Gürtel und ging vorbei.

Ich hätte doch lieber auf Martha hören und jemand mitnehmen sollen, dachte er.

Der Mann folgte ihm. Coster ging schneller, der Mann desgleichen.

„Ich bin verloren!“ Coster klapperten die Zähne. Er begann ein Gebet zu flüstern.

„Meister Coster!“ hörte er hinter sich rufen.

Coster ging noch schneller. Aber der Unbekannte holte ihn ein und rief ihn nochmals bei Namen. Jetzt hatte er ihn erreicht und legte ihm die mit einem massiven goldenen Fingerring geschmückte Hand auf die Schulter.

„Habt doch keine Angst, Meister. Ich bin es ja, Johann Gutenberg.“

„Mein Gott! Da habt Ihr Euch eine ganz unpassende Zeit ausgesucht“, flüsterte Coster und blieb stehen.

„Im Gegenteil“, erwiderte Gutenberg ruhig und nahm dem erschrockenen Meister die Laterne aus der Hand. „Ich möchte Euch an einen Ort führen, wo wir unter vier Augen miteinander sprechen können. Es ist mir im höchsten Maße wichtig, daß Ihr mich zu Ende anhört.“

Er trat zwei Schritte zur Seite und leuchtete auf die Straße. Coster fühlte sich zu schwach, um Widerstand zu leisten.

Gutenberg geleitete seinen Mann bis an eine Wirtschaft, die den Namen „Drei Könige“ führte, wie aus einem schief hängenden, zerbrochenen Schild zu entnehmen war, und forderte ihn auf, hineinzugehen. In der Gaststube stellte er die Laterne auf einen Tisch, rückte zwei Schemel heran und setzte sich auf den einen. Zögernd nahm Coster neben ihm Platz.

„Vor allem sollt Ihr vor mir keine Furcht haben“, begann Gutenberg. „Ich bin aus alter adliger Familie. Mein Vater, Friele Gensfleisch, war das älteste Mitglied des Stadtrates. Wenn Ihr von der Besitzergeringung der Stadt Mainz durch die Handwerker gehört habt, so werdet Ihr auch verstehen, warum ich von dort fortmußte.“

„Ich habe davon gehört“, antwortete Coster, der zu dem Mann, der ihn aufgesucht hatte, Vertrauen zu schöpfen begann. „Aber ich habe auch gehört, daß die Familien, die sich nach der Erhebung der Zünfte zur Flucht gezwungen sahen, jetzt wieder zurückkehren.“

„Und ich werde nicht eher dorthin zurückkehren, bis ich...“ unterbrach ihn Gutenberg, und in seinen Augen flammte wieder dasselbe Feuer auf, das Martha so erschreckt hatte, „bis ich das Meinige erreicht habe! Ich habe eine Idee. Und darüber möchte ich mit Euch sprechen.“

Costers Herz schlug immer heftiger.

Ist das nicht ein Traum nach einer allzu großen und guten Zecherei? dachte er. Ist es nicht eine Versuchung? Dieser unverständliche Mann mit seinen funkelnden Augen läßt mich nicht in Ruhe! Der Meister schüttelte den Kopf, aber dann sah er wieder die hohe Stirn und den feurigen Blick des Fremden. Was er nur will?

Gutenberg zog ein mit schwungvollen Schriftzügen bedecktes Blatt Papier aus der Tasche, legte es auf den Tisch und rückte die Laterne so, daß Coster das Geschriebene lesen konnte. Es war der Text eines Vertrages über die Beteiligung an einem Unternehmen, das sich mit dem Herstellen von Büchern nach einem neuen Verfahren beschäftigen sollte. Das Verfahren selbst war nicht angegeben. Von dem Teilhaber wurde Vertrauen und die Einlage von Geldmitteln in das Unternehmen verlangt, das großen Gewinn versprach.

Coster mußte lächeln.

„Das ist alles sehr unklar“, sagte er. „Hier ist von Gewinn die Rede. Ihr scheint mir kein Geschäftsmann zu sein. Das,

was Ihr als einträglich anseht, kann Euch vielleicht nur Verluste bringen. Und außerdem steht hier kein Wort über das Verfahren. Worin besteht es?“

„Ich bin bereit, Euch dieses Geheimnis zu verraten, muß aber vorher noch einen Blick auf Eure Abzüge werfen“, antwortete Gutenberg. „Gehen wir zu Euch. Hoffentlich wird uns dieses Mal nicht wieder jemand stören.“

Er stand auf und wandte sich dem Ausgang zu. Coster folgte ihm schweigend.

Mit hochgehaltener Laterne leuchtete Gutenberg auf den Weg, und Coster stolperte hinter ihm her.

Martha schlief schon, als Coster die Tür aufschloß und den Besucher in die Werkstatt einließ. Da er die Magd nicht wecken wollte, zündete er die Kerzen selbst an und führte Gutenberg zum Tisch, auf dem einige fertige Abzüge lagen. Aufmerksam sah sie sich Gutenberg an, nahm einen von ihnen hoch und wandte sich zu Coster.

„Zeigt mir den Stock, von dem Ihr diese Überschrift abgedruckt habt.“

Der Meister ging an die Truhe, kramte darin und holte einige alte, halb abgenutzte Stöcke hervor. Gutenberg wählte einen davon aus und ging damit ans Licht.

„Da ist es, dieses Geheimnis!“ schrie er so laut, daß Coster zusammenfuhr.

„Wir werden einen Ruhm erobern, wie ihn sich nicht einmal Feldherren erträumen könnten! Der Teufel soll mich in seine Hölle holen, wenn es nicht so ist!“

„Leise, leise!“ unterbrach ihn Coster.

„Nicht Stöcke müssen geschnitten werden, sondern Lettern“, erklärte Gutenberg, bemüht, leise zu sprechen, „und zwar jeder Buchstabe einzeln, versteht Ihr? Schon morgen werden wir mit der Herstellung von beweglichen Lettern beginnen. Unterschreibt!“ Er zog sein Exemplar des Vertrages aus der Tasche.

Coster putzte den Docht der qualmenden Kerze.

„Wartet, wartet, Mynheer, Ihr seid jung und gar zu stürmisch. Ich würde wissen wollen . . .“

„Ich nehme alles auf mich! Ihr sollt nur glauben und . . .“

„Und Geld geben?“ vervollständigte Coster ein wenig spöttisch den Satz. „Ich bin nicht so reich, um mir ein solches Risiko zu gestatten. Ich habe nur meine Hände. Gott sei gedankt, daß sie mich und die Meinen ernähren. Eure Idee von den beweglichen Buchstaben ist allein für ein Kinder-Abc gut. Ich habe auch oft genug Buchstaben aus Abfällen von Birnbaumholz geschnitten und den Kindern zum Spielen und Lesenlernen geschenkt. Aber Ihr könnt sicher sein, für etwas anderes sind diese Klötzchen nicht zu gebrauchen.“

Gutenberg wollte etwas entgegnen, aber in diesem Augenblick ging die Tür auf, und Martha erschien auf der Schwelle.

„Heilige Jungfrau Maria!“ kreischte sie entsetzt und stürzte wieder davon.

„Martha! Martha!“ versuchte Coster sie zurückzuhalten, aber sie raste die Holztreppe hinauf, schreiend und sich bekreuzigend!

„Heilige Therese! Heilige Cäcilie! Helft! Helft! Der Teufel! Der Teufel ist im Haus!“

Gutenberg überkam die Wut. Außer sich, brüllte er los:

„Alle heiligen Jungfrauen zusammen! Gebt dieser Frau eins, daß . . .“

Aber bevor er weitersprechen konnte, kamen Leute aus dem Flur und von der Treppe in die Stube gelaufen. Wo kamen so viele auf einmal her? Wo hatten sie gesteckt?

Gevatterinnen, Mägde in Nachtmützen, barfuß, verschlafen, mit Tüchern und Decken über den Schultern lehnten sich über das Geländer und blickten erschrocken durch die offenstehende Tür in die Werkstatt. Halb angezogene Männer stapften auf der Schwelle, mit drohend erhobenen Küchenmessern und Bratspießen bewehrt. Sie alle riefen sämtliche Heiligen an und glotzten zu dem schrecklichen Besucher hin.

Gutenberg stieß erhobenen Kopfes die gegen ihn an-drängenden Menschen beiseite und ging auf die Straße. Schimpfworte, Ausrufe und Drohungen klangen hinter ihm her.

### EIN ANGEBOT

Die auf den Tisch geklebte Kerze schwelte. Unter dem Fußboden raschelten Mäuse. Gutenberg saß leicht nach vorn geneigt, ohne sich zu rühren, die Beine breit gespreizt und beide Hände auf die Knie gestützt. Diese Starre war die Spannung eines sprungbereiten Raubtieres.

Eine Maus steckte ihr Schnäuzchen aus einer Spalte und schnupperte in die Luft. Von der Stille getäuscht, machte sie sich an einen Stiefel, von dem ein verlockender Ledergeruch ausging.

„Hölle und Teufel! Ich komme von diesem Gedanken nicht los!“ rief Gutenberg plötzlich voller Grimm.

Das erschrockene Mäuslein glitt wieder in seine Spalte zurück.

Henne sprang auf, schritt in dem engen Raum des Stübchens auf und ab und stieß gegen einen Schemel, der krachend zur Seite flog. Sein riesiger schwarzer Schatten geisterte über die Wand wie der Riese im Märchen, der in eine Schachtel eingesperrt ist.

„Beschränkter Geselle! Hat Angst um seine Futterkrippe! Elender Feigling! Bleib dein Leben lang bei deinem Stock und deinem Schnitzmesser! Tummle dich, vervielfältige, verkaufe, stupide Krämerseele! Bist du denn etwas Besseres wert? Geld! Ich werde es herbeischaffen, und wenn ich es aus dem Boden stampfen sollte, und wenn ich es dem Teufel aus dem Rachen reißen müßte!“

Henne schlug mit der Faust auf den Tisch. Die Kerze erbebt, und dicke Talgtränen liefen an ihr herunter. Plötzlich wurde an die Tür geklopft.

Wer konnte das sein? Henne war hier in Haarlem keinem Menschen bekannt. Wieder klopfte es.

„Herein!“

Die flackernde Kerzenflamme beleuchtete ein unbekanntes Gesicht. Ein Mann mit einem ganzen Buschen schäbiger Straußenfedern am Hut trat ins Zimmer.

„Wen sucht Ihr?“ fragte Gutenberg.

„Wen? Was für eine Frage! Euch! Den jüngsten Sproß derer von Gensfleisch und Gutenberg von Laden von Sorgenloch. Ich bin Walter Kesenger.“

„Laßt Euch nieder.“

Der Besucher setzte sich und erzählte von seinem Geschlecht, seinen Vorfahren und den Turnieren, auf denen sie immer Sieger gewesen waren. Dann holte er einen Brief aus der Tasche, den er Gutenberg überreichte.

„Dieser Brief ist von meiner Schwester aus Mainz“, erklärte er dazu. „Ich denke, er wird Euch interessieren. Wir haben beide durch den Zusammenstoß mit den Zunftgenossen Schiffbruch erlitten. Aber jetzt können die Schiffe wieder in ihren Hafens zurück. Lest.“

In dem Brief hieß es, daß der Zwist der Zünfte mit den Stadtältesten in Mainz beendet sei. Die vertriebenen Patrizierfamilien kehrten eine nach der andern zurück. Einige Familien wurden genannt, die schon angekommen waren und bereits wieder in ihren Häusern wohnten. Der frühere Stadtschreiber Nikolaus von Wörrstadt stünde jetzt an der Spitze des Rates. Von ihm hingen Erlaubnis und Schutzbrief ab. Man müsse sich mit der Rückkehr aber beeilen, da Wörrstadt in nächster Zeit in Geschäften nach Straßburg reise.

Gutenberg überlegte. Neue Gedanken kamen ihm in den Sinn.

„Sie werden ohne uns nicht fertig, die Zunftgenossen“, meinte Kesenger, Gutenberg wie einem Gleichgesinnten zublinzelnd. „Als ich von dem Schankwirt hörte, daß in diesem Keller einer vom Adel aus Mainz haust, war mir sofort klar,

was für ein Vogel Ihr seid. Fahren wir zusammen! Ich habe wegen der Pferde schon abgemacht. Zu zweien reist es sich lustiger. Und auch weniger gefährlich.“

Gutenberg schwieg noch immer, in Nachdenken versunken.

„Woran denkt Ihr? Antwortet doch! Oder gefällt Euch das hier?“ Kesenger wies höhnisch auf die armselige Ausstattung des Raumes.

Gutenberg sprang auf.

„Wir haben nicht den gleichen Weg“, sagte er. „Ich habe im Sinn, einer größeren Beute nachzujagen, die, wie mir scheint, auf dem Wege nach Straßburg ist. Dorthin werde auch ich gehen!“

Er lachte laut auf. Die Kerze fiel um und erlosch. Durch das vergitterte Fenster dämmerte der Morgen herein.

#### *ERFOLGREICHE JAGD*

Das Gasthaus „Zum fetten Hahn“ stand am Ufer der Ill in einem Vorort der reichen Handelsstadt Straßburg. Von den Fenstern im Obergeschoß hatte man einen Blick auf die zinnengekrönten Mauern des Sankt-Arbogast-Klosters. An den Mauern klebten die zum Kloster gehörenden Buden, wo die üblichen Waren – Rosenkränze, Amulette, Kreuze und Ringe – feilgeboten wurden, ja sogar Reliquien wie Rost von den Nägeln, mit denen man Christus ans Kreuz geschlagen hatte, sowie Federn aus den Flügeln des Erzengels Gabriel oder Finger der heiligen Katherina waren gängige Ware, von der fünf und zwanzig bis dreißig Stück am Tag verkauft wurden.

Im „Fetten Hahn“ war auch der Mann abgestiegen, dessentwegen Gutenberg die recht beschwerliche Reise von Haarlem nach Straßburg unternommen hatte. Die lange Reise, zu Pferde, zu Schiff und auf Fährbooten, hatte ihm Geduld beigebracht und ihn veranlaßt, darüber nachzudenken, daß der gerade Weg nicht immer angebracht ist, sondern daß Um-

wege manchmal die besseren sind. Ein solcher Umweg machte sich auch für das Zusammentreffen mit dem ehemaligen Stadtschreiber von Mainz, der jetzt an der Spitze des dortigen Magistrats stand, erforderlich.

Schon den zweiten Tag suchte Gutenberg das Gasthaus „Zum Fetten Hahn“ auf, ohne noch zu wissen, wie er das Gespräch mit dem aus Mainz Angekommenen beginnen sollte. Als der ehemalige Schreiber dem Sohn des vormaligen Ratsmitgliedes an einer Straßenkreuzung begegnete, drehte er sich weg und tat, als hätte er ihn nicht erkannt. Gutenberg unterdrückte jedoch seinen Ärger und sah davon ab, Wörrstadt nachzulaufen, in der Befürchtung, alles zu verderben. Was wäre, wenn dieser Emporkömmling ihn oder das Andenken des Vaters beleidigte? Ohne Blutvergießen würde es dann nicht abgehen. Nein! Besser warten! Im Kampf siegt der, welcher sich im richtigen Augenblick in die günstigere Position zu bringen versteht.

Gutenberg mietete ein einsam gelegenes Haus in der Nähe des Klosters, damit die bevorstehende Zusammenkunft keinen Zeugen haben sollte. Jetzt kam es nur darauf an, Wörrstadt in dieses Haus zu locken.

In seine Gedanken versunken, spazierte der junge Erfinder um das Gasthaus herum, wo im Obergeschoß in einem schönen Zimmer der Mann seine Mahlzeit einnahm, der ihm ebenso verhaßt wie gleichzeitig nötig war.

Aus dem Küchenfenster der Wirtschaft duftete es verführerisch nach gerösteten Zwiebeln und heißer Bratensoße. Ein rotwangiger, behäbiger Mann in einem speckigen Wams hockte auf einem Mauervorsprung. Er reckte den Hals und blickte, sich seine vollen roten Lippen leckend, in die Fensterluke. Mit gierigen Augen verfolgte er, wie sich zischend ein Stück fettes Fleisch über dem Feuer krümmte, spritzte, an den Rändern bräunte, wie der rötliche Saft auf das Blech tropfte und der den Spieß drehende Küchenjunge sich die heiße, dunkle, herrlich duftende Flüssigkeit von den Fingern leckte,

„Ach-ach-ach!“ seufzte der arme Schlucker laut. Er warf einen Blick zu dem in Gedanken hin- und hergehenden Gutenberg und holte einen Brotkanten aus der Tasche, den er an eine Schnur band und in das Küchenfenster warf, wobei er „Was für eine armselige Mahlzeit!“ vor sich hin murmelte. „Zeit wird’s ja, etwas zu essen!“ Und wie um sich vor dem Fremden zu entschuldigen und ihn zum Zeugen seines Elends aufzurufen, fuhr er fort: „Ein jeder halt wie er kann. Wenn ich eine so schöne goldene Kette wie Ihr hättet, wär’ ich längst in die Wirtsstube gegangen, hätte mich an den Tisch gesetzt, mir zu essen und zu trinken bestellt und mich bis zum Rand vollgestopft.“

„Und was hast du jetzt vor?“ fragte Gutenberg, auf die Faust zeigend, die das Ende der Schnur hielt.

„Den Geruch einzufangen.“

Der Mann auf dem Mauervorsprung riß an der Schnur und zog den Brotkanten wieder aus dem Fenster.

„Ganz weich ist das Brot von dem Dampf geworden und duftet nach gebratenen Zwiebeln mit Tunke!“ erklärte er schnuppernd und mit der Zunge schnalzend.

Gutenberg mußte lachen.

„Du bist ja ein Tausendsassa, wie ich sehe!“

„Ja!“ antwortete der Mann sogleich. „Aus mir wäre ein vortrefflicher Diener geworden, wenn ich an einen solchen Herrn wie Euch geraten wäre.“

„Du meinst also, ich brauchte einen Diener?“

„Davon bin ich fest überzeugt! Eure Stiefel sind gewiß schon fünf Tage nicht geputzt. Das allein beweist, daß ich recht habe.“

„Du gefällst mir“, sagte Gutenberg darauf lächelnd. „Wie heißt du denn?“

„Lorenz Beildeck“, antwortete der Mann, „und wenn Ihr vielleicht für mich irgendwelche ein bißchen faule Sache zu deichseln hättet, so wäre ich mit Vergnügen auch dazu bereit. Es sind nun schon drei Wochen her, daß mein Herr zu seinen

Vätern eingegangen ist und ich mich ohne eine Stelle und ohne einen Heller in der Tasche herumtreibe.“

Gutenberg überlegte. Der gewandte Bursche, der da so lustig in sein trocknes Brot einhaute, war nach seinem Geschmack.

„Nun ja! So etwas hätte ich gerade zu tun“, sagte er, „nur, daß du schwerlich damit fertig werden dürftest.“

„Das hat es noch nie gegeben, daß Lorenz Beildeck eine Sache, die er übernommen, unverrichtet wieder aus den Händen gelassen hätte. Ich wohne schon sehr lange in Straßburg und kenne mich in allen Schlichen und Schleichwegen aus.“

Hm, vielleicht ist dieser Mann wirklich zu brauchen, dachte Gutenberg.

„Sind dir alle in diesem Gasthaus angekommenen Reisenden bekannt?“ fragte er den lustigen Burschen.

„Wenn Euer Gnaden etwas über jemand aus Mainz in Erfahrung bringen wollen, so brauche ich keine Stunde, und es gibt nichts, was Ihr von ihm nicht wüßtet.“

„Woher glaubst du, daß es sich gerade um einen Gast aus Mainz für mich handelt?“

„Hier sind im Augenblick keine anderen Reisenden, und an Straßburger Bürgern seid Ihr, soweit ich verstanden habe, nicht interessiert.“

„Ha! Du bist wirklich nicht auf den Kopf gefallen. Nur weiß ich nicht, ob du die Zunge im Zaum halten kannst?“

„Wenn ich Euer Diener sein werde, sollt Ihr sehen, daß man eher den letzten Blutstropfen als ein Sterbenswörtchen aus mir herauspressen kann.“

„Und du bist sicher, mein Diener zu werden?“

„Gebt mir einen ersten Auftrag, und Ihr werdet mich holen lassen, wenn sich der nächste ergibt.“

„Einen Auftrag hätte ich, aber er ist heikel!“ sagte Gutenberg unentschlossen.

„Also gerade das Richtige für mich. Ich habe vor heiklen Dingen keine Bange!“

Gutenberg blickte ihn an.

„Ich gebe dir ein Goldstück, wenn du es fertigbringst, daß eine bestimmte aus Mainz hier zugereiste Person mich aufsucht“, sagte er. „Ich gehe hier schon lange herum und warte auf ihn, aber ich bin nicht überzeugt . . .“

Lorenz schnalzte mit der Zunge.

„Mir scheint, daß es sich für jemand mit einer goldenen Kette nicht geziemt, auf wen auch immer vor irgendeiner Wirtshaustür zu warten. Ich stehe dafür ein, daß Euch der Zugereiste noch heute in Eurem Hause besuchen wird, wenn sich Euer ergebener Diener der Sache annimmt.“

„Prahle nicht!“ entgegnete Gutenberg. „Mein Wunsch stimmt schwerlich mit den Wünschen dessen, von dem die Rede ist, überein.“

„Das weiß ich“, antwortete Lorenz verschmitzt, „sonst würdet Ihr nicht das Goldstück erwähnt haben.“

Gutenberg klopfte ihm auf die Schulter.

„Schlaukopf! Aber wenn dir dein Vorhaben gelingt, er hältst du zwei Goldstücke und bleibst bei mir als Diener. Ich wohne in dem einsamen Haus neben dem Sankt-Arbogast-Kloster.“

„Ich kenne es; ich kenne alle Häuser der Vorstadt. Geht also heim und wartet auf Euren Besuch. Ich will nicht Lorenz heißen, wenn ich ihn nicht zu Euch hinlocken kann.“

„Hier hast du etwas für ein Mittagessen“, sagte Gutenberg und gab Lorenz eine Silbermünze. „Und wenn du Wort hältst, bekommst du zwei, und zwar aus Gold.“

Warum soll es nicht möglich sein, dachte er, als er ging. Vielleicht findet dieser Bursche wirklich einen Weg.

„Ohne Fundament kein Haus, und für gute Gedanken ist ein voller Magen das Fundament. Jetzt wollen wir erst einmal da hineingehen, uns an den Tisch setzen und es uns wohl sein lassen“, sprach Lorenz zu sich, als der Junker außer Sicht war, und schickte sich an, diese Worte in die Tat umzusetzen.

Er betrat die Wirtschaft. Von dem mächtigen Balken der

Holzdecke herab hing zwischen geräucherten Gänsen und Schinken eine brennende Laterne, weil die mit Rinderblasen bespannten kleinen Fenster nur wenig Tageslicht durchließen. Auf einem Holzschemel am Herd saß ein fahrender Sänger und zupfte die Saiten einer selbstgebauten Mandoline. Der Wirt gab ihm Nachtlager und Abendessen, wofür er die Gäste mit lustigen Liedern zu unterhalten hatte. Gerade sang er von einem Schelm, der schlechtes Bier braute und es den Städtern vorsetzte. Die Besucher der Wirtschaft fingen an, laut zu lachen, denn sie wußten, auf wen das gemünzt war.

Lorenz drängte sich zwischen den Tischen und Bänken durch, wo sich Bauern, die aus weiter entfernt gelegenen Dörfern zum Verkauf ihrer Erzeugnisse nach Straßburg gekommen waren, in ihren Festtagswämsern niedergelassen hatten. An einem separaten Tisch hinten im Zimmer saßen zwei junge Leute, die schon reichlich bezechet waren. Sie stießen laut die Krüge auf den Tisch und beschimpften einander.

Lorenz fragte den Wirt, wer sie seien.

„Das sind Sänftenträger“, antwortete er. „Sie sitzen schon lange hier und warten auf reiche Leute, die sich in die Stadt tragen lassen wollen.“

Oho! sagte sich Lorenz und nahm neben den Streitenden Platz. Die kommen mir ja wie gerufen.

„Für uns drei das Beste auf den Tisch!“ befahl er dem Wirt.

Die Burschen brachen ihren Streit ab und besahen sich mit Erstaunen den rotbäckigen dicken Gesellen, dessen Wams so verschmiert war und dessen Augen vor Vergnügen nur so sprühten.

„Ein Verstand ist gut, aber drei sind besser!“ beantwortete Lorenz ihre Blicke. „Ich habe da eine Sache vor, die ich gerne mit euch beraten möchte. Ein gutes Traktament löst immer die Zunge, und der Kopf beginnt schneller zu arbeiten. Und ihr seid, wie ich sehe, gescheite Leute, so daß mir meine Einladung nicht leid tun wird.“

Die Burschen ließen sich nicht lange nötigen, dem guten

Mann bei der Bewältigung des Hammelbratens und der Flasche Wein behilflich zu sein. Sie wurden fidel und erzählten den Grund ihres Streites.

„Ich kann nicht gut sehen, verstehst du“, sagte der eine, Arnold geheißen, „von klein auf schon nicht. Und da bitte ich nun den Karl, meinen Arbeitsgenöß, doch beim Sänftetragen mit mir den Platz zu wechseln. Seiner ist nämlich hinten, wo man nicht so gut zu sehen braucht.“

„Warum soll ich ihm meinen Platz abtreten“, redete Karl dawischen, „wo ich doch mit ihm ausgemacht habe, daß ich hinten gehe? Ja, wenn ich es gewußt hätte, wenn er mir das gleich gesagt hätte, als wir miteinander verhandelten, so und so, ich sehe schlecht, vielleicht wäre ich mit jemand anders übereingekommen. Aber so, siehst du, hat er nichts gesagt. Und jetzt kommt er damit an!“

„Halt, warte einmal!“ wurde er von Lorenz unterbrochen, der schnell heraus hatte, daß aus dem Streit der Sänftenträger Nutzen zu ziehen war. „Hört zu“, fuhr er fort und machte ein tiefsinniges Gesicht, „ich kann euren Streit schlichten, aber nur, wenn mir einer von euch eine Zeitlang seinen Platz überließe.“

Wein ist der beste Gehilfe. Lorenz ließ noch mehr hinstellen, und die beiden Träger waren bereit, ihm für einen Tag Arnolds Platz an der Sänfte zu überlassen.

Es war ein leichtes, mit Karl einig zu werden. Er zeigte sich keineswegs widerspenstig und war für ein paar Krüge Ingwerbier durchaus gewillt, bei dem von Lorenz erdachten Streich mitzumachen. Sie hatten nur zu warten, bis der Reisende aus dem Gasthaus auf die Straße treten würde.

Bacchus! Gott des Weins, der Lustigkeit und des Schmausens! Gewiß bist du es gewesen, der dem vornehmen Gast aus Mainz so viel zu trinken gab, daß er nicht mehr fest auf den Beinen war, als er an der Tür der Wirtschaft mit den dienstbeflissenen Sänftenträgern zusammenstieß.

„Euer Gnaden wollen natürlich nicht zu Fuß gehen“, sagte Lorenz zuvorkommend zu Wörrstadt. „Die Sänfte steht zu

Euren Diensten und wird Euch im Augenblick dahin bringen, wohin Ihr befiehlt.“

Wörrstadt blickte den Mann unentschlossen an.

„Die Luft ist so schwül, es gibt bestimmt ein Gewitter. Seht doch nur die schwarze Wolke!“

Der Herr in seiner Weinseligkeit konnte zwar nicht die geringste Wolke entdecken, aber Lorenz zeigte mit solcher Überzeugung zum Himmel hinauf, daß es schwer war, nicht einverstanden zu sein.

„Schwül ist es wirklich“, sagte er aufstoßend und lockerte seinen Gürtel.

Und ehe es sich Wörrstadt versah, hatten sie ihn schon in die Sänfte gesetzt.

„In der Tat nicht übel“, gestand er und machte es sich auf den Kissen bequem. „Dorthin!“ Er wies mit dem Finger die Richtung. „Zum Magistrat!“

In seiner Benommenheit merkte er nicht, wie ihn die Sänfenträger mit schnellen Schritten zum Tor hinaustrugen und unmittelbar im Flur des einsamen Hauses außerhalb der Stadt absetzten.

Worüber Henne und das neugebackene Oberhaupt des Rats der Stadt Mainz miteinander verhandelten, hat niemand erfahren. Im Kampf siegt der, welcher sich im richtigen Augenblick in der vorteilhaftesten Lage befindet! Die Lage dessen, der bei sich zu Hause war, erwies sich als die günstigere.

Möglich, daß Gutenberg den ehemaligen Schreiber an die Gewissenlosigkeit erinnerte, mit der er dem Rat der Stadt gegenüber eidbrüchig geworden war, vielleicht auch, daß er von ihm für die Schäden, die seine Familie bei der Flucht erlitten hatte, Ersatz verlangte oder daß sich die beiden Herren ohne viele Worte gütlich einigten – jedenfalls ging Wörrstadt auf die Forderungen des jungen Gensfleisch, in dessen Hände er geraten war, ein und versprach, bei dem neuen Stadtrat eine Rente von dreihundertzehn Gulden im Monat für ihn zu erwirken.

Nachdem Gutenberg so sein Ziel erreicht hatte, verabschiedete er seinen Gast auf die liebenswürdigste Weise und befahl den Sänftenträgern, ihn in die Stadt zu bringen.

Die dreihundertzehn Gulden, die von der Stadt Mainz beim Straßburger Magistrat für den jungen Johann Gutenberg von Gensfleisch eintrafen, ermöglichten es ihm, mit der Arbeit an den beweglichen Lettern zu beginnen.

### *DAS GEHEIMNIS*

Das alte Holzhaus, das Gutenberg nach seiner Ankunft in Straßburg bezogen hatte, sah aus wie ein Krüppel, der an einer Klostermauer um Almosen bettelt. Die das Obergeschoß stützenden Balken waren angefault, nur noch zur Hälfte deckten Schindeln das Dach, so daß Regen und Wind mit den losen Brettern ihr Spiel trieben. Bewohnt werden konnten nur drei Zimmer im Erdgeschoß mit einem kleinen Anbau, der unmittelbar auf das abschüssige Ufer der Ill hinausging.

Dieser Anbau, in dessen Fenster vom Ufer aus niemand hineinsehen konnte, war für Hennes geheime Werkstatt gerade der geeignete Raum.

Als der junge Mann die geldliche Hilfe aus seiner Heimat erhalten hatte, saß er Tag und Nacht über seiner Idee, nur darauf bedacht, sie so schnell wie möglich zu verwirklichen.

Der gewandte und dabei anspruchslose Lorenz, der den geschickten Streich mit dem ehemaligen Schreiber ausgedacht hatte, war durchaus nach seinem Sinn und wurde von ihm als Diener behalten.

Was aber Lorenz Beildeck selbst anging, so hätte er vielleicht einen Herrn mit mehr Geld finden können. Aber ihm gefiel der junge, hitzige, sich mit einem Geheimnis umgebende Gutenberg, und er blieb in dem halbzerstörten Haus bei ihm.

„Ho-ho-ho!“ lachte er augenzwinkernd, wenn die Rede auf seinen Herrn kam. „Wir beide wissen schon, was wir wissen!

Sollen die Elstern auf den Bäumen in die Gegend schwatzen, wir sind nicht von der Sorte; wir haben nicht nötig, ins Blaue hinein zu prahlen!“

Eines Morgens stieß Lorenz im Gedränge vor den Klostermauern auf seinen alten Freund Hans Bartel.

„Wie geht es denn, alter Freund?“ fragte Hans. „Du hast dich ja kein bißchen verändert, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben!“

„Warum sollen wir uns denn verändern? Wir leben und lassen den Kopf nicht hängen, und hat man zu Mittag gegessen, sieht man sich nach dem Abendbrot um!“ antwortete Lorenz sorglos, kratzte sich aber in Gedanken an die Aufgabe, die ihm gerade bevorstand, den Kopf.

Heute in der Früh hatte er von Gutenberg ein Silberstück erhalten, um damit die Schulden beim Weinhändler zu bezahlen und vom Rest ein Frühstück auf den Tisch zu zaubern. Aber so wenig war übriggeblieben, daß es ihm nichts ausmachte, dies zu verjubeln, um das Wiedersehen mit dem alten Freund zu begießen. Auf angenehme Augenblicke zu verzichten, lag nun einmal nicht in seiner Natur.

„Hier hinein! Das ist doch gar zu verlockend, wie der Wirt hier sein Bier anbietet!“ Er wies auf eine Tür, über der ein gelbes Viereck aus Holz mit einem Henkel und einer aus Blech geschnittenen, sich darüber ballenden Schaumwolke hing.

„Mit Vergnügen!“ erwiderte Hans. „Warum nicht die Freiheit genießen, solange man sich der Arbeit noch nicht verschrieben hat. Du weißt, warum ich von Mainz weg mußte? Weil ich ohne des Meisters Erlaubnis in die Schenke gegangen war. Das hatten die Zunftältesten herausgekriegt und verlangt, daß der Meister meinetwegen Strafe bezahlen sollte. Was der für eine Wut bekam, kannst du dir denken. Brüllte auf mich los. Na, und ich gehöre nun einmal nicht zu denen, die sich alles gefallen lassen.“

„Du bist derselbe Aufrührer und unruhige Geist wie früher“, bemerkte Lorenz, während sie die Schenke betraten.

„Ich verstehe meine Arbeit und mache sie nicht schlechter als der Meister“, bemerkte Hans. „Soll man nicht mit mir anbinden! Ich denke, daß es auch in Straßburg Goldschmiede gibt, die einen guten Gesellen brauchen können.“

Die Freunde setzten sich an einen Tisch. Lorenz warf der Wirtstochter, die die Gäste bediente, ein Geldstück in die Schürze und rief:

„Zwei Krüge Bier!“

Hans griff auch in die Tasche, aber Lorenz hielt ihn zurück.

„Laß! Ich bin heute reich und kann einen Freund bewirten! Mein Wams soll dich nicht stören. Mein Herr namens Gutenberg hat mir einen neuen Rock mit silbernen Tressen versprochen. Und irgendwann wird er sein Versprechen auch halten.“

„Johann Gutenberg?“ fragte Hans. „Aus Mainz?“

„Du kennst ihn?“

„Freilich. Das war doch die heiße Nacht, als er mit seiner Familie aus der Stadt flüchtete. Am Tage hatten wir auf dem Bonifatiusplatz das Mysterienspiel aufgeführt und dem Volk ordentlich was zu lachen gegeben. Am Abend ging es dann los. Der Vater deines Johann Gutenberg muß von jemand gewarnt worden sein, so daß er sich davonmachen konnte. Alle anderen Ratsmitglieder haben wir gezwungen, die Verzichtserklärung zu unterschreiben. Viele von den Reichen sind damals aus der Stadt entwichen. Dann haben es sich einzelne überlegt und sind wieder zurückgekehrt. Dein Herr hegt nicht diese Absicht?“

„Uns geht es auch hier gut“, erwiderte Lorenz, der zerstreut an einer zerrupften Feder auf seinem Hut spielte. „Wir wohnen nicht etwa deswegen in der Vorstadt, weil wir arm wären, sondern wir lieben die Ruhe. Wir haben Gold genug.“

„Das will ich meinen!“ stimmte Hans zu. „Schnallen, Ketten und Ringe sicher die Hülle und Fülle, davon haben die Adligen jede Mengel!“

„Wir verschwenden kein Geld wie andere“, fuhr Lorenz

fort. „Wir brauchen es für das Unternehmen.“ Er beugte sich zum Ohr seines Freundes und flüsterte: „Mein Herr wird dann nach Hause zurückkehren, wenn er . . .“ Und Lorenz machte vor Hansens Augen eine vielsagende Bewegung mit den Fingern.

„Was meinst du denn damit?“ wollte Hans wissen.

„Das darf keiner erfahren“, flüsterte Lorenz, „er hat es nicht einmal mir verraten.“

„Ja, wovon sprichst du denn eigentlich?“

„Mein Herr hat ein Geheimnis.“

„Was für ein Geheimnis?“

„Das nicht bekannt werden soll.“

„Und du weißt davon?“

„Ich vermute nur etwas. Ich wollte es herausbekommen, aber es ist mir nicht gelungen.“

„Was ist es denn?“

„Laß sein. Der Herr will es nicht, und was soll ich mir das Maul verbrennen.“

„Vielleicht Alchimie?“

„So etwas Ähnliches.“

„Daß er Gold machen will?“

„Vielleicht auch das. Ich weiß nur das eine . . . daß . . .“

„Nun, nun, sag doch schon!“

„Er geht nirgendwo hin. Nicht auf die Jagd, auf keine Belustigung. Sitzt den ganzen Tag zu Haus, in seinem Zimmer eingeschlossen, und werkelt etwas.“

„Und was kann das sein?“

„Ich sage doch – ich weiß es nicht! Er läßt niemand in die Stube. Wenn er fortgeht, schließt er sie zu. Nicht einmal aufräumen darf ich da.“

„Deswegen geht er auch nicht wieder nach Mainz!“

„Eben deswegen wohl nicht!“ prahlte Lorenz und schnalzte mit der Zunge.

„Das sind mir Sachen“, meinte Hans kopfschüttelnd, sichtlich an Gutenbergs Geheimnis interessiert.

Als Lorenz und Hans aus der Schenke kamen und sich voneinander verabschiedeten, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Längst hatten die Bauern ihr Frühstück beendet und waren schon wieder auf ihren Feldern.

Lorenz fühlte so etwas wie Gewissensbisse. Er blieb stehen und überlegte: Soll er mit leeren Händen nach Hause gehen und sich vom Herrn den Kopf waschen lassen oder abwarten, bis ihm irgendein glücklicher Zufall aus der Patsche hilft?

In seinen Gedanken bemerkte er nicht, wie die hübsche Magd von Jungfer Anna auf ihn zutrat.

„Lorenz!“ sprach sie ihn an. „Was stehst du hier wie ein Hund an der Kette? Ich habe ein Anliegen an deinen Herrn. Wenn du mir dabei hilfst, soll es dein Schaden nicht sein.“

„Und was ist es?“ fragte Lorenz aufhorchend.

„Erst sage einmal, ob du auch deine Zunge im Zaum halten kannst?“

„Laß mich das Leberfleckchen auf deiner Wange küssen, und du wirst sehen, daß keine Menschenseele erfährt, wie schön das für mich ist“, antwortete Lorenz und legte den Arm um sie.

„Hör mit deinen Dummheiten auf!“ wehrte sie ab und machte sich los. „Es handelt sich doch um meine Herrin!“

„Jungfer Anna? Was will denn das Fräulein?“

„Das Fräulein ist bekümmert, weil dein Herr sie vergessen hat. Komm ein bißchen näher, damit ich es dir ins Ohr sagen kann.“

Lorenz kam sogleich so nahe an Berta heran, daß sie seinen Atem zu spüren bekam.

„Schau her!“ Sie zog aus ihrem Mieder ein zusammengelegtes Spitzentüchlein, faltete es vorsichtig auseinander und zeigte Lorenz ein dunkles, eigenartiges Pulver. „Wenn du mir einen Dienst erweisen willst, so tue das deinem Herrn ins Essen“, sagte sie und faltete das Tüchlein wieder zusammen. „Es ist eine Zauberwurzel, die man in der Silvesternacht von einer

Wahrsagerin holen und so lange auf der Brust tragen muß, bis die Blätter auf den Bäumen wieder gelb werden. Um nicht mit ihnen zusammen zu verdorren, muß es derjenige zu trinken bekommen, der behext werden soll.“

„Für kein Geld auf Erden tue ich das!“ rief Lorenz aus. „Das Pulver hat unter deinem Mieder gelegen, und wenn du willst, daß mein Herr . . .“

„Was denkst du dir denn!“ Berta hob die Hand, wie um ihm einen Backenstreich zu geben. „Das Pulver wirkt doch nur bei Edelleuten. Für andere müßte der Trank dreimal so stark sein. Zudem würde man ein Mädchen aus dem Volk, das einen vornehmen Herrn zu behexen versucht, einfach hinrichten. Meinst du etwa, ich möchte auf dem Scheiterhaufen verbrannt oder lebendig begraben werden?“

„Weißt du es ganz sicher?“

„Was?“

„Daß das Pulver nur bei Edelleuten wirkt?“

„Wie sollte ich nicht! Natürlich weiß ich das!“

„Kannst du es beschwören?“

„Ich will nicht lebend hier weggehen“, sagte sie und bekreuzigte sich hastig. „Du bekommst von meiner Dame ein Goldstück, wenn es dir gelingt, Johann Gutenberg das Pulver unbemerkt ins Essen zu schütten.“

Da ist er, der glückliche Zufall, dachte Lorenz und sagte:

„Ich könnte deinen Auftrag gleich heute ausführen, aber, weißt du . . . ich bin da in eine schwierige Lage geraten. Und wenn du mir nicht heraushilfst . . .“

„Und das wäre?“

„Hier sieh!“ Er drehte seine Tasche um und zeigte ihr das Loch darin.

„Das Geld, das ich von meinem Herrn bekommen hatte, um für ihn einen Morgenimbiß zu kaufen, ist da durchgefallen und liegt jetzt irgendwo auf der Straße.“

„Lügner! Wie du nach Bier stinkst! Dein Geld liegt längst in der Schenke, du Trunkenbold!“

Sie zog aus ihrem Mieder ein blaues gestricktes Geldtäschchen hervor und reichte Lorenz nach einigem Suchen eine Kupfermünze.

„Nimm sie, als kleinen Bruder des Goldstücks, das du von Fräulein Anna bekommst, wenn du ihren Auftrag ausgeführt hast.“

„Schade nur, daß es keine Zwillinge sind!“ bedauerte Lorenz augenzwinkernd, als er das Geld einsteckte.

„Vorläufig reicht auch das Kupfer!“ sagte Berta lachend und bog in den schmalen Weg ein, der zum Schloß ihrer Herrin führte.

„Dank dem Himmel auch dafür!“ sagte Lorenz, alleingeblichen. „Jetzt kriege ich es von meinem Herrn bloß noch dafür, daß die Sonne nicht warten will, bis ich mit dem Morgenimbiß zu Hause bin.“ Er sah nach dem Himmel. „Eine Hitze zum Umkommen! Bißchen spät geworden! Da wird er ja ordentlich hungrig sein!“

Lorenz kaufte Brot, Käse und Wurst und machte sich auf den Heimweg.

Einen schönen Diener hat ja mein Herr, gestand er sich ein, einen Faulpelz und Trunkenbold! Wenn er ihn nur nicht wegschickt!

In die Stube gekommen, verteilte er erst einmal geschwind seine Einkäufe auf Teller.

Hinter der Tür hörte er lautes Rufen:

„Himmel! Ich danke dir! Daß ich das vollbracht habe!“

Mit wem redet er denn da? dachte Lorenz verwundert.

Im gleichen Augenblick ging die Tür auf, und Gutenberg erschien auf der Schwelle. Hemd, Kleidung und Hände waren mit Farbe beschmiert. Selbst die Stirn zeigte unter den dichten, wirren Haaren dunkle Spuren von schmutzigen Fingern. Aber das Gesicht war glückstrahlend.

„Lorenz!“ rief er. „Komm her! Ich will, daß du dich auch freust!“

„So ist es im Leben!“ murmelte Lorenz in seinen Bart. „Ge-

rade wenn man auf Schimpfe vorbereitet ist, soll man sich freuen dürfen!“

„Komm herein, brauchst keine Angst zu haben!“ fuhr Gutenberg fort, als sein Diener ihn unentschlossen anblickte. „Glaub mir: Ruhm, Geld, Glück – alles ist hier, in dieser armseligen Kammer!“

Zaghaft überschritt Lorenz die verbotene Schwelle.

In der ganzen Stube roch es säuerlich herb nach Farbe, die auf dem Fußboden in der Nähe des Herdes vergossen war, den Tisch bedeckten schmutzige, seltsam geformte Holzklötzchen, überall lagen Bogen beklecksten Papiers herum. Ecken und Wände waren von rauchgrauen Spinnweben überzogen.

Wo war hier Gold, Ruhm, Glück?

Lorenz blickte erstaunt um sich, ohne sich vom Fleck zu rühren. Auch nicht ein einziges Goldkörnchen war zu entdecken!

„Sogleich wirst du ein Wunder zu sehen bekommen“, erklärte Gutenberg. „Schau her.“

Er reihte einige feuchte Klötzchen wie Glasperlen auf eine dünne Schnur, schob sie dicht aneinander, band einen Knoten, damit sie sich nicht verrücken konnten, und bestrich sie an der Oberseite mit dicker dunkler Farbe. Dann drückte er sie gegen einen der auf dem Tisch liegenden Papierbogen. Von dem weißen Blatt hoben sich deutlich große Buchstaben ab.

„Siehst du etwas?“ fragte Gutenberg stolz. Er drückte noch einmal, und wieder druckten sich die gleichen Zeichen ab.

Lorenz riß den Mund auf. „Und das ist alles? Das ist doch weiter keine Kunst, Papier zu beklecksen!“ Die Käsestückchen, die er in der Hand hielt, fielen auf den Boden.

„Ah, du hast mir etwas zum Frühstück gebracht!“ fuhr Gutenberg erfreut fort. „Danke! Ich bin mit der Sonne aufgestanden und habe mächtigen Hunger.“

Ohne abzuwarten, bis Lorenz den Tisch gedeckt hatte, nahm er ein Stück Käse und fing an zu essen.

Die beste Gelegenheit, ihm das Pulver unterzumischen, dachte der Diener bei sich.

Der Gedanke an die von Fräulein Anna versprochene Belohnung beschäftigte ihn mehr als die unansehnlichen Klötzchen.

„Sofort bringe ich auch Wein“, sagte er und verschwand in der angrenzenden Stube.

Dort zog er das bewußte Tüchelchen hervor und wollte das darin befindliche Pulver in den Weinbecher schütten. Aber das grünliche Zeug klebte zusammen und haftete an dem feinen Gewebe des Tüchelchens, so daß er es mit dem Fingernagel abkratzen mußte.

In diesem Augenblick trat Gutenberg in das Zimmer.

„Was tust du da?“ schrie er. „Willst du mich etwa vergiften?“

Lorenz ließ das Tuch fallen, und das grüne Pulver verstreute sich auf dem Tisch.

„Schuft du! Verräter!“

Die weiße Hand mit den feinen, von Farbe beschmierten Fingern holte zum Schlage aus. Lorenz fiel auf die Knie.

„Erbarmen! Ich will Euch alles gestehen! Gnade!“

Gutenberg ließ die Hand sinken.

„Sie ist es, das Fräulein . . . Anna!“ lallte Lorenz, auf dem Fußboden kriechend.

„Anna?“ Hennes Brauen zogen sich zusammen.

„Das Fräulein de Fer! Ein Zaubertrank! Sie will, daß mein Herr sie heiraten . . .“

„Was redest du da zusammen? Sprich vernünftig, oder ich reiße dir die Zunge heraus, mit der du sowieso nichts als lügst.“

„Ich schwöre beim heiligen Martin! Beim heiligen Christoph! Beim Benedikt! Beim Franziskus! Bei wem Euer Gnaden wünschen . . . ich sage die Wahrheit! Fräulein Anna will Eure Gemahlin werden. Sie hat mir für meine Hilfe fünf Gulden versprochen. Dabei ist sie so schön, daß sie ein jeder,

der nicht gerade blind ist, auch ohne Zauberwurzel heiraten könnte.“

„Was faselst du da, Lorenz!“ Gutenberg mußte lachen. „Du hast recht, eine solche Schönheit zur Frau zu bekommen wäre nicht übel.“

„Ich schwöre beim Allerhöchsten, daß ich nicht lüge!“ begann Lorenz von neuem, aber Gutenberg unterbrach ihn ungeduldig:

„Laß den Allerhöchsten aus dem Spiel und erzähle vernünftig, wer da gesagt hat, daß die Tochter des Grafen de Fer meine Frau werden will.“

„Die Berta“, antwortete Lorenz, der vom Fußboden aufstand, weil er merkte, daß das Gewitter an ihm vorübergegangen war.

„So redel!“

Lorenz berichtete mit allen Einzelheiten, was ihm die Berta erzählt hatte.

„Bedanke dich bei der Wahrsagerin, die für ihre Zwecke den richtigen Tag ausgesucht hat“, sagte Gutenberg vergnügt. „Du bekommst fünf Gulden und wirst auf meiner Hochzeit einen neuen, mit Silber bestickten Rock anhaben, das verspreche ich dir. Aber jetzt saddle mir das Pferd, ich will aufs Schloß reiten!“

Das Glück kommt immer zur rechten Zeit. Henne hatte schon längst ein Auge auf Anna geworfen, aber konnte er von einer Heirat auch nur zu träumen wagen, bevor sich seine Idee verwirklicht, bevor sie Gestalt angenommen hatte? Jetzt war sie bereits kein Geheimnis mehr, jetzt durfte er auch Anna alles erzählen!

Sie wird seine Frau werden! Ihm schwindelte. Anna liebt ihn! Sie werden warten, bis er Geld hat. Das dürfte sehr bald sein! Bücher! Wie dringend werden sie gebraucht, und er besitzt das Verfahren, sie schnell und in großer Anzahl herzustellen. Dieses Verfahren ist in seinen Händen! Anna! Anna! Wie glücklich bin ich!

Er nahm einen Becher vom Tisch, schenkte sich Wein ein und verkündete feierlich:

„Exegi monumentum aere perennius!“\*

Lorenz verstand kein Latein, aber die Begeisterung, mit der sein Herr diese Worte aussprach, ließ ihn ergreifen, wie bei der Predigt in der Kirche, den Kopf senken.

### IM SCHLOSS

Das von hohen Mauern umgebene Schloß der Grafen de Fer hatte keinerlei Ähnlichkeit mit den stolzen und unzugänglichen Zwingburgen der Kurfürsten, Barone und anderen Feudalherren. Das Rathaus, die Zunftgebäude und die Häuser der reichen Kaufleute in der Stadt wirkten weitaus gediegener als dieses von Regen, Wind und Frost verwitterte Adelsnest, wo es von Schnecken und Asseln wimmelte. Es verfiel allmählich und erschien neben den zinnengekrönten Mauern der andrängenden Stadt geradezu bemitleidenswert.

Der alte Graf pflegte niemals sein Besitztum zu verlassen. Selbst die großen kirchlichen Feiertage wurden in der Hauskapelle abgehalten. Das kümmerliche zum Schloß gehörende Land war verwildert und von Unkraut überwuchert. Die abgerissenen und hungernden Bauern liefen einer nach dem andern dem Gutsherrn davon und verbargen sich vor ihrem grausamen Machthaber in der Stadt. Wenn sie dort die gesetzlich vorgeschriebene Zeit von einem Jahr und einem Tag verbracht hatten, stießen sie zu den Handwerkern und Handeltreibenden. Infolgedessen war die Stadt mit ihren Bewohnern und geldbesitzenden Kaufleuten dem alten Grafen verhaßt. Alles, was der sich entwickelnde Handel heranzuführte – überseeische Früchte, Gewürze, orientalische Teppiche, Kristall – alles brachte den alten Feudalherrn in Wut. Er überwarf sich mit seinem Sohn wegen jedes Baretts und

\* Ein Denkmal, beständiger als aus Bronze, habe ich mir errichtet.

jedes Gegenstandes, der nicht von der Hand seiner Leute hergestellt worden war.

Der junge Graf Berthold liebte die Stadt ebensowenig wie sein Vater. Aber er wollte nicht schlechter als die Städter leben und gekleidet sein. So litt er ständig unter verletzter Eitelkeit, und häufig verzog ein nervöses Zucken sein Gesicht, das etwas Lauerndes hatte.

Alle diese ihm verhaßten Städter, die früher einmal Leib-eigene gewesen waren, besaßen Geld, während er, der vornehme Adlige, der Erbe eines alten Schlosses, sich mit seinem Geschlecht brüsten mochte, soviel er nur wollte, aber eine Kleidung aus Samt und Seide konnte er sich nicht kaufen. So hielt er es für sein adliges und verbrieftes Recht, den Kaufleuten alles, was ihm gefiel, wegzunehmen. Gottlob gehörte der Boden den Adligen! Auf ihm konnten sie tun und lassen, was ihnen beliebte. Und Berthold machte auf seinen Besitzungen die grausamste Anwendung von diesem Recht.

Wehe dem Kaufmann, der mit seiner Ware auf eine durch des Grafen Gebiet führende Straße geriet und mit den Rädern seiner plebejischen Fuhre dessen adligen Grund und Boden berührte. Berthold spürte mit seinen Leuten die Karawanen auf und nahm ihnen die Waren weg. Leisteten die Kaufleute Widerstand, so wurden ihnen die Hände abgehackt.

Die jungen Adligen der benachbarten Güter hatten sich mit Berthold zusammengetan und ersannen immer neue Kniffe zur Ausplünderung der Kaufleute, die mit Waren durch ihren Besitz kamen. Sie erhoben Brücken- und Wegegelder, schreckten vor nichts zurück und verbrachten ihre Tage mit dem Ausschauen nach Beute. Nie kehrte Berthold ohne seidene Stoffe, gute Weine und kostbare Felle heim.

Auch heute war er unterwegs.

Der alte Graf fühlte sich unwohl und hütete das Zimmer.

Bertholds Schwester Anna lag auf einem breiten Bett aus Nußholz hinter einem schweren Vorhang. Sie wartete auf ihre Magd Berta und hatte nur den einen Gedanken im Kopf, daß

sie am Tage zuvor vierundzwanzig Jahre alt geworden war. Und warum hatte sie zu dem Zauber greifen müssen, zu dem grünen Pulver? War sie etwa nicht schön?

Sie dachte daran, wie sie am Tage von Mariae Verkündigung in Sankt Arbogast vor der Heiligen Jungfrau gebetet hatte und plötzlich einen Blick auf sich gerichtet fühlte. Diese Augen konnte sie nicht vergessen. Trotz des väterlichen Verbots ritt sie nun an jedem Feiertag zum Kloster. Und es war gewiß, sie wurde dort erwartet. Beim Verlassen der Kirche konnte sie jedesmal kaum ihrer Erregung Herr werden: Was geschähe, wenn „er“ an sie heranträte? Sie fürchtete sich davor und wünschte es dennoch, „er“ möchte das Wort an sie richten.

Und endlich geschah es. An jenem Morgen fiel Regen. Der Reitknecht wollte sie aufs Pferd heben, aber Anna machte sich um das Pferd Sorge: Das arme Tier! Der eine Fuß war doch nicht in Ordnung! Der Reitknecht versicherte, daß dem Pferd nichts fehle, aber was wußte schon so ein Stallbursche? Und da trat „er“ heran!

Anna schloß die Augen und sah wieder die schlanke Gestalt im schwarzen Samtmantel vor sich.

Der schöne junge Mann erbot sich, ihrem Pferd zu helfen, und dankbar nahm sie den Vorschlag an. Wie lange standen sie in dem feinen Regen! Dann half er ihr in den Sattel und begleitete sie bis zum Schloßtor. Sie lud ihn ein, hereinzukommen, um den Regen abzuwarten.

Und nun . . . Was war geschehen? Warum kam er nicht mehr zur Kirche?

Anna schickte ihre Magd, um auszukundschaften, wer er sei, wo er wohne und ob in jemand verliebt? Berta hatte berichtet, daß er von adligem Stand, aus Mainz gekommen, ein sehr zurückgezogenes Leben führe und nirgendwohin gehe. Das war alles, was man über ihn wußte.

Die Herrin schloß sich in ihre Kapelle ein, warf sich auf die Knie und flehte zur Jungfrau Maria, sie möge ihr das

Geheimnis ihres Ritters entdecken. Aber die Jungfrau drückte ihr Kind an die Brust und machte sich über Annas Sorgen keinen Kummer. Da griff sie zu dem Liebeszauber.

Berta trat ins Zimmer. Sie brachte einen Zug frischer Luft, einen Duft vom Feld und von Erde mit sich.

„Berta! Endlich!“ Anna sprang von ihrem Lager auf. „Erzähle sofort! Sprich! Du siehst, ich vergehe vor Ungeduld!“

Die Magd spannte sie nicht lange auf die Folter. Sie erzählte, wie sie Lorenz bei der Schenke getroffen habe und was er für Augen besitze. Schließlich war er ja auch nicht der Schlechteste für ein armes Mädchen! Und gar erst in einem silbergestickten Rock . . .

„Nun, weiter! Was geht mich der Lorenz an!“

Aber Berta sparte nicht mit Einzelheiten. Sie fing noch einmal von vorn an, wie sie ihn getroffen hatte, an ihn herangetreten war, gedacht hatte . . .

Anna unterbrach sie mit Fragen. Nun sprachen sie beide auf einmal und horchten gleichzeitig den eigenen und den Worten der andern, wie das nur Frauen fertigbekommen.

Endlich war die Erzählung von der Aushändigung des grünen Pulvers beendet. Das Fräulein machte sich ans Ankleiden. Es war schon genügend Zeit verstrichen, da Lorenz das Zauberpulver erhalten hatte. Jeden Augenblick konnte der Ersehnte eintreffen.

„Beeile dich, beeile dich!“ schrie sie auf die Magd los, während sie ein Kleid nach dem andern anprobierte.

Berta wurde des Zuschnürens und Wiederaufschnürens müde. Das dunkelblaue paßte nicht zur Gesichtsfarbe, das hellblaue nicht zur Tagesstunde, das luftige entsprach nicht der Jahreszeit, das Tuchkleid nicht der Würde des Edelfräuleins. Nachdem Anna die Magd bis aufs Blut gequält hatte, verblieb sie bei einem Kleid aus glänzender Seide, das, reich und bescheiden, unschuldig und verführerisch zugleich, geeignet war, ein Feuer zu entfachen und dennoch Frömmigkeit auszustrahlen.

Anna empfing Gutenberg im Ehrensaal mit den schmalen, hochgelegenen Fenstern. An den Wänden hingen runde Schilde aus Messing und riesige, über Kreuz gelegte Schwerter. Unter ihnen standen in tiefen, holzgetäfelten Nischen schwere Eichenholzbänke. Im Saal war es ziemlich dunkel, außerdem feucht und kalt. Der hohe Kopfputz und das Kleid mit den großen Puffärmeln hinderten das Fräulein, sich frei zu bewegen. Schwere goldene Armbänder und Ringe zierten ihre Arme und Hände.

„Der Vater verläßt nie sein Zimmer, er fühlt sich nicht wohl. Wenn Euch meine Gesellschaft nicht langweilt, lasse ich Wein kommen.“ Sie wies den Gast auf eine der Bänke. „Bitte!“

Henne antwortete mit einer zeremoniellen Verbeugung und setzte sich, verwirrt in Erwartung der bevorstehenden Unterhaltung.

Ein Diener brachte Becher mit saurem Wein von den kümmerlichen Weingärten des Grafen und stellte sie auf ein Sims neben der Nische. Aber weder Anna noch der Gast rührten den Wein an. Sie saßen einander gegenüber und wußten nicht, womit sie das Gespräch beginnen sollten.

Die Dämmerung brach schnell herein, im Saal wurde es dunkel. Nur Annas leuchtendes Kleid hob sich als heller Fleck von dem düsteren Hintergrund der Wandtäfelung ab.

Einige Minuten qualvollen Schweigens vergingen.

„Verzeiht, ich bin wenig in Gesellschaft“, sagte Henne schließlich, „und verstehe nicht, mich mit Frauenzimmern zu unterhalten.“ Er blickte auf seine verstaubten Stiefel mit den großen Stulpen. „Ich habe gehört, daß ein Kavalier bei einer solchen Gelegenheit auf die Knie fällt . . .“

Anna schwieg. Die zu eng geschnürte Taille benahm ihr den Atem.

„Ich bin ein schlechter Kavalier“, fuhr Henne verlegen fort, „und habe bis zum heutigen Tag nicht gewagt . . .“

Er stand auf, schritt ein paarmal von einer Ecke des Saales zur andern und blieb wieder stehen – zu dumpf hallten seine Schritte in dem dunklen leeren Raum.

„Gehen wir in den Garten“, kam ihm Anna zu Hilfe, „dort ist es schöner.“ Sie hoffte, dort werde er eher das aussprechen, was sie von ihm zu hören beehrte.

Sie traten hinaus auf den Hof, der mit großen, von Gras überwucherten Steinplatten gepflastert war. Die Sonne stand schon tief, und im Garten beeilten sich einige Bauerndirnen, Äpfel in große geflochtene Körbe zu lesen und sie zum Gärtnerhäuschen zu bringen.

Anna, die die Schleppe ihres Kleides auf dem Erdboden schleifen ließ, konnte mit ihrem Begleiter kaum Schritt halten. Unter einem Baum blieb er stehen, hob einen reifen, beim Aufschlagen geplatzten Apfel auf und sagte, ihn in den Händen hin und her drehend, nachdenklich:

„Wieviel Samenkörner! Aber welchem ist es beschieden, ein Baum zu werden!“

Er dachte an seine Erfindung: Oh, wenn meiner Idee die Möglichkeit gegeben würde, zu blühen und Früchte zu tragen! Er ließ den Apfel fallen und ergriff unerwartet Annas Hände. Leise schrie sie auf, als sein Siegelring mit den Steinen ihrer Ringe zusammenstieß.

„Anna!“ flüsterte Henne, ihr ins Gesicht blickend. „Anna!“

Die Ringe drückten ihre Finger, aber sie nahm die Hände nicht fort. Er beugte sich näher heran.

„Anna, Ihr werdet glücklich sein! Ich will, daß Ihr glücklich werdet! Sagt mir . . .“

Allzu fest war das Kleid geschnürt. Anna wurde blaß. Sie bekam keine Luft. Sie wehrte sich nicht, als Hennes starke Arme sie umfaßten und in eine von Hopfen umrankte Laube zogen.

Fern von den Wiesen her brüllten die heimkehrenden Kühe. Aus dem Gärtnerhäuschen trug der Wind den Geruch von Stroh und reifen Äpfeln herüber.

Mit halbgeschlossenen Augen lauschte Anna der leidenschaftlichen und beglückten Stimme Hennes. Er erzählte von seiner Flucht aus Mainz, vom Tod des Vaters, von irgendeinem Vorhaben, das ihm Geld und Ruhm verhieß. Immer schneller redete er, wie in der Befürchtung, nicht mit allem zu Ende zu kommen. Und schließlich sagte er das, was das sehnsüchtige Mädchenherz so heiß zu hören begehrte.

Die Heilige Jungfrau oder die Wahrsagerin – wer in ihr Schicksal eingegriffen hatte, Anna wußte es nicht, aber sie verschwor sich, der einen wie der andern ihren Dank abzustatten.

### *DAS VERLÖBNIS*

Als das Fräulein Anna und Henne Gutenberg aus dem Garten zurückkehrten, leuchtete ihnen der Mond.

Im Hof herrschte geschäftiges Treiben. Pferde wieherten, Diener liefen hin und her, Weinfässer wurden gerollt, und Flüche waren zu hören. Anna begriff sofort – Berthold war gekommen. Was war dabei! Er kam gerade recht – sollte sich gleich an diesem Tag ihr Schicksal entscheiden!

Was konnten Vater und Bruder gegen Gutenberg einwenden? Er war adlig, entstammte einem alten Geschlecht, war jung, schön und liebte sie. Wo würde sie einen besseren Freier finden? Alle jungen Edelleute aus der Umgebung waren auf eine Mitgift versessen, ihr Auserwählter keinesweg. Er hatte versprochen, sie glücklich zu machen. An Glück fehlte es ihr ja gerade! Möge es heute kommen, sogleich!

In dem hohen Saal brannten alle Kerzen des riesigen Kronleuchters. Die mit Berthold gekommenen Gäste waren farbenprächtig und reich angezogen. Kolliers, Ketten, vergoldete Gürtel, glänzende Schärpen leuchteten hier und da. Andere, die vornehmsten, trugen goldene Schellen, die bei jeder Bewegung klimperten.

Seit mehreren Tagen schon fuhren sie von einem Gut zum

nächsten, tranken, aßen, hielten auf Brücken und Straßen, Gericht ab und setzten alle Menschen in der Umgebung in Schrecken. Auf Bertholds Schloß wollten sie ihre Tour abschließen. Nach Wein und Essen verlangte es sie bereits nicht mehr. Die groben Unflätigkeiten waren erschöpft, die Köpfe von den unablässigen Gelagen leer, die Kehlen heiser geschrien.

„Von Hochmut gebläht sind diese Städter! Auf die Degenspitzen gehören sie genommen!“ schrie Berthold inmitten einer aufgeregten Schar. „Natürlich sind sie hochmütig, wenn sie mehr Geld haben als wir alle zusammen!“ Ein bösariges Zucken verzerrte das Gesicht des Sprechenden. „Silberne Gürtel tragen sie, geschlitzte Schuhe, Hermelinpelze, Röcke mit goldener Paspelierung!“

„Vermessenheit ist es, Ritterkleidung anzuziehen!“ schrien betrunkene Stimmen.

„Bürgertöchter wagen es, sich Perlenschnüre ins Haar zu flechten!“

„Venezianische Tuche kaufen sie!“

„Unerträglich ist es!“

„So kann es nicht weitergehen.“

„Und nicht allein das“, gefiel sich Berthold in seiner Rede weiter, „sie unterhalten sogar ein eigenes Heer! Prägen Geld! Gießen Kanonen.“

Man verstand ihn nicht mehr, alle schrien gleichzeitig.

Einige Frauenspersonen saßen am Tisch und hatten das Abendessen noch nicht beendet. Eine von ihnen dachte sich einen lustigen Streich aus. Sie ergriff ein fettes Stück Hammelfleisch, tauchte es in die Tunke und warf es mitten unter die Kavaliere, die einer schönen Nebenbuhlerin den Hof machten. Die Kavaliere stoben lachend nach allen Seiten auseinander. Das Wurfgeschloß klatschte gegen die Wand, auf der es einen dunklen, glänzenden Fleck hinterließ. Die Gäste wurden immer ausgelassener.

Gutenberg und Anna beteiligten sich nicht an der allgemei-

nen Lustigkeit. Sie hatten sich in eine Nische zurückgezogen und waren mit sich selbst beschäftigt.

Als Berthold des Redenhaltens müde war, trat seine Schwester zu ihm heran, um ihm ihren Auserwählten vorzustellen.

Mißtrauischen Blickes betrachtete ihr Bruder den jungen Mann. Das erregte, ernste Gesicht Gutenbergs paßte nicht in die allgemeine Stimmung, zumal er sofort von seinem Vorhaben zu sprechen begann, das ihm in Zukunft Ruhm und Geld einbringen sollte.

Berthold runzelte die Brauen und fragte den ungebetenen Gast, wer seine Verwandten seien. Als ihm Bescheid wurde, erklärte er von oben herab:

„Alle Patrizier sind längst nach Mainz zurückgekehrt. Euch geziemt ein gleiches. Wenn meine Schwester Euch folgen will, so habe ich nichts dagegen. Mit dem Vater könnt Ihr später reden. Er ist krank und wünscht zur Zeit niemand zu sehen.“

An diesem Abend wurde die Verlobung Annas mit Gutenberg verkündet. Umsonst saß Lorenz die ganze Nacht hindurch bei brennender Kerze und wartete auf seinen Herrn. Gutenberg blieb auf dem Schloß noch zwei weitere Tage. Erst am dritten kehrte er heim, todmüde, aber über die Maßen glücklich.

### TRUBE TAGE

Den heiteren Tagen folgten Regen und Kälte. Die entblätternen Bäume erschauerten unter heftigen Windstößen.

Anna war es überdrüssig, nach einem schwarzen Mantel und einem hochbeinigen, knochigen Pferd Ausschau zu halten. Jetzt waren es schon zwei Wochen, während der sich ihr Bräutigam im Schloß nicht gezeigt hatte.

Vergebens wartete Lorenz auf den versprochenen Rock mit den silbernen Tressen.

Gutenberg hatte dunkle Ringe unter den Augen. Immer

häufiger durchfurchte eine tiefe Falte seine Stirn. Die scharfgezeichneten Lippen waren fester aufeinandergepreßt.

Hol's der Teufel! Das Glück gibt sich einem wirklich nicht auf einmal in die Hände. Man muß ihm nachjagen wie einem launischen Frauenzimmer!

Die Berechnungen des jungen Erfinders gingen nicht in Erfüllung. Die neue Kunst enttäuschte ihn wie eine treulose Geliebte. Die mit solcher Beharrlichkeit auf den kleinen Holzklötzchen ausgeschnittenen Buchstaben quollen von der Feuchtigkeit auf, verzogen sich und wurden für den Satz unbrauchbar.

Gutenberg ging fluchend im Zimmer auf und ab und zertrat die ungeeigneten Klötzchen mit den Stiefeln.

„Ich Dummkopf! Ich Esel! Alles Geld zu vergeuden! Dem Mädchen die Ruhe zu rauben! Diesem erbärmlichen Berthold mein Geheimnis auszuplaudern!“

Aber damals hatte er ja geglaubt, schon ein Buch mit gedruckten Buchstaben in der Hand zu halten!

Er setzte sich auf einen Schemel, sprang wieder hoch und schritt erneut von einer Ecke des Zimmers zur andern, redete laut auf sich ein, auf Gott, auf den Teufel, auf alle, die gegen seine Erfindung Einwände erheben konnten. Dann sagte er sich, daß die feuchten schmutzigen Klötzchen ja gar keine Erfindung seien. Er schwor sich, an seiner Idee festzuhalten, andere Buchstaben und eine andere Methode zu suchen, um eine gedruckte Bibel anstelle der mit der Hand geschriebenen herauszugeben.

Wieder erinnerte er sich der Worte seines Bruders, nicht so selbstgefällig zu sein, und der Warnungen Meister Costers, daß diese Klötzchen sich nur für Kinder zum Abc-Spiel eigneten.

Wie überzeugt war er von sich gewesen! Die erste Probe hatte sich als glänzend erwiesen. Da lagen sie auf dem Tisch, drei, vier gedruckte Seiten. Wie viel an beharrlicher Arbeit, durchwachten Nächten, gebrochenem Stolz, unterdrücktem Ehrgeiz, Vertrauen, Hoffnungen – und alles zum Teufel wegen

eines einzigen nicht zu Ende gedachten Gedankens: Holz quillt, wenn es feucht wird, und platzt!

Henne verbrachte einige Tage in völliger Verzweiflung. Ohne sich zu entkleiden, fiel er in den Sessel, um im Schlaf seine entsetzliche Niedergeschlagenheit zu vergessen. Er biß sich auf die Lippen, wenn er an Anna dachte, und ging dennoch nicht zu ihr, wollte in diesem Zustande nicht von ihr gesehen werden. Anna! Anna! Woher sollte er das Geld für Geschenke, Ausfahrten und Empfänge nehmen? Es gelüstete sie nicht danach, wie eine einfache Bürgerin in seine armselige Stube zu ziehen.

„Lorenz!“ schrie Gutenberg mit einer Stimme, bei deren Ton sich dem Diener die Haare sträubten. Es hörte sich an, als ob sein Herr gefoltert würde.

„Die Feder!“ stieß er hervor, als Lorenz erschien. „So geht es nicht weiter! Ich muß sofort an sie schreiben! Gib mir Tinte und Feder.“

Lorenz brachte eine tadellos gespitzte Gänsefeder, legte sie neben das Tintenfaß und zog sich mit einem Gebet auf den Lippen hinter die Tür zurück.

Henne setzte sich an den Tisch und betrachtete grübelnd das Papier. Seine Aufmerksamkeit fesselte das Wasserzeichen, der Stempel der Papierwerkstatt. In dessen Betrachtung vertieft, legte sich allmählich seine Erregung.

„Ja“, sprach er laut vor sich hin, „das Papier verschafft dem Meister Antonius Heilmann Ehre und Geld. Und nicht weiß zu bleiben, ist seine Bestimmung.“

Stöße beschriebenen Papiers erstanden vor Gutenbergs Augen. Buchbinder kleideten sie in Leder und Samt. Die Menschen bezahlten sie mit Geld. Mit viel Geld!

Wieder erinnerte er sich der Prägestempel – und sprang auf.

Dummkopf! Was hatte er sich nur gedacht, als er die Holzbuchstaben schnitzte! Die kurzen Texte der Heiligenbilder hatten ihn irregeleitet! Wäre das Arbeiten mit beweglichen

Buchstaben so einfach, hätten Coster und andere Meister längst die Kunst des Druckens von Büchern erdacht. Aber sie konnten über den Rahmen ihres Handwerks nicht hinaus. Sie hatten den launischen und eigensinnigen Charakter des Holzes erfaßt, eine Wissenschaft, von der er keinen blassen Schimmer hatte . . . Aber darauf kam es nicht an! Sollten die Handwerker bei ihrem Holz bleiben! Metall! Das war der Freund, der ihn nicht enttäuschen würde. Die Buchstaben müßten aus Metall geschlagen werden! Die würden nicht von der Feuchtigkeit anschwellen, sich nicht werfen und keine Risse bekommen!

Hoffnung erhellte Gutenbergs Gesicht. Er griff nach seinem Hut, vergaß seinen Brief, vergaß Anna und stürmte aus dem Hause.

#### ANDREAS DRITZEHN

Der Nebel stieg aus den Niederungen und Sümpfen und hüllte die Schlösser in seinen feuchten Atem, legte seine kalte Nässe in feinsten Tröpfchen den Menschen auf Köpfe und Schultern, kroch die Straßen entlang, bedeckte Brücken, Kapellen und Friedhöfe mit grauem Dunst, durchtränkte die Strohdächer der Bauernhäuser; erst vor den Toren der Stadt verflüchtigte er sich wie aus Furcht vor den zinnengekrönten Mauern, hinter denen die Spitzen der Kirchen und Glockentürme emporragten.

Krähenschwärme kreisten laut krächzend über dem Galgen am Stadttor. Ringsumher lagen die halbvermoderten Knochen der von ihnen abgefressenen Leichen.

Innerhalb der Mauern erhoben sich neben alten, windschiefen Hütten stolze und herrische Steinhäuser. Enge Straßen führten zum Marktplatz mit dem kunstvollen, aus schwarzen und roten Ziegeln erbauten Rathaus.

Daran stieß eine Reihe von Läden, die fertige Kleider ausgelegt hatten. Rund um den Platz standen dicht bei dicht die

Buden der Schuster, Goldschläger, Sattler, Handschuhmacher, Kupferschmiede und anderer Handwerker. An Tischen saßen Geldwechsler mit Waagen und Säcken voll klingender Münze. Dort hatte sich auch an seinem Tischchen ein Schreiber niedergelassen. So manche Feder mußte er im Laufe des Tages spitzen – für Bittschriften, Listen, Klagen – jedermann hatte etwas zu schreiben. Die Kupferstücke füllten den Holzteller neben dem Tintenfaß bis an den Rand. Die Menschen drängten sich um ihn herum.

Andreas Dritzehn, ein schwächlicher junger Mann mit einem leichten Flaum am Kinn und verzücktem Blick in den großen grauen Augen, zitterte in seinem dünnen Wams vor Kälte und wäre gern in eine trockne Behausung gegangen, um sich aufzuwärmen. Er hustete ständig, war oft krank und fühlte sich auch bei den Seinen vereinsamt und von den andern abgesondert.

Gemäß dem Wunsch seines älteren Bruders Klaus, der gesund und praktisch war und nach dem Tode des Vaters das Oberhaupt der Familie bildete, sollte Andreas das Tuchwalkerhandwerk erlernen. Aber Andreas fühlte, daß diese schwere Arbeit über seine Kräfte ging. Er verweilte lieber im Dom, um den Psalmen zu lauschen, die Leidensgesichter der Madonnen zu betrachten und davon zu träumen, wenn schon nicht Gelehrter, so doch wenigstens Maler zu werden.

Die Grade der Gelehrsamkeit, auf denen der Geist zur Weisheit vordringt, wie sich die Gottesgelahrten ausdrückten, waren Andreas nicht zugänglich. Als der Vater starb, nahm ihn sein Bruder aus der Schule. Der Bürger hatte sich in erster Linie um seinen Besitz zu kümmern, und je größer der wurde, desto mehr wuchs er in der Achtung seiner Mitbürger.

Klaus und seine Frau, die tüchtige Barbara, geborene Gerbel, waren mit irdischen Gütern reichlich gesegnet. Klaus hatte von seinem Vater den Verwalterposten in einem der städtischen Warenlager geerbt. Dieses Amt warf ihm Beträchtliches

ab. Außerdem besaß Barbara eine Aussteuer an Leib- und Tischwäsche, Kleidung, Stoffen, Geschirr und Silber, die für zwei Generationen der Familien Dritzehn und Gerbel gereicht hätte.

Ihrem jungen Schwager war Barbara wegen ihres pocken-narbigem Gesichts, ihrer kreischenden Stimme und ihres streitsüchtigen Charakters zuwider. Ständig schimpfte sie Andreas einen Müßiggänger und war bestrebt, sein väterliches Erbeil an sich zu bringen.

Heute war der Zank heftiger als gewöhnlich gewesen. Es hatte mit einer geringfügigen Unstimmigkeit angefangen. Andreas wollte beim Goldschmied einen kleinen runden, in Silber gefaßten Spiegel bestellen, den er einem Mädchen schenken wollte, mit dem er von Kindheit an befreundet war. Barbara hatte gegen eine solche sinnlose Geldausgabe Einspruch erhoben, und Klaus war der gleichen Ansicht gewesen. Die Meinungsverschiedenheit war in Zank ausgeartet. Andreas hatte die Tür hinter sich zugeworfen und war auf die Straße gestürzt, wie er ging und stand, in kurzem Wams und ohne Mantel. Wenn auch der Nebel in der Stadt weniger spürbar war als außerhalb, so hatte er ihn doch bald bis auf die Haut durchnäßt. Er beschleunigte seine Schritte, sein Kinn zitterte vor Kälte.

Hans Dünne, der Goldschmied, saß an dem breiten Gitterfenster im Zimmer hinter seiner Werkstatt und sprach gerade mit jemand, als Andreas vorsichtig die Tür öffnete.

„Wer ist da? Ich bin nicht zu sprechen! Habe Besuch!“ rief der Meister mit schriller Stimme, als er die Tür knarren hörte.

Ängstlich blieb Andreas stehen.

„Ich bin es“, antwortete er verlegen. „Ich dachte nicht, daß ich Euch stören würde. Mir hat niemand etwas gesagt . . . Ich gehe wieder.“

Hans Dünne lachte. Die Schüchternheit des jungen Mannes belustigte ihn.

„Komm herein, komm herein!“ rief er. „Die Elster, die

vorn auf dem Schrank sitzt, schwatzte etwas, daß du gekommen seiest, aber ich habe nicht darauf geachtet. Und du bist offenbar noch zu jung, um die Elsternsprache zu verstehen. Komm herein, ich habe keine Geheimnisse.“

Schnell warf er ein paar Stücke Zinn in die Schublade und stand auf, um Andreas einen Schritt entgegenzugehen.

Der junge Mann kam herein und verbeugte sich höflich. Der Besucher antwortete mit einem Kopfnicken und vertiefte sich wieder in die Betrachtung eines winzigen Gegenstandes, der auf seiner Hand lag.

„Sprich, was dich hergeführt hat“, wollte Hans Dünne wissen, „aber faß dich kurz, ich bin kein Freund von langem Gerede.“

„Ich wollte Euch bitten . . . vielleicht könnte ich . . .“

„Was mußt du alles für überflüssiges Zeug zwitschern, du gelbschnäbliches Kücken! Sag doch einfach: einen kleinen Spiegel, wie sie jetzt in Mode sind, für die Liebste – und dazu brauchst du den alten Hans Dünne.“

Andreas' zartes Gesicht wurde rot.

„Ihr habt es erraten“, erwiderte er. „Ich wollte einen kleinen Spiegel bestellen, nur irrt Ihr . . .“

„Papperlapapp!“ unterbrach ihn der Meister, wie ein Kaninchen mit der Nase mümmelnd. „Du bist nicht der erste und auch nicht der letzte. Ich schwöre bei der Jungfrau Maria, Herr Gutenberg . . .“ Er stockte, weil ihm offenbar einfiel, er hätte den Namen lieber nicht nennen sollen. „Hans Dünne könnte mit diesen Spielereien mächtig viel Geld verdienen, er hat bloß keine Lust, sich damit abzugeben.“

„Aber ich hörte, daß Ihr . . .“

„Gut, gut! Deine Schöne soll schon ihr Spielzeug kriegen, komm, such dir etwas aus!“

Er nahm aus einer in der Ecke stehenden großen Truhe ein geschmiedetes Kästchen mit silbernen Schmuckstücken und reichte es Andreas hin.

In dem Kästchen befand sich unter zerbrochenen Ringen,

Armbändern und Spangen auch ein fertiges, in Silber gerahmtes Spiegelchen, so wie es Andreas oder vielmehr seine Herzensfreundin, die blauäugige kleine Bärbel, haben wollte.

Hans Dünne ging wieder an den Tisch und setzte das unterbrochene Gespräch leise fort.

„Niemand! Strengstes Geheimnis!“ schnappte Andreas auf.

Er begann hinzuhorchen.

„Ich bin eben allein, Meister Dünne. Ich habe keine zuverlässigen Gehilfen . . .“

Andreas hielt das runde Spiegelchen in der Hand und blickte wie gebannt auf das scharfgeschnittene Profil des Unbekannten.

Wer ist das? fragte er sich. Was für ein erstaunliches Gesicht! Wie das des heiligen Christophorus . . . Irgendwo habe ich diesen Mann schon gesehen, aber wo?

Der Fremde wandte den Kopf. Andreas unterdrückte einen Schrei. Ganz gewiß, das ist er! Er! Bei Heilmann hatte er ihn gesehen, bei dem Meister der Papierwerkstatt, als er einmal von seinem Bruder, der mit Heilmann geschäftliche Verbindung pflegte, einen Zettel hinbrachte. Er war in eine Stube geführt worden, wo auf einem Wandbrett ein schweres Buch stand. Andreas hatte sich allein im Zimmer befunden und der Versuchung nicht widerstehen können, dieses gewichtige Werk in die Hände zu nehmen. Im selben Augenblick war jemand hereingekommen. Der junge Mann hatte erschrocken seine Hand zurückgezogen, so daß das Buch ins Schwanken geriet und heruntergefallen wäre, wenn es der Hereingekommene nicht festgehalten hätte. Der stellte es wieder richtig hin und klopfte dem verlegen gewordenen jungen Mann auf die Schulter.

„Du hast Bücher gern, wie ich sehe, nicht wahr?“ hatte er gefragt.

„O ja, sehr“, war seine Antwort gewesen. „Um alles in der Welt würde ich mit Gelehrten zu tun haben wollen!“

„Wer hindert dich, selbst Gelehrter zu werden und Bücher zu schreiben? Nach deiner Kleidung zu urteilen, müßten deine Angehörigen dazu wohlhabend genug sein.“

Inzwischen war Antonius Heilmann ins Zimmer getreten, und es wurde von Geschäften gesprochen.

Seitdem hatte Andreas den freundlichen Unbekannten nicht mehr gesehen, aber immerfort an ihn gedacht.

Und jetzt traf er ihn hier wieder. Auch der Fremde erkannte ihn.

„Potztausend!“ sagte er. „Da ist ja unser Liebhaber von Büchern und Schriften! Nun, wie ist's? Hast du schon irgendwo mit Lernen angefangen oder noch nicht?“

„Ach!“ rief Andreas aufgeregt, „mein Bruder hat es sich in den Kopf gesetzt, mich Tuchwalker werden zu lassen.“

„Keine schlechte Beschäftigung!“ bemerkte Hans Dünne lächelnd.

„Vielleicht ist sie auch schön, aber nur nicht für mich! Ach, Herr Gutenberg . . . so hörte ich Meister Dünne Euch nennen . . . vielleicht, daß Ihr selbst Bücher schreibt . . . Wenn Ihr mir erlauben wolltet! Ich könnte sie kopieren oder nach Eurem Diktat schreiben . . . Etwas habe ich in der Schule gelernt . . .“

„Nach meinem Diktat schreiben?“ unterbrach ihn Gutenberg lächelnd. „Wofür hältst du mich denn, mein Junge? Für einen Dichter?“

„Ich weiß nicht, was Ihr seid, aber ich halte Euch für den klügsten Mann in der ganzen Stadt, nach Eurem Gesicht und Eurer Haltung zu urteilen.“

„Du gelbschnäbliger Schmeichler!“ sagte Hans Dünne und fing an zu lachen.

„Nein, das ist keine Schmeichelei!“ fuhr Andreas begeistert fort. „Ich sage nur, was ich fühle und was mir gleich beim erstenmal aufgefallen ist.“

„Wie heißt du?“ fragte ihn Gutenberg.

„Andreas Dritzehn. Aber wenn Ihr mir nicht sofort helft,

so zwingt mich mein Bruder, das Tuchwalkerhandwerk zu lernen, das ich doch nicht mag.“

„Ich würde dir gern helfen“, sagte Gutenberg.

Er dachte: Wie nun, wenn ich mir diesen jungen Mann wirklich zum Gehilfen nähme? Er ist unverdorben, liebt Bücher und ist aufs Arbeiten aus; das Schicksal führt uns zum zweitenmal zusammen. Vielleicht sollte ich ihn im Auge behalten.

Er sagte Andreas, wo er wohne, und forderte ihn auf, zu ihm zu kommen.

Andreas dankte begeistert, legte das Geld für den Spiegel auf den Tisch und ging davon, wobei er sogar vergaß, sich herausgeben zu lassen, so beglückt war er.

#### DER RING

Als Gutenberg wieder nach Hause kam, berichtete Lorenz, es sei vom Grafenschloß ein Bote geschickt worden, um sich nach der Gesundheit des Herrn zu erkundigen und zu fragen, wann er wieder auf das Schloß zu kommen gedächte. Er dürfe nicht länger zögern.

„Nun gut, Lorenz“, sagte Gutenberg unlustig, „führ das Pferd heraus, ich muß mich auf den Weg machen.“

Lorenz blickte seinem Herrn in die übermüdeten, sorgenvollen Augen.

Nach Erfolg sieht das nicht allzusehr aus, dachte er, während er in den Hof ging.

„Warte!“ Gutenberg rief ihn zurück. „Nimm das hier.“ Er zog seinen massiven goldenen Ring vom Finger und hielt ihn Lorenz hin. „Laß ihn so hoch wie möglich beleihen. Wir brauchen Geld.“

Das war für Lorenz zuviel.

„Geld! Edler Herr, wir haben doch erst vor kurzem welches bekommen . . .“

„Nimm den Ring und rede nicht“, sagte Gutenberg streng. „Überflüssige Worte bringen weder dem Redenden Nutzen noch dem, an den sie gerichtet sind. Geh und saddle das Pferd.“

Lorenz nahm den Ring, steckte ihn in die Tasche und ging auf den Hof. Er führte die knochige, altersgraue Mähre aus dem Stall, zog den Sattelgurt fest und fuhr ihr mit der Hand durch die Mähne.

„Ach, Liese, Liese“, flüsterte er, „was gibt es nicht alles auf der Welt! Urteile mal selbst, gutes Tier. Wieder hat unser Herr alles Geld vertan, und nun soll ich den Ring versetzen gehen. Da wirst du jetzt Heu anstatt Hafer bekommen und ich durchgescheuerte Ellbogen anstatt silbernen Besatzes an meinem Wams.“

Die Stute trat von einem Bein auf das andere, schielte nach Lorenz hin und zwickte ihn verständnisvoll mit ihren weichen Lippen am Ohr, während er verbissen ihre eingefallenen Flanken striegelte und ihnen noch soviel Glanz wie möglich zu geben versuchte.

„Gewiß nicht der Hochzeitsgeschenke wegen ist unser Herr zum Goldschmied, zu Hans Dünne, gegangen. Bestimmt bestellt er da keine Ringe und Armbänder. Halt still, laß das Kopfschütteln, ich weiß, daß das so ist! Ach, wenn wir beide über das Geld zu bestimmen hätten, die Haferkisten würden so voll sein, daß für den ganzen Winter genug da wäre! Und einen neuen Sattel würden wir anschaffen, aus rotem Samt, mit goldenen Fransen, wie es sich für das Pferd eines Edelmannes gehört. Und sein Diener bekäme für treue Dienste einen Rock aus feinem, mit Cochenille gefärbtem Tuch. Was meinst du dazu?“

Lorenz gelangte nicht mehr dazu, mit dem Pferd auch über die Fassung und den Schneider zu sprechen, da inzwischen Gutenberg auf den Hof kam, sich in den Sattel schwang und ihm noch zurief:

„Denk an den Ring!“

Und fort war er.

Anna trat ihrem Verlobten blaß und schmal geworden und mit verweinten Augen entgegen, aber noch ohne die Hoffnung aufgegeben zu haben, daß er seine Braut nur aus gewichtigen Gründen vernachlässigt habe. Sie machte ihm keine Vorwürfe, aber ihr Blick war beredter als Worte.

„Kommt zu meinem Vater, er möchte Euch sehen“, sagte sie. Gutenberg folgte ihr schweigend.

Der an das Halbdunkel seiner Stube gewöhnte alte Schloßherr vertrug keinen einzigen Sonnenstrahl und ging fast nie an die Luft. Davon war sein Gesicht gelb und runzlig geworden und sah aus wie das einer verfrornen und böartigen Meerkatze. Der Greis, in einen schweren, pelzbesetzten Mantel gehüllt, versank fast in einem riesigen Lehnstuhl. Nur die böse funkelnden Augen waren von ihm in dem Stoffhaufen zu sehen und verrieten, ohne daß er es wollte, seine niedrige Sinnesart.

In der Stube roch es wie in einer Gruft. Weder Bänke noch Schemel waren vorhanden. Niemand wagte in Gegenwart des alten Herrn Platz zu nehmen. Das erhöht stehende Bett aus Eichenholz hatte einen Vorhang mit schwarz gewordenen, ehemals goldenen Quasten und schien ebenso wie der mächtige Kleiderschrank in die Holzverkleidung der Wand hineingewachsen zu sein. Auf dem Eichenholztisch, über den keine Decke gebreitet war, stand eine Wasserkanne aus Kupfer und eine ebensolche von Grünspan überzogene Schüssel. Daneben lag eine zerbrochene Laute. In früheren Zeiten hatte sich der alte Graf, wenn es Frühling war, von einem Diener auf ihr begleiten lassen. Dann sang er das rührselige Lied von den zwei gebrochenen Herzen. Aber mit den Jahren hatte der Greis immer seltener sein Lied angestimmt, und nun lag die Laute verstaubt auf dem Tisch.

Anna führte ihren Bräutigam in das Zimmer und stellte sich hinter die hohe Lehne des Armsessels. Gutenberg ver-

neigte sich vor dem in Falten gelegten Stoffhaufen. Er sah den Grafen zum ersten Mal. Anna hatte mit dem Vater über ihren aus altem Adelsgeschlecht stammenden Freier gesprochen.

Jetzt stand sie hinter seinem Stuhl und zitterte vor Furcht. Wie um Gnade flehend legte sie ihm ihre Hand auf die Stirn. Aber mit einem bösen Blick schob er ihre Hand fort.

„Dieser?“ fragte er mit heiserer Stimme.

Anna nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Du bist ein Edelmann?“

Aber noch ehe der Gefragte antworten konnte, schrie der Greis wie besessen geifernd auf ihn ein:

„Ein Edelmann hat seine Pflicht zu kennen, die Tradition und den Anstand zu wahren! Er ist kein Kaufmann, kein Krämer!“

Erneut legte ihm Anna ihre Hand auf die Stirn. Wieder schob er sie fort, schien aber friedlicher zu werden.

„Du hältst um meine Tochter an. Ich habe mein Einverständnis gegeben, sie hat es mir entrissen. Aber ich wußte nichts von dir. Was treibst du, wenn du dich einschließt? Die Leute sagen, du arbeitest an etwas. Was bedeutet das? Ich will es wissen! Antworte! Ich und meine Tochter fragen dich beide hier: Was hast du weiter vor?“

„Mein Unternehmen fortzusetzen“, sagte Gutenberg fest, ohne dem Blick des Alten auszuweichen.

„Unternehmen? Verstehe ich nicht! Denen zu dienen, die über uns stehen, und denen zu befehlen, die unter uns stehen – was kann ein Edelmann sonst noch für Unternehmungen haben?“

Gutenberg wandte die Augen von dem Greis ab und blickte in die Ferne, als ob er dort etwas sähe, was die anderen nicht wahrnehmen konnten.

„Wenn es soweit ist, werde ich Eure Frage beantworten.“

Von der Zuversicht des jungen Manes überrascht, vergaß der alte Mann für einen Augenblick seine feindselige Haltung

und fragte mit einem hämischen Lächeln, das etwas wie Neugierde durchblicken ließ:

„Worum handelt es sich denn? Bist du vielleicht aufs Goldmachen aus?“

„Nein“, erwiderte Gutenberg ruhig, „die Alchimie interessiert mich nicht. Ich suche nach einem Verfahren, Bücher mit einer Schnelligkeit zu vervielfältigen, mit der sich kein Abschreiber messen kann.“

„Bücher? Warum?“

„Damit jedermann in der Lage ist, ein Buch zu erwerben.“

„Jedermann?“ Der Greis sprang auf wie von einer Tarantel gestochen. An allen Gliedern bebend, zischte er ihn an: „Sag das noch einmal! Wer ist jedermann? Ein Kupferschmied? Ein Bäcker? Vielleicht ein Weber? In deren Hände bist du gewillt, Bücher zu legen?“

„Die Heilige Schrift zu lesen wird niemand schädlich sein.“

„Genug! Schweige!“ kreischte der Greis. „Damit also beschäftigtst du dich in den Nächten!“ Sein Gesicht verzerrte sich. „Kein Wort mehr will ich davon wissen. Verstanden? Höre sofort damit auf! Suche dir eine Beschäftigung, die deiner würdig ist, oder du erhältst niemals die Hand meiner Tochter!“

Gutenberg fühlte, wie ihm die Wut hochkam, aber ein Blick auf Anna ließ ihn an sich halten.

„Wenn Ihr und Eure Tochter“, begann er beherrscht, „abwarten wolltet, bis mein Unternehmen Früchte trägt, wenn Ihr mir helfen würdet . . .“

„Was?“ fuhr der Greis hoch. „Dir helfen? Dir helfen, für einen sinnlosen Einfall, der eines Edelmannes unwürdig ist, Geld auszugeben?“ Keuchend fiel er in seinen Stuhl zurück. Heiser und wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft schnappend fuhr er fort: „Wisse, von Urzeiten an ist es so eingerichtet“ – er verschluckte sich an seinem eigenen Speichel –, „so eingerichtet, daß die einen zu beten, die andern mit der Waffe das Land zu verteidigen und die dritten zu arbeiten

haben! Wenn du zu den dritten gehörest, wie konntest du es wagen, um meine Tochter zu freien? Ich habe dich für einen Edelmann gehalten, während du . . . du . . .“

Er suchte nach einem Wort, das am stärksten seine ganze Verachtung, sein Gekränktheit und seinen Haß auszudrücken vermochte, mit dem er einen jeden verfolgte, der sich vermaß, die Würde des Adels anzutasten.

„Wenn Ihr nicht warten wollt, kann ich Eure Tochter nicht heiraten“, antwortete Gutenberg starrköpfig.

„Was? Du willst von der Verlobung zurücktreten? Du . . . du . . .“ Ein grobes Schimpfwort entfuhr dem Alten, der sich in seiner Wut nicht mehr kannte. „Anna! Hast du gehört, was er zu sagen gewagt hat? Ein Betrüger ist er! Und du konntest . . . Du Törlin!“ Er fuhr hoch und versetzte ihr eine Ohrfeige.

„Schämt Euch!“ schrie Gutenberg und stürzte zum Sessel hin.

Aber Anna stellte sich, blaß und mit dem Ausdruck des Entsetzens in ihren Augen, hochaufgerichtet dazwischen.

„Hinaus mit Euch, sofort hinaus mit Euch!“ flüsterte sie mit verzerrten Lippen.

„Anna!“ Gutenberg streckte ihr die Hand hin, aber heftig wandte sie sich ab und schrie verzweifelt:

„Der Vater hat recht! Ein Schwindler seid Ihr! Ein gemeiner Betrüger!“

Der Zorn und die Wut des Greises gingen in ein unbändiges Gelächter über.

„Hast du gehört? Hast du gehört? Sie sagt es auch! Sie! Die Adlige! Meine Tochter! Haha!“

Er warf den Kopf hin und her, sprang im Stuhl hoch, Speichel floß ihm aus dem Mund. Sich an die Brust greifend, röchelte er:

„Weswegen bist du hierhergekommen? Um mir meine Tochter zu nehmen? Alles haben sie mir genommen, alles, a-a-alles!“ winselte er mit durchdringender Stimme. „Bücher! Wozu brau-

chen sie Bücher? Ketzer! Verbrennen sollte man dich mitsamt deinen Büchern! Antichrist!“

Anna sank vor dem Sessel nieder und versuchte mit zitternden Händen des Vaters Knie zu umfassen. Der Alte stampfte mit den Füßen auf und spie ihr ins Gesicht. Sie fuhr zurück. Er glitt vom Stuhl herunter und schleppte sich in die Ecke, wo das Kruzifix hing. Dort stürzte er hin, schlug mit dem Kopf auf den Boden und begann zu stöhnen . . .

Die Tochter eilte hinzu und richtete ihn mit Mühe auf. Verstört blickte er um sich und bewegte langsam die Zunge. Speichel brodelte und gluckste ihm in die Kehle, der Mund verkrampfte sich.

Anna stieß einen Schrei aus. Gutenberg wollte ihr zu Hilfe eilen, aber sie warf ihm einen wütenden Blick zu und wies schweigend zur Tür.

Mit blau gewordenen Lippen und spitzer Nase lag der alte Graf unbeweglich auf dem Fußboden.

#### *DER WEG AUS DER SACKGASSE*

Längst war die vorgeschriebene Trauerzeit vorüber, aber Gutenberg eilte es sowenig wie bisher mit der Hochzeit. Anna war verzweifelt, sie weinte und sah abgehärmt aus.

Berthold raste. Er konnte es nicht erwarten, die Schwester loszuwerden. Wenn es sich auch um keine glänzende Partie handelte, so gehörte der Bräutigam doch einem alten Geschlecht an und war bereit, von einer Mitgift abzusehen.

Schließlich stellte er Gutenberg unumwunden vor die Frage, ob er nun heiraten wolle und einen bestimmten Tag für die Hochzeit anzuberaumen gedenke oder nicht. Als Familienoberhaupt könne er es nicht zulassen, daß die Jungfrau in schlechten Ruf komme.

„Erst muß ich meine Angelegenheiten in Ordnung bringen, denn von ihnen hängt unser Glück und unsere Zukunft ab.

Ihr möchtet, daß ich mit Anna nach Mainz gehe. Nein! Ich kehre nicht eher dorthin zurück, als bis ich das, womit ich begonnen, zu Ende gebracht habe.“ Bei dieser Antwort blieb Gutenberg und ließ sich auf nichts weiter ein.

Kochend vor Wut teilte Berthold diesen Bescheid seiner Schwester mit.

„Entweder ich bringe diesen Kerl in den allernächsten Tagen zum Altar, oder ich lasse ihm Nase und Ohren abschneiden und an unserm Tor aufhängen!“

In der Befürchtung, ihr Bruder könne seine Drohung wahr machen, wandte sich Anna an den Kaplan der Schloßkapelle um Rat und Hilfe.

Pater Bonifatius gehörte zum Orden der Dominikaner, die besonders heftig gegen die Ketzerei zu Felde zogen. Eine von ihm begangene Testamentsfälschung, die dem Orden zum Nachteil gereichte, hatte ihm die große Unannehmlichkeit eingetragen, daß für ihn die Pforten des Klosters verschlossen blieben. So hatte er sich genötigt gesehen, in dem verarmten Schloß ein Asyl zu suchen, wo mit Spenden von Gemeindemitgliedern und auf eine Freigebigkeit der Schloßherrschaft wenig zu rechnen war. Der Kaplan gab jedoch die Hoffnung nicht auf, dereinst in den Schoß des reichen und mächtigen Ordens zurückzukehren. Als er von dem seltsamen Verhalten des Edelmannes vernahm, witterte er einen Braten, der ihm die Vergebung seiner Schuld bei den Dominikanern erwirken könnte.

Er bemühte sich, Anna Trost zu spenden, und schlug vor, Gutenberg als Ketzer und Gotteslästerer anzuzeigen. Das sei das sicherste Mittel, ihn zum Gehorsam zu zwingen.

„Nein, nein“, widersprach Anna. Sie wußte, es wäre sein Verderb, wenn sich die Dominikanermönche einmischten; davor hatte sie Angst. „Ich will nur, daß er mich heiratet, nachdem er einmal sein Wort gegeben und Gott zum Zeugen angerufen hat.“

„Will er etwa von seinem Wort zurücktreten?“ forschte

Pater Bonifatius, der seine Rechte als Beichtvater dazu ausnutzte, Intimitäten jungfräulicher Geheimnisse zu erfahren.

„Er sagt“, flüsterte Anna, die im Beichtstuhl kniete, vor Erregung nach Atem ringend, „er sagt, daß er im Augenblick nicht heiraten kann. Ich will aber nicht warten. Er hat Ruhm und Geld versprochen, und jetzt weigert er sich, in seine Vaterstadt Mainz zurückzukehren. Und alles einer Idee wegen.“

„Was für einer Idee?“ fragte der Priester lauernd.

„Das weiß ich nicht.“

„Hat er Euch denn nichts darüber gesagt?“

Anna schlug die Augen nieder. Wie sollte sie dem Diener Gottes erklären, daß es vor allem sündige Gedanken waren, die sie erregten, wenn sie mit ihrem Bräutigam zusammenkam. Sie erinnerte sich, daß in einem Gespräch das Wort „Idee“ fiel und daß jetzt der Bruder sagte, gerade wegen dieser „Idee“ würde die Hochzeit aufgeschoben.

Anna war sich über den Sinn dessen, wovon Gutenberg redete, so wenig klar, daß selbst die Spürnase des Paters nichts Anstößiges in ihrem verworrenen Bericht finden konnte.

„Ihr müßt in Erfahrung bringen, wann dieser störrische Gutenberg das letzte Mal in der Kirche war und ob er an Gott glaubt.“

„Des Unglaubens ist er nicht zu bezichtigen“, antwortete Anna. „Er wohnt beim Kloster Sankt Arbogast, besucht fleißig den Gottesdienst und ist mit jemand von der Geistlichkeit befreundet.“

Der Kaplan zupfte an seinem dünnen Bärtchen.

„So, so“, murmelte er. „In diesem Falle erheben wir eine Beschuldigung wegen seines Lebens hinter verschlossenen Türen, wegen nächtlicher Geräusche, die aus seiner geheimnisvollen Stube dringen und die Anwohner in Schrecken versetzen. Ihr habt doch erzählt, daß er in den Nächten an etwas sägt? An irgendwelchen Klötzchen?“

„Das hat mir Berta berichtet, die weiß es von seinem Diener Lorenz.“

„Vorzüglich! Euer Bräutigam hat ein Geheimnis. Er ist kein Zunftmeister und kein Kaufmann, die ihre Werks- und ihre Handelsgeheimnisse haben dürfen. Er ist durch Gottes Gnade vom Adel. Aber ein Edelmann hat nicht zu arbeiten. Das heißt also, er verbringt seine Tage mit unerlaubtem Tun. Wir werden versuchen, von dieser Seite her gegen ihn vorzugehen.“

Es war eine stockfinstere Nacht. In der Stadt und im Vorort waren längst alle Lichter erloschen. Nur zwei nach dem Fluß hinausgehende Fenster waren noch hell.

Gutenberg saß an seinem Tisch und betrachtete aufmerksam einen kleinen metallenen Gegenstand, den er zwischen den Fingern hielt. Vor ihm lagen eine aufgeschlagene Bibel und ein mit schwarzen Schnörkeln bedecktes Blatt Papier.

Draußen heulte der Sturm, löste nicht fest gefügte Ziegel von den Dächern, riß an halbgeöffneten Fensterläden, pfiff durch die Dachluken und versetzte abergläubische Menschen in Angst und Schrecken.

Der Mann tauchte das Metallstück in ein flaches Kupferschälchen mit einer dicken schwarzen Flüssigkeit und drückte mit dem Metall auf das Papier. Dann besah er den verschwommenen Abdruck und schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Die Farbe ist schlecht zusammengesetzt!“ sagte er vor sich hin.

Er stand vom Tisch auf, trat an das Herdfeuer und stellte die Schale darauf, dann schüttete er Ruß nach und verrührte ihn.

Für Metall mußte die Farbe klebriger sein. Vielleicht sollte er noch mehr Ruß hinzutun? Alles mußte vorher bedacht werden, um sich nicht wieder zu irren. Alle nur erdenklichen Möglichkeiten waren in Betracht zu ziehen und abzuwägen. Schade, daß er keinen Gehilfen hatte, dem er vertrauen konnte.

Er dachte an den begeisterten jungen Mann. Wie hieß er doch? Er hatte ein so gutes Gesicht . . . so ein ehrliches, offenes . . . Ihn nehmen? Nein, das wäre zu gefährlich. Je weniger in dieses Geheimnis eingeweiht sein werden, um so besser. Lorenz wußte schon mehr, als nötig war, aber – er liebte ihn und war ehrlich. Dünne? Auch ihm hatte einiges gesagt werden müssen, sonst hätte er sich nicht an das Ausschneiden der Lettern gemacht. Und Anna, Anna! Bekümmert seufzte Gutenberg auf.

Nein, nein, er durfte nicht an sie denken. Er mußte lernen, das Alleinsein zu ertragen!

Die Farbe im Tiegel wurde dunkler und immer dicker.

Jetzt müßte sie besser haften!

Gutenberg trat wieder an den Tisch, die glühend gewordene Schale mit einer Zange haltend.

Ein beunruhigendes Klopfen erscholl an der Tür. Gutenberg fuhr fort, mit einem Stäbchen die dicke, einen beißenden Geruch ausströmende Farbe umzurühren.

Das Klopfen wurde lauter.

Was ist? Wer kann hier in der Nacht eindringen wollen?

Gutenberg ließ nur eine der beiden Kerzen brennen und ging die Tür öffnen.

„Was willst du denn mitten in der Nacht?“ rief er aus, als er Lorenz erblickte. Als aber der Lichtschein der Kerze auf das Gesicht des Eintretenden fiel, schwieg er sogleich wieder.

„Herr . . . zürnt nicht . . . löscht schnell das Licht!“ Lorenz zitterte.

„Feigling! Rede vernünftig oder mach dich fort. Das Heulen des Sturms hat dir Angst eingejagt. Geh schlafen und störe mich nicht!“

„Da sind Leute, Herr . . . es ist nicht der Sturm . . .“ Lorenz wies zum Fenster.

„Wer ist da?“

„Leute . . . sie streichen ums Haus herum und versuchen, in Euer Fenster zu sehen.“

„Wer ist es denn?“

„Der Kaplan Bonifatius und irgendein schwarzer Mönch, den ich nicht erkennen kann. Sie spähen durch die Ritzen in den Fensterläden.“

„Nun, und weiter?“

„Sie werden Euch der Zauberei beschuldigen. Schon lange gehen Gerüchte über Euch um, Ihr wäret ein Gottesleugner, ein Ketzer, ein Schwarzkünstler, Ihr würdet des Nachts mit magisch aufgestellten Kerzen den Teufel beschwören. Der Kaplan hat mich kommen lassen und wollte wissen, ob Ihr Euch auf Zauberei versteht. Mit der Hölle hat er mir gedroht, sofern ich etwas verheimliche. Herr... wenn sie Euch auf den Scheiterhaufen bringen, ich... ich...“ Lorenz begann zu schluchzen. „Ich hab Euch treu und ehrlich gedient. Und wenn ich auch gern schwatze, so war das doch nur mit der Liese. Aber die ist ein braves Pferd und spricht nicht die Sprache der Menschen. Glaubt meinem Wort, Herr, wenn es auch nicht das eines Edelmannes ist, aber ich will auf der Stelle in Stücke zerrissen sein...“

Das Heulen des Windes im Schornstein übertönte seine weiteren Beteuerungen.

Gutenberg setzte sich wieder und sah finster und ohne ein Wort zu sagen vor sich hin. Er hatte schon lange so etwas befürchtet. Allzuviel schwatzten die Leute über den Unbekannten, der aus einer anderen Stadt gekommen war. Jetzt erinnerte er sich auch der Warnung seines Bruders: „Die Menschen begegnen allem, was ihnen ungewohnt ist, mit Mißtrauen.“

„Leg dich schlafen“, sagte er mit müder Stimme. „Sollen die schwarzen Katzen an unseren Fenstern herumlungern. Sie werden hier nichts sehen. Beruhige dich, Lorenz, geh!“ Mit einer weichen Bewegung schob er den getreuen Diener zur Tür und löschte die Kerze.

Der Wind ließ nach, durch die zerrissenen Wolken blinkten die Sterne. Lange blieb Gutenberg stehen und starrte in die

Dunkelheit hinaus. Niemand wagte es, sich seinem Hause zu nähern. Und dennoch war er beunruhigt.

Gerüchte sind eine schlimme Sache, selbst die unsinnigsten. Sie sind wie der Staub im Hause – wenn er zusammengekehrt wird, bildet er einen Haufen. Wie sollte man sich vor Gerüchten und Klatsch bewahren? Offen arbeiten? Nein, das ginge nicht! Leute mit Geld würden seine Idee aufgreifen. Geld, Geld . . . Wie sich ohne Geld verhalten? Das Drucken der Bibel mit metallenen Lettern erforderte Zeit und Ausgaben . . . große Ausgaben!

Ihm fiel ein, daß Meister Dünne noch zu bezahlen war. Die Probeletter, die er ihm aus Zinn gegossen hatte, war durchaus geeignet. Unbedingt mußte ein ganzer Satz verschiedener Lettern bestellt werden.

Von neuem kam ihm der Gedanke an einen zuverlässigen Gehilfen, wieder dachte er an die ehrlichen Augen Andreas Dritzehns.

Er ist ein prächtiger Bursche! Wie sagte er doch? „Ich gäbe mein Leben dafür, Euer Lehrling zu werden!“ Lehrling! Einen Lehrling zu halten hat nur der das Recht, dem ein Meistertitel zuerkannt ist.

Lange noch legte sich Gutenberg nicht schlafen. Erst im Morgengrauen kam ihm ein Gedanke, wie er aller Schwierigkeiten Herr werden könnte.

### „MEISTER“ GUTENBERG

Im Vorzimmer des Zunftältesten drängten sich die Wartenden. Da waren Gesellen, die sich der Meisterprüfung unterziehen wollten, Lehrlinge mit der Bitte um Abkürzung der Lehrzeit, Meister, denen irgendeine Verordnung der Zunft nicht behagte.

Sie saßen auf breiten Bänken in einem schmalen und langen, an das Refektorium eines Klosters erinnernden Raum und

sprachen von ihren Angelegenheiten, tauschten Neuigkeiten und Gerüchte aus, stritten und lärmten, bis sich die Tür aus dem Zimmer des Ältesten auftat. Alle blickten dann neugierig auf den Heraustretenden, einige liefen zu ihm hin, um ihn auszufragen.

Schon zwei Stunden war die Tür nicht geöffnet worden. Das Warten wurde zur Qual.

Mehr als alle ereiferte sich Hans Bartel. Er saß schon lange nahe der Tür, und immer wieder war ihm vor der Nase ein anderer zum Ältesten hineingeschlüpft, sei es, daß er vorgab, ein Verwandter zu sein, sei es mit einem Zettel vom Rat der Stadt. Hans Bartel, der stets für Gerechtigkeit war, äußerte laut seinen Unwillen.

„Wer sind diese zwei Bürger, die zum Ältesten hinein sind? Unsereins wartet hier, und die sitzen gewiß und schwatzen miteinander!“

„Sei ruhig!“ schrie ihn verdrossen ein Lehrling an, der schon zehn Jahre lang auf die Möglichkeit aus war, Geselle zu werden. „Das ist Antonius Heilmann und noch jemand, der nicht von hier ist. Heilmann hat Geld, das ist es! Ihm gehört doch die Papierwerkstatt.“

„Was heißt ‚Das ist es!‘ ‚Das ist es!‘“ rief Hans aufbrausend. „Ich wäre auch reich, wenn ich Geld besäße, und von Ansehn, hätte ich einen vornehmen Vater gehabt!“

Seine Worte wurden mit Lachen quittiert. Einer fragte ihn, welche Ursache es denn habe, daß er nicht zu Geld gekommen sei.

Hans rührte der Hagel der Spottreden nicht.

„Ich habe niemals nach Reichtum gestrebt, sondern nach Gerechtigkeit“, antwortete er stolz.

Immer mehr wurde gelacht.

„Die kannst du suchen!“

Hans Bartel fuhr fort:

„Hier sind, wie ich sehe, die Meister versammelt, aber ich habe keine Furcht vor ihnen. Ich sage immer die Wahrheit,

deswegen wechsele ich auch von einem Meister zum andern und von einer Stadt in die andre.“

„Und die Verzierung da hast du auch wegen der Wahrheit?“ fragte jemand und zeigte auf die Narbe, die Hans von der Schläfe bis zum Kinn reichte.

„Damit habe ich mich um den blauen Montag verdient gemacht!“\*

Dann entblößte er seine Schulter und zeigte auf eine Narbe von einem Dolchstoß.

„Und das habe ich an dem Tage davongetragen, als wir Gesellen in Wesel uns den neuen Verordnungen nicht fügen wollten und grölend und pfeifend in eine andere Stadt zogen.“

„Auch bei uns soll sich eine solche Geschichte zugetragen haben“, meinte ein Geselle mit einer sehr abgetragenen Kappe, „ich weiß nicht mehr, in welchem Jahr. Da haben sich auch die Gesellen, alle wie ein Mann, gegen ihre Meister aufgelehnt und sind in eine andere Stadt gezogen. Der Krieg entstand wohl dadurch, daß sich die Meister das Recht anmaßen wollten, Arbeitsleute zu dingen und die Gesellen beiseite zu schieben. Mein Vater sagte, daß man sich in vielen Städten den Umtrieben angeschlossen habe.“

Er verstummte, als er den strengen Blick eines Meisters auf sich gerichtet sah.

„Du laß dir erst einmal Wind um die Nase wehen!“ sagte Hans Bartel zu einem Lehrjungen. „Wenn ich auch nicht alt bin, so habe ich doch schon allerhand in meinem Leben gesehen! Nirgends gibt es Gerechtigkeit! Nirgends! In keiner Stadt. In Lichtenau habe ich drei Jahre bei einem Meister gearbeitet, habe mein Gesellenstück gemacht, ein chef d'œuvre, wie die Franzosen sagen. Habe über die Arbeitszeit hinaus geschuftet, Tag und Nacht. Eine Augenweide war das Ringlein geworden! Wollte zum Meister aufrücken, hatte das

\* Der blaue Montag – ein weiterer arbeitsfreier Tag in der Woche, um den die Gesellen mit den Meistern im Streit lagen.

Zunftgeld, das Geld für die Kirchenspende und für den Festschmaus beisammen . . .“

Plötzlich verstummte er und versank in Nachdenken, er wollte sich offenbar nicht genauer darüber verbreiten.

„Nun, und weiter?“ fragte ihn am Ärmel zupfend ein Lehrling, der eben erst zu arbeiten angefangen hatte und so schnell wie möglich den Meistertitel erwerben wollte.

Hans winkte mit der Hand ab.

„Mein Vater war Musikant, Flötenspieler, und daher bin ich rechtlos. Mir ist der Zugang zu den Meistern verschlossen. Ich bin hier in einer ganz anderen Sache.“

Die Tür ging auf, und das Zimmer des Ältesten verließen zwei Männer. Der eine kam Hans bekannt vor. Das gekräuselte Bärtchen, die hohe Stirn, die runde, mit Mardefell verbräunte Mütze . . . Den kannte er doch? Ach ja, das war ja sein Landsmann! Gutenberg, Lorenz' Herr. Der andere war Heilmann, der Meister der Papierwerkstatt. Wie selbstsicher die beiden waren, wie ruhig und erhaben! Das sind gewiß solche, denen es gut geht! dachte Hans und stürzte auf die Tür zu. Aber ein ihr näher stehender Meister drängte ihn beiseite.

Gutenberg und Antonius Heilmann durchschritten das ganze Vorzimmer. Niemand wagte es, an sie mit Fragen heranzutreten, alle bestaunten ehrfurchtsvoll den prächtigen Rock Heilmanns und den sicheren Gang seines jungen Begleiters.

„Nun, die Sache ist ja wohl in Ordnung“, bemerkte Heilmann, sobald sie draußen waren. „Der Zunftälteste ist ein alter Freund von mir. Meine Empfehlung bewirkt bei ihm sehr viel.“

„Meinen Dank, Antonius!“ Gutenberg reichte ihm die Hand. „Du verstehst, was dieser Schritt für mich bedeutet.“

„Natürlich. Wenn du in der Stadt eine Werkstatt eröffnest, kannst du Geld verdienen. Ein durchbrochenes Ringelchen oder einen Dolchgriff als Nachweis deiner Kunstfertigkeit herzustellen, wird dir nicht schwerfallen. Die Meister werden es begutachten und dich in ihre Zunft aufnehmen. Mit deiner

festen Hand und deinem zeichnerischen Talent wirst du sehr schnell auf die Beine kommen. Denke auch an Geschenke für den Ältesten und diejenigen, die in der Zunft etwas zu sagen haben. Übrigens könntest du mir einen Dienst erweisen. Mein jüngster Bruder... ich möchte ihn gern irgendwo unterbringen, er hat lange genug herumgebummelt. Du wirst gewiß Lehrjungen brauchen? Wie denkst du darüber? Ich bezahle...“

„Wozu darüber reden!“ unterbrach ihn Gutenberg lachend. „Wenn du möchtest, daß dein Bruder zu mir in die Lehre kommt, bitte, es wird mich sehr freuen. Über die Bedingungen werden wir uns schon einigen.“

Etliche Tage lang saß Gutenberg eifrig über der Anfertigung von silbernen Bücherschließen. Sie gelangen aufs prächtigste.

„Wie sind sie?“ fragte er Lorenz, dem er sie zeigte.

„Ausgezeichnet!“ rief Lorenz begeistert aus. „Ich stand einmal bei dem berühmten Juwelier Jan Rüdshelm in Diensten, aber ich schwöre, daß Eure Arbeit nicht schlechter ist.“

Die Zunftmeister nahmen die Schließen eingehend in Augenschein und waren zufrieden. Noch mehr indes gefielen ihnen die von Gutenberg gesandten Geschenke. Er hatte nicht gespart und jeden bedacht.

Verblieben waren lediglich etliche Formalien – die Zahlung des Panzergeldes\* und der Beitrittsgebühren, die Spende von einigen Pfund Wachs für Kerzen, die von der Goldschmiedezunft an hohen Feiertagen in der Kirche angezündet wurden, sowie eine Bewirtung der Meister mit ihren Frauen, wie es in der Zunft Brauch war.

\* Für dieses Geld wurden Waffen gekauft, die an die Zünftler in Notzeiten ausgegeben wurden.

## DER FESTSCHMAUS

Der Schmaus sollte im größten Saal des Zunfthauses stattfinden, und den besten Koch der Stadt, Meister Theiß, hatte man dazu bemüht.

Schon früh am Morgen des festgesetzten Tages nahmen die Vorbereitungen ihren Anfang. Meister Theiß verstand keinen Spaß. Er stellte Soßen zusammen und ersann neues Pastetengebäck mit der gleichen Hingabe wie ein Maler ein Bild, ein Poet ein Gedicht. Wehe dem Küchenjungen, der, während der Braten am Spieß steckte, Maulaffen feilhielt. Gleich gab es vom Meister Theiß eins ins Genick, wenn er bemerkte, daß der Fleischsaft herauslief und der Küchenjunge müßig mit dem Löffel in der Hand dabeistand und den Braten nicht begoß.

Jetzt überflog er, groß, breitschultrig, wichtigtuerisch mit seiner weißen Mütze und im Gürtel die große Holzkelle – das Wahrzeichen seiner Herrschaft als Koch – die Herrichtung des zur Ankunft der Gäste bereiten Saales.

Zwei riesige Tafeln waren mit blütenweißen Tischtüchern bedeckt. An den Ecken lagen saubere, leinene Mundtücher neben silbernen, für Geflügelknochen und Fischgräten bestimmten Schalen. Auf der Anrichte funkelte und glitzerte Kristall.

Meister Theiß war zufrieden: Edelsteine erfordern kunstgerechte Fassungen – und der Schmaus, den ein berühmter Koch hergerichtet, mußte festlich gekleideten Gästen auch in entsprechend geschmückten Räumen vorgesetzt werden. Er befahl den Dienern, grüne Zweige zu bringen und damit die Wände und die Decke zu schmücken.

Beim ersten Schlag der Abendglocke strömten die Gäste in den weiten Saal und nahmen auf den mit kostbaren Orientteppichen bedeckten Bänken Platz.

Meister Pfeiffers Ehegespons sah in dem Atlaskleid und dem hohen Kopfputz wie eine Edeldame aus. Voller Neid

blickte die junge Frau des Zunftschatzmeisters auf deren von vielen Ringen gespreizten Finger.

Meister Pfeiffer selbst thronte im langschößigen Rock inmitten der Gäste und klopfte sich wohlgefällig den Bauch im Vorgeschmack des reichen Mahles, das ihm der aus der Küche dringende appetitliche Bratenduft verhieß.

Gutenberg kam als letzter und setzte sich bescheiden an das äußerste Ende der Tafel. Er aß und trank wenig, war schweigsam und zurückhaltend. Bald beachteten ihn die andern nicht weiter und vergnügten sich ein jeder auf seine Weise.

Meister Theiß hatte sich dieses Mal selbst übertroffen.

Als der Braten aufgetragen wurde, brachen die Damen in Rufe des Erstaunens und Entzückens aus.

Auf einer riesigen Silberschüssel stand eine im ganzen gebratene Gemse. Einer Pyramide aus gebratenen Kücken, Schnepfen, Rebhühnern, Enten und Krametsvögeln zu ihren Füßen entströmte ein zarter Dampf, der sich um ihren lieblich geneigten Kopf kräuselte. Ihre weichen Lippen berührten die Salatblättchen, mit denen die Pyramide garniert war.

Die Männer füllten ihre Becher erst einmal mit Luthertrank, einem mit Pfeffer gewürzten Wein, um der durch diesen Anblick hervorgerufenen Erregung Herr zu werden.

Nach dem Braten erschien ein weiteres, nicht weniger verblüffendes Kunstwerk des großen Meisters. Auf einer Kristallplatte erhob sich ein zinnengekrönter Turm aus Blätterteig, gebratenen und gebackenen Pasteten, umgeben von einem Graben aus wundervollem, durchsichtigem Gallert. An den Rändern des Grabens lagen, wie aus dem Wasser herauskriechend, rote Krebse, gebratene Neunaugen, Hechte, Karpfen und Aale. Und dann verbreiterte sich das Ufer zu einem braungebackenen Blechkuchen, den rosa- und zitronenfarbene Blumen aus Marzipan zierten.

Die Gäste aßen und tranken, knöpften sich einer nach dem andern die Westen auf, lockerten die Gürtel und wischten sich mit den leinenen Mundtüchern den Schweiß von der Stirn.

Der Zunftälteste, der bereits leicht bezechet und in lustiger Stimmung war, hielt mit lallender Zunge eine kurze Rede. Gutenberg antwortete darauf und entfernte sich dann unbemerkt. Der Tanz begann ohne ihn.

Kaum zu Hause angekommen, wurde er sich erst der ganzen Tragweite seines Schrittes bewußt.

Durch die Teilnahme an dem Festessen der Handwerker, sagte er sich, habe ich mit meinem Stande gebrochen. Jetzt ist Anna auf ewig für mich verloren.

Als Anna davon erfuhr, daß ihr Bräutigam dem Adelsstand den Rücken gekehrt hatte, mußte sie ihrem Bruder beipflichten. Ihr Auserwählter verdiente nichts als Verachtung. Er besaß weder das Ehrgefühl noch den Stolz eines Edelmannes.

Meister Johann Gutenberg konnte sich jetzt eine Werkstatt einrichten, Lehrjungen annehmen und Gesellen einstellen. Nichts Erstaunliches war es mehr, wenn Hammerschläge in seinem Hause erklangen.

Der geheimnisvolle Fremde aus der anderen Stadt hörte auf, Neugier zu erregen; er war ein Meister geworden, wie es deren in der Stadt Straßburg gar viele gab.

## ZWEITER TEIL

### GETAUSCHTE HOFFNUNGEN

Das alte, halbzerfallen gewesene Haus an der Peripherie Straßburgs war nicht wiederzuerkennen. Das Dach hatte rote Ziegel erhalten, das Obergeschoß war neu ausgebaut, das Erdgeschoß durch Anbauten erweitert worden.

Gutenberg zog in das Obergeschoß. Dort hatte er eine Schlafstube mit Empfangsraum und eine Werkstatt, die ständig vor unberufenen Blicken verschlossen blieb. Selbst Lorenz durfte nur die beiden ersteren Räume betreten. In der Schlafstube sprach er auch dann im Flüsterton, wenn sein Herr gar nicht schlief, sondern sich nur die Stiefel anzog. Das Sprechzimmer mit dem großen Schreibtisch, auf dem ein Tintenfaß aus Bronze und eine Menge angespitzter Gänsefedern lagen, erweckte in ihm eine solche Hochachtung, daß er jedesmal seine Schuhe abstaubte, bevor er hineinging.

Das neue Leben, das mit der Ernennung Gutenbergs zum Meister begonnen hatte, machte Lorenz' Glück vollkommen. Zwar hatte sein Rock aus gutem Tuch keine silbernen Tressen, aber Rücken und Vorderteil glänzten nicht wie Plinsen mit Speck, und auf dem Filzhut wippte so etwas wie eine Straußenfeder. Das verlieh Lorenz ein selbstbewußtes und gewichtiges Aussehen. Er hielt sich für den Hauptverwalter von Gutenbergs Haus und trug seinen dicken Bauch als ein Wahrzeichen von Satttheit und Wohlstand vor sich her.

Im Erdgeschoß lagen die Stuben für Lorenz und die Gesellen, die Werkstatt, ein Raum für die Kundschaft, die Küche und vielerlei Lagerräume und Vorratskammern.

Einen der Anbaue bezog der Lehrling Andreas Dritzehn, des Meisters Liebling. Ein anderer Lehrling, auch ein Andreas, ein Bruder von Antonius Heilmann, der „Flachskopf“, wie ihn die Gesellen nannten, wohnte entgegen den Vorschriften für Lehrlinge bei seinem Bruder.

Andreas Heilmann war phlegmatisch, immer gleichmütig und mit allem zufrieden. Ob die Farbe anzuwärmen war, ob er in der Stadt einen Auftrag auszuführen hatte, über Nacht in der Werkstatt bleiben oder zum Bruder in seinem Bett schlafen gehen sollte, immer blieben seine blutleeren dünnen Lippen fest geschlossen, immer schob er seine strohgelben Haare hinter die Ohren und antwortete teilnahmslos: „Gut, wie Ihr befehlt.“

Andreas Dritzehn war das ganze Gegenteil seines Namensvetters. Er hielt sich für den Glücklichen der Sterblichen, weil er zu Meister Gutenberg in die Lehre gekommen war. Oft schoß in sein zartes, mädchenhaftes Gesicht eine jähe Röte, und dann blitzten seine Augen heller als gewöhnlich auf. Er kniete sich so in die Arbeit hinein, daß Gutenberg häufig seinem Übereifer Einhalt gebieten mußte. Stets war er bemüht, einem jeden gefällig zu sein. Zu Gleichgestellten aufmerksam, Älteren gegenüber zuvorkommend, wurde er bald der Liebling von allen.

Sogar der mißtrauische und mürrische Geselle Peter Senspach lächelte, wenn er sah, wie eifrig dieser schwächliche junge Mann bei der Arbeit war.

Peter Senspach war schon ein älterer Mann; er hatte einen kastanienbraunen Vollbart und so weite Nasenlöcher, daß es aussah, als ob man den Klöppel von Sankt Martin hineinhängen und zur Frühmesse läuten könnte.

Der zweite Geselle war Hans Bartel. Seiner Freundschaft mit Lorenz hatte er es zu verdanken, daß er zu Gutenberg kam. Der Ruf eines Aufrührers und Gerechtigkeitssuchers hing ihm auch in Straßburg an. Als er sich bei dem Schatzmeister der Bruderschaft meldete und in den Opferstock sei-

ner Zunft die drei Pfennige des Eintrittsgeldes legte, konnte er trotzdem keine Arbeit bekommen. Der Johannistag, an dem die Meister der Goldschmiedezunft ihre Leute dingten, war längst vorbei, und er trieb sich immer noch untätig in der Stadt herum. Die Straßburger Meister waren nicht darauf erpicht, diesen aufsässigen Gesellen bei sich einzustellen. Inzwischen hatte er seine Ersparnisse aufgezehrt und wußte nicht, wovon er weiterleben sollte. Da half ihm Lorenz – einen besseren Arbeiter als seinen Freund Hans Bartel konnte man sich nicht wünschen! Er verstand sich gut auf sein Handwerk und konnte sogar mit der Kundschaft verhandeln.

Gutenberg sprach mit dem Zunftältesten, und es wurde kein Einspruch erhoben. Der Geselle leistete den Eid, keine bunten Schuhe zu tragen, sich keinerlei Abzeichen an die Brust zu heften, auf der Straße kein Messer bei sich zu haben – mit einem Wort, erkannte alle Regeln der Zunftsatzung an und wurde in die Gesellenliste der Stadt eingetragen.

Den ganzen Tag, von früh bis spät, wurde in der Werkstatt geschafft. Es war zwar nichts Besonderes, daß zwei Gesellen und zwei Lehrjungen ohne Unterlaß für den Meister Geld erarbeiteten, dennoch trugen besorgte Mütter zu Anfang Bedenken, in Gutenbergs Werkstatt für ihre Töchter Ringe zu bestellen. Gar zu einsam lag sein Haus am hohen Flußufer! Solche Orte pflegte der Böse aufzusuchen!

Aber jetzt machten Gerüchte und Gerede dem jungen Erfinder nichts aus. Der Buchstabensatz war fertig, und Gutenberg schritt zum Druck einer Seite der Donatschen Grammatik. Er vereinigte die Buchstaben zu Zeilen und stellte sie in einen von ihm ausgedachten Metallrahmen, den er Winkelhaken nannte. Die Arbeit kam langsam voran, aber unaufhörlich drängte es den Erfinder, sie zu beschleunigen. Lagen doch in seinem Tisch, vor den Augen Neugieriger verborgen, etliche Seiten, die einander glichen wie ein Ei dem andern. Das war Gutenbergs Freude. Er war lustig, machte mit einem jeden einen Scherz und wurde nur mißmutig, wenn

ihn junge Bestellerinnen aufsuchten. Dann kam ihm Hans Bartel zu Hilfe.

Der Meister übertrug ihm die Hauptarbeit in der Werkstatt, während er selbst nur die Zeichnungen für die Ringe oder Broschen nach dem Geschmack der Kunden herstellte.

Der freiheitliebende Geselle, der keine schwere Hand über sich fühlte, stürzte sich mit Feuereifer in die Arbeit und hatte an seinem Meister nichts auszusetzen.

Aufträge waren reichlich vorhanden. Alle Straßburger Goldschmiede, Graveure, Goldschläger und andere Handwerker rüsteten sich für den in Aachen bevorstehenden Jahrmarkt. Auch Gutenberg traf dazu Vorkehrungen. Seine Gesellen und Lehrlinge blieben manchmal über die vorgeschriebene Zeit hinaus, um Gegenstände für Wiederverkäufer anzufertigen. Er aber hoffte im stillen, eine genügend große Zahl Bogen drucken zu können, um damit einen alle Verdienste aus der Goldschmiedewerkstatt übertreffenden Gewinn erzielen zu können.

Das alte Aachen, in dem seit der Zeit Karls des Großen die Kaiser gekrönt wurden, galt als heilige Stadt. Die dortigen Klöster waren ihrer wundertätigen Reliquien wegen berühmt. Alle sieben Jahre fand vor den Mauern der heiligen Stadt ein Jahrmarkt statt. In Scharen strömte das Volk aus den benachbarten Ländern und Städten herbei. Auch die Kaufleute und Handwerker Straßburgs brachten regelmäßig ihre Waren dorthin und kehrten mit großen Gewinnen zurück.

Der Bürgermeister der Stadt Lichtenau, der oft in Handelsgeschäften nach Straßburg kam, nahm jede Gelegenheit wahr, seinen ohnehin großen Wohlstand zu vermehren. Als ihm Meister Dünne erzählte, in einer Werkstatt werde außer den üblichen Waren etwas für den Jahrmarkt vorbereitet, das den einträglichen Handel der Mönche mit Heiligenbildern und Gebetbüchern ausstechen könnte, beschloß er, sich auch hier an dem Gewinn zu beteiligen. Er bot Gutenberg Geld an, um mit ihm eine Teilhaberschaft einzugehen. Gutenberg

konnte gar nichts gelegener kommen. Er nahm den Vorschlag an und schloß einen Vertrag ab, der die Herstellung von Waren für den Jahrmarkt zum Gegenstand hatte. Welcher Art sie sein sollten, ging den von Lichtenau nichts an. Ein jeder Handwerker war berechtigt, seine Geheimnisse zu hüten.

Die beiden Lehrlinge hörten von dem Vertrag mit dem Bürgermeister von Lichtenau und baten Gutenberg auf Drängen ihrer Brüder, sie ebenfalls zu beteiligen. Der Meister willigte ein, von jedem von ihnen achtzig Gulden zu übernehmen, und sie unterzeichneten ein entsprechendes Abkommen.

Es wurde gearbeitet, was das Zeug hielt. Senspach schnitt mit einer mächtigen Schere das Metall für die Broschen, Denkmünzen und Spangen zu . . . Und Hans Bartel hämmerte daraus die geschmackvollen, vom Meister ersonnenen Schmuckformen.

Aber das Hauptgewicht lag nicht auf den Schmucksachen.

Nach zahllosen Versuchen hatte Gutenberg den Gedanken, jeden Buchstaben einzeln auszuschneiden, aufgegeben. Er war auf eine schnellere Methode der Herstellung von Lettern verfallen. Aber dazu brauchte er viel Blei und Messing. Das ganze Geld der Teilhaber wurde für diesen Zweck verausgabt.

Alles verhieß einen Erfolg. Aber da ereignete sich etwas Unvorhergesehenes.

Gutenberg, der mit nichts anderem als seiner Erfindung beschäftigt war, hielt zwar rechtschaffen alle Fasten ein und besuchte den Gottesdienst, bekümmerte sich aber wenig um den Religionskrieg, der in den Städten und Hochsitzen um ihn herum im Gange war. Die Zeit für eine Kirchenreform war herangereift. Alle Gesellschaftsschichten litten unter dem Joch der päpstlichen Prälaten und unter den Abgaben an den römischen Stuhl. Kleinadel, Bürger und Bauern unterstützten geistliche Personen, die gegen die Macht des Papstes zu Felde zogen. Auf der ökumenischen Kirchenversammlung in Basel wurde die Einschränkung der päpstlichen Despotie gefordert. Der Papst drohte, die in Basel Versammelten in den Bann zu

tun. Die Gemäßigteren unterwarfen sich seinem Gebot und verließen die Stadt. Auf der Versammlung verblieben nur die Befürworter entschiedener Maßnahmen. Ein vom Papst in Florenz einberufenes neues Konzil war ein gefügiges Werkzeug in seinen Händen. Aber zahlreiche Teilnehmer des ersten Konzils erkannten nur die Beschlüsse von Basel an. Der Kampf innerhalb der Kirche verschärfte sich, es drohte die Gefahr einer Spaltung. Die heilige Stadt Aachen nahm an diesen geistlichen Zwistigkeiten großen Anteil. Die Angelegenheit spitzte sich so zu, daß die Mönche sich nicht zur Schaustellung der Reliquien entschließen konnten, und das Pilgerfest wurde auf das folgende Jahr verlegt.

Für Gutenberg war diese Verlegung ein großer Schlag. Er hatte seine ganze Hoffnung darauf gesetzt, daß ihm erhebliche Summen aus Aachen zufließen würden, mit deren Hilfe er eine Druckerei hätte eröffnen können. Mit dem Wegfall des Erlöses aus dem Verkauf der Waren verschwand diese Möglichkeit.

Aufs neue verfinsterten sich seine Züge, und die eigensinnigen Falten um den Mund wurden schärfer und tiefer.

#### MEISTER UND LEHRLING

Andreas saß auf der Schwelle der Werkstatt und zerrieb mit dem Stößel in einem Messingmörser das Pulver zum Schwärzen von Silber. Niemand war in der Nähe. Hans Bartel sprach im Empfangsraum mit einem Kunden, Heilmann und Senspach waren Wasser holen gegangen. Andreas dachte an den Meister. Er hatte die Veränderung bemerkt, die wegen der Verlegung des Jahrmarktes mit ihm vorgegangen war.

Vielleicht hat er Geldsorgen; womöglich sitzt ihm das Messer an der Kehle? Er ist vom Adel und trägt doch nur einen gewöhnlichen schwarzen Rock und Mantel! Nein! So einer

ist der Meister nicht, daß er um Kleinigkeiten willen den Kopf hängen ließe. Er hat andere Sorgen. Und er will nicht, daß wir Lehrlinge davon erfahren. Was kann es wohl sein? Was treibt er oben in seinen Räumen? Oft hatte Andreas den Meister mit farbeverschmierten Händen von oben herunterkommen sehen.

Die Tür im Obergeschoß schlug zu, und Gutenbergs Schritte waren auf den Holzstufen der Wendeltreppe zu hören. Er war ganz in seine Gedanken versunken und bemerkte nicht, daß Andreas aufstand und sich verbeugte. Der Blick des Meisters verriet, wie abgespannt und gequält er war. Eine tiefe Falte lag zwischen den Brauen.

Andreas krampfte sich das Herz zusammen, es verlangte ihn danach, diese Falte zu glätten, sogleich, auf der Stelle. Um ein Gespräch anzuknüpfen, trat er an die Treppe heran und fragte schüchtern:

„Meister, sagt mir, kann ich schon Wasser hinzutun oder muß ich noch weiter reiben?“

„Frag Hans“, warf Gutenberg kurz hin, ohne die in der Stimme des Lehrlings schwingende Unruhe bemerkt zu haben.

„Ach, lieber Gott!“ entfuhr es Andreas unwillkürlich. „Wenn ich Euch doch helfen könnte!“

Gutenberg blieb stehen, sein Blick wurde wärmer. Das ermutigte Andreas.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Euch die Verlegung des Aachener Jahrmarktes so verdrießen könnte“, sagte er, um die wirkliche Ursache der Betrübniß seines Lehrherrn zu erfahren.

„Du willst sagen, daß es mir nicht anstünde, dem Verdienst nachzujagen? Ja? Meinst du das, mein Junge?“

„Nein. Ich denke nur . . . Ich denke nur, daß Ihr vielleicht eher Geld brauchtet als jemand anders.“

„Warum nimmst du das an?“

Andreas senkte schweigend den Kopf und machte sich verlegen mit dem Mörser zu schaffen. Er konnte doch nicht eingestehen, daß es ihn schmerzte, einen Mann von solcher Klug-

heit und solchem Wissen, wie es sein Lehrmeister war, in Armut leben zu sehen.

„Nein, Andreas“, antwortete Gutenberg, der die Gedanken des jungen Mannes durchschaute, „ich brauche keinen Reichtum. Aber ich habe etwas vor, das ohne Geld nicht zu Ende geführt werden kann. Und das bedrückt mich.“

Er wollte weitergehen, aber Andreas sagte erregt:

„Wenn Ihr einverstanden wäret . . . ich würde so glücklich sein . . . Ich habe etwas Geld, das mir vom Vater zugeflossen ist . . . Vielleicht, daß Ihr . . . vielleicht, ich . . .“

Gutenberg blickte überrascht auf den Jüngling.

„Du bietest mir dein Geld an?“ fragte er, ihm ins Gesicht sehend.

„Ja!“ antwortete Andreas voller Feuereifer. „Gern würde ich alles hergeben, nur um Euch nicht so bekümmert zu sehen.“

Der Meister war von dieser jugendlichen Begeisterung gerührt.

„Aber dein Bruder wird dir niemals erlauben, das väterliche Erbe in mein Unternehmen zu stecken.“

„Ich werde ihn nicht fragen!“ entgegnete der Jüngere schnell. „Ich richte es so ein, daß er davon nichts erfährt.“

Gutenberg legte seine schmale Hand auf den Kopf des jungen Mannes.

„Andreas“, sagte er mit einem schwachen Lächeln, „womit habe ich deine Liebe verdient, daß du auf eine solche Handlung verfallst?“

Der junge Mann schwieg.

„Oder willst du nur wissen, wofür ich so viel Geld ausbebe?“

Andreas wurde rot bis über die Ohren. Der Meister erriet seine geheimsten Gedanken.

„Ihr traut mir nicht“, sagte er leise.

„Du irrst“, antwortete der Meister. „Du hältst einen Mörser mit Schwarzsilber in der Hand. Noch lange nicht jedem Lehrling wird das Geheimnis seiner Zusammensetzung anvertraut.“

Andreas' Lippen zuckten. Er war nahe daran, loszuheulen. Der Meister verstellte sich – er wußte ganz gut, daß es sich nicht darum, nicht um diese Zusammensetzung handelte, und wich absichtlich einer direkten Antwort aus. Warum hatte er auch nur dieses Gespräch mit dem Lehrherrn begonnen? Wie hatte er sich nur einbilden können, der Meister werde ihm seine geheimsten Gedanken mitteilen?

„Ich bin noch sehr jung“, flüsterte er. „Vielleicht bin ich es später einmal würdig, daß Ihr mir Euer Geheimnis anvertrauen könnt . . .“

Gutenberg strich ihm zärtlich über den Kopf, über sein weiches, seidiges Haar. Quälende Unschlüssigkeit zerriß ihm das Herz. Andreas' Vorschlag annehmen, ihm das Geheimnis offenbaren, ihn zum Teilhaber machen . . . Aber was, wenn . . . wenn dessen väterliches Erbe wegschmilzt, wie sein eigener Ring, seine eigene goldne Kette weggeschmolzen sind? Nein! Tausendmal eher einen Kaufmann auf der Landstraße ausplündern, als die Begeisterung dieses jungen Menschen ausnutzen!

Lorenz kam herein.

„Herr, Meister Dünne wünscht Euch zu sehen.“

„Ich komme!“ antwortete Gutenberg und fügte, Andreas auf die Schulter klopfend, hinzu:

„Tu etwas Wasser in den Mörser; die Mischung darf nicht dicker als Sahne sein.“

„Jawohl, Lehrherr“, antwortete Andreas.

„Und überwirf dich nicht mit deinem Bruder. Er will dein Bestes!“

### *DAS SCHLÜSSELLOCH*

Die Zeit verging. Die letzten Gulden wurden für die Bezahlung einer Presse verwandt, die Gutenberg bei dem Tischler Konrad Saspach bestellt hatte. Die Presse war fertig, man hätte zur Probe mit dem Druck von kleineren Schriften be-

ginnen können; aber der Vorrat an Papier war versiegt, und für neues war kein Pfennig mehr da.

Außerdem wurde es immer schwieriger, allein zu arbeiten. Das Drucken war ein mühseliger und komplizierter Vorgang, und die Kraft eines einzelnen reichte nicht aus, damit fertig zu werden. Als sich Gutenberg dessen klar war, dachte er an die Lehrlinge. Sollte er nicht versuchen, sie zu diesem Vorhaben heranzuziehen?

Die Gelegenheit, darüber zu sprechen, ergab sich sehr bald. Heilmann selbst trat an Gutenberg heran und meinte:

„Meister, wäre es nicht angebracht, daß Ihr uns für unser gutes Geld, das wir in die Sache hineingesteckt haben, in Euer Geheimnis einweihet? Was treibt Ihr in Eurer Werkstatt, wovon wir Teilhaber nichts wissen?“

Andreas saß auf einem niedrigen Schemel und bemühte sich, auf einer Kupferplatte den Untergrund für ein Haften der schwarzen Farbe einzukratzen. Er erzitterte und sah Heilmann, dessen Frage ihm geradezu taktlos erschien, vorwurfsvoll an.

„Du hast recht“, entgegnete der Meister. Er warf einen Blick auf Andreas und fuhr fort: „Ich wollte schon lange mit euch beiden darüber sprechen.“

Heilmann gab darauf keine Erwiderung, sondern zog einen Lebkuchen aus der Tasche und begann zu kauen.

Auch Andreas sagte nichts, aber sein Gesicht überzog eine flammende Röte, und der Stichel entfiel seiner Hand.

Gutenberg ließ die beiden Lehrlinge zu sich heraufkommen.

In der Werkstatt verblieben nur Hans und Senspach. Den Rücken gekrümmt und die Arme müde auf die Knie gelegt saß Senspach da und starrte auf einen Punkt. Hans warf den Hammer hin, mit dem er an einem Dolchgriff gearbeitet hatte, und meinte, hinter den Hinausgehenden her nickend:

„Hast du gehört? Ich habe mir schon lange gedacht, daß der Meister ein Geheimnis hat. Ich sage dir, der erzählt es

jetzt den Jungen, unter der Bedingung, daß sie darüber schweigen.“

Senspach rührte sich nicht und bekundete nicht das geringste Interesse an dem, was Hans sagte. Ernst und mit verschleiertem Blick sah er vor sich nieder.

„Weshalb sagst du denn nichts?“ fragte Hans ungeduldig.

„Ich bleib sowieso nicht hier“, antwortete der schließlich. „Es fällt mir ja in meinen Jahren nicht leicht, von einem Meister wegzugehen, der mich nicht schlechter ernährt als andere und an den ich mich auch gewöhnt habe. Aber . . . die Leute reden . . .“

„Was reden sie denn?“ ermunterte ihn Hans, der seine Vermutungen bestätigt haben wollte.

„Daß sich unser Meister irgendwann mit dem Teufel eingelassen habe“, fuhr Senspach fort. „Es ist besser, sich von solch einem Menschen fernzuhalten. Wie leicht kann man da sein Seelenheil einbüßen!“

„Aber du selber hast nichts bemerkt?“

„Ich ja nicht. Aber wenn die Leute so reden, dann muß doch was dran sein . . . Ohne Feuer kein Rauch . . .“

„Aber etwas Bestimmtes weiß niemand.“

„Deswegen müßte man eben fort, bevor es herauskommt. Hast du gehört, was der Pfarrer gesagt hat? Der Glaube macht selig, das Wissen aber ist des Menschen Verderben! Wenn du erfährst, was du nicht wissen sollst, ist es mit dem Paradies vorbei. Aus! Und ich muß dir sagen, ich träume nur immer davon, dort von dem Leben hier auszuruhen.“ Er zeigte um sich herum. „Wenn ich Geld hätte, kaufte ich mir die ewige Seligkeit, wie es die Reichen tun, aber ich habe keins. Ich habe mein ganzes Leben lang gearbeitet. Da – meine Hände: Was sind sie? Knoten und Schwielen! Mit solchen Händen lassen sie keinen ins Paradies, der hier nicht auf seinen Seelenhirten gehört hat. Die Heilige Schrift haben sie im Kopf. Wenn sie sie erklären, verstehe ich sie! Wenn nicht, dann eben nicht! Stimmt’s?“

„Aber mir liegt das Leben hier unten am Herzen!“ entgegnete Hans. „Weißt du nicht, was für ein Ding der Tischler Saspach für unsern Meister gezimmert hat? Hast du gesehen, wie sie es hinaufgeschleppt haben?“

„Eben gerade, weil ich es gesehen habe! Haargenau ein Galgen!“

„Ein Galgen!“ äffte Hans den mürrischen Gesellen nach. „Was soll er denn mit einem Galgen? Ich hörte, wie Saspach sagte: ‚Meister Gutenberg, wenn Ihr Wein pressen wolltet, hätte ich Euch eine viel bessere bauen können!‘ Aber der lachte und meinte: ‚Vielleicht ist meine Presse nicht so gut, aber dafür wird aus ihr auch ein ganz besonderer Wein fließen, der alle Menschen glücklich macht!‘“

Senspach schüttelte bestürzt den Kopf.

„Ich sage es ja: Mit dem Teufel ist er im Bunde!“

„Ich bin eigens zu dem Tischler gegangen, um mir die Zeichnungen anzusehen, die ihm der Meister gegeben hatte. Weiß Gott, verstanden habe ich nicht das geringste davon.“

„Das ist auch besser“, erklärte Senspach überzeugt, „laß bloß die Hände von allem, was du nicht verstehst! Schuster bleib bei deinem Leisten!“

Hans gab es auf, ergriff den Hammer und beugte sich wieder über seine Arbeit. Aber sein unruhiger Blick glitt immer wieder zur Tür. Schon mehr als eine Stunde war vergangen, und noch immer waren die beiden Lehrlinge in der Stube des Meisters. Was erzählte er ihnen nur alles?

Unwiderstehlich zog es Hans hinauf. Ihn hatte der Meister nicht gerufen, sehr zu Unrecht! Wenn er, der arme Geselle, auch kein Geld besaß, so hatte er dafür seine geschickten Hände. Die waren auch etwas wert!

Er legte den Hammer beiseite und verließ die Werkstatt.

Das Blut klopfte in seinen Schläfen, als er die Treppe zum Obergeschoß hinaufstieg. Aus der Stube des Meisters klangen Stimmen. Hans spähte durchs Schlüsselloch.

Drinne war das erregte Gesicht Gutenbergs zu sehen, dazu

seine von der rötlichen Flamme der Kerzen beleuchteten Hände, die hellen Haarsträhnen von Andreas und Heilmanns Nacken.

Die beiden Lehrlinge blickten mit gesenktem Kopf auf etwas, das Gutenberg in der Hand hielt.

„Das sind die Lettern“, rief der Meister. „Ich hatte versucht, jede einzeln aus Metall zu schneiden, aber das kostete zu viel Mühe und Zeit. Es zeigte sich, daß es einfacher ist, sie aus Zinn zu gießen, und zwar in Formen aus Blei. Hunderte von fertigen Buchstaben liegen bei mir im Kasten. Jetzt braucht man nur zu lernen, aus ihnen Zeilen zu bilden und sie mit der Presse auf das Papier abzudrucken.“

„Lehrherr!“ schrie Andreas auf, so laut, daß Hans von der Tür zurückfuhr. „Bei Gott, Lehrherr, mein Leben könnte ich für Euch lassen! Für die neue Kunst, für diesen heutigen Tag!“

Gutenberg antwortete darauf so leise, daß Hans das Ohr ans Schlüsseloch legen mußte.

„Du wirst mein Freund und mein Gehilfe sein“, hörte er. „Fünf Jahre Arbeit, und wir geben die Bibel heraus.“

Schweigen.

„Wir müssen den Vertrag ändern“, sagte Heilmann gehdnt. „Mit dem Geld, das wir für die Aachener Messe gesammelt haben, können wir diese Sache nicht bewerkstelligen.“

„Du hast recht“, pflichtete der Meister bei, „wir müssen einen neuen Vertrag aufsetzen.“

„Das also ist es!“ flüsterte Hans und ging wieder in die Werkstatt hinunter. „Er will nicht, daß andre darum wissen. Werden wir vorläufig still sein!“

Senspach saß noch in derselben Stellung da und träumte von den Herrlichkeiten des Lebens nach dem Tode.

Hans ergriff den Hammer und begann erbittert auf einen völlig unschuldigen kleinen Nagel loszuschlagen.

Auf Bitten von Andreas wurde die Presse in seine Stube gebracht, um ihm die Möglichkeit zu geben, das Abdrucken der Buchstaben auf Papier zu erlernen. Der Anbau war dafür sehr geeignet. Er hatte einen besonderen Zugang und stand durch einen langen Flur und eine geheime Tür mit der Werkstatt in Verbindung, so daß man vor neugierigen Blicken sicher war.

Gutenberg erklärte Andreas, wie die Presse zu handhaben sei, und ermahnte ihn zur Geduld:

„Keine Überstürzung, Andreas. Die Sache erfordert Ruhe und Ausdauer.“

„Ich weiß, Lehrherr“, pflichtete Andreas bei, „aber ich kann seit jenem denkwürdigen Tage, als vor meinen Augen das Wunder geschah, nicht mehr ruhig schlafen.“

„Das Wunder?“ fragte Gutenberg lächelnd.

„Ja, wirklich ein Wunder! Als Ihr einige kleine Zinnstücken zusammennahmt, mit ihnen auf ein Blatt Papier drücktet und darauf Worte aus der Heiligen Schrift so klar und deutlich erschienen, als ob sie mit der Hand geschrieben wären. Dann wiederholtet Ihr dasselbe Wunder, und ich hätte auf die Knie fallen und Eure Hände küssen mögen.“

„Lieber Junge, du bist viel zu hitzig!“

„Mein Leben möchte ich für Euch hingeben!“

„Du sollst dein Leben nicht hingeben“, unterbrach ihn der Meister, „dein Leben soll der Sache dienen. Ich freue mich, daß ich dich gefunden habe. Dein Glaube wird mir eine Stütze sein, wenn Zweifel über mich kommen. Aber deine Erregtheit und deine Blässe erschrecken mich. Auf deinem Gesicht sind ja rote Flecke, deine Hände sind feucht, und dein Atem ist so heiß, als ob Feuer in dir loderte.“

„Das Feuer des Glücks und der Freude! Tag und Nacht will ich arbeiten, wenn nur das Ziel so schnell wie möglich erreicht wird!“

„Du sollst die Hast lassen und dich nicht unnütz verzehren. In fünf Jahren werden wir die Bibel herausgeben können, bis dahin müssen wir unsere Kunst geduldig vervollkommen, indem wir kleinere Schriften drucken. Es wäre noch zu überlegen, wie wir die Ränder der Seiten während des Druckens vor dem Verschmutzen bewahren. Mir scheint, man könnte probieren, einen Karton mit einem Ausschnitt von der Breite einer Schriftseite auf das Papier zu legen. Damit werde ich Heilmann beauftragen, ich selbst werde die Buchstaben zusammenstellen, und du machst dich an die Presse.“

Meister Gutenberg vernachlässigte die Werkstatt nun ganz und gar, nur selten warf er einen Blick hinein und wälzte alles auf Hans Bartel ab. Er widmete sich völlig seiner Erfindung.

Die Arbeit in Andreas' Stube kam schnell voran. Der fähige junge Mann lernte die Farbe mischen, die gesetzten Textseiten auf der Presse abziehen und die noch feuchten Blätter an dünnen Schnüren sorgfältig aufhängen.

Gutenberg freute sich über seinen fleißigen Gehilfen außerordentlich. Alle Liebe seines Herzens, alle Zärtlichkeit wandte er ihm zu. Aber das Ungestüm, mit dem sich Andreas der Sache hingab, machte ihm Angst.

Mehr als einmal wurde der Jüngling bei der Arbeit blaß, griff sich an die Brust, hustete anhaltend und mußte sich schließlich erschöpft hinsetzen.

„Geh ein bißchen ins Freie, ruh dich aus“, verlangte Gutenberg. Aber es war vergeblich, der Lehrling hörte nicht auf ihn.

„Das kann ich, wenn unsere Arbeit beendet sein wird“, antwortete er immer wieder und fuhr sich dabei mit der Zunge über die von der inneren Hitze aufgesprungenen Lippen.

Als Andreas bemerkte, wie seine Anfälle den Meister unruhigten, versuchte er seine Krankheit auf jede Weise zu verbergen. Er verschwieg, daß er nicht mehr schlafen konnte und daß diese schlaflosen Nächte ihn mehr erschöpften als die Arbeit am Tage.

Wenn er in der Stille mit keuchendem Atem im Bett lag, blickte er mit weit aufgerissenen Augen in das Dunkel. Stunde um Stunde verrann, wie rasend pochte das Blut in den Schläfen, unregelmäßig schlug das während des Tages überanstrengte Herz. Er strich sich die schweißverklebten Haare zurück und warf sich von einer Seite auf die andere. Aber der Schlaf wollte nicht kommen, und krankhafte Gesichte drängten von allen Seiten auf ihn ein.

Er sah, wie die Menschen vor seinem Lehrmeister die Knie beugten, wie Fürsten, Bischöfe, Kardinäle sich um die Wette bemühten, den großen Mann zu sich einzuladen. Er stellte sich Bärbel vor, wie sie vor Entzücken vergehen würde, ihren Andreas auch nur mit einem geringen an diesem Triumph beteiligt zu wissen. Und er sah den Bruder, dem es schließlich klarwurde, wofür Andreas die väterlichen Ersparnisse ausgegeben hatte. Selbst Barbara verwandelte sich in den Fiebertäumen des Kranken: Sie trat an sein Bett und wischte ihm zärtlich den Schweiß von der Stirn.

Morgens fühlte sich Andreas wie zerschlagen, und immer weniger konnte er vor dem Meister verbergen, wie schlecht es ihm ging.

#### *DER TEUFELSGALGEN*

Klaus und Barbara hatten sich mit Andreas' hartnäckigem Verlangen, zu Gutenberg in die Lehre zu kommen, abgefunden. Ein Goldschmiedemeister mochte nicht weniger Einkünfte haben als ein Tuchwalker. Barbara brüstete sich vor allen Nachbarn und Bekannten mit dem Arbeitseifer ihres jungen Schwagers und mit der Wertschätzung, die ihm sein Lehrherr angedeihen ließ. Der Umstand, daß Andreas ganze Tage hindurch in der Werkstatt verblieb, war ihr gerade recht. Eine sparsame Hausfrau ist nicht auf überzählige Esser erpicht.

Als Barbara aber zugetragen wurde, daß die Kundschaft

den Meister nur selten in der Werkstatt zu sehen bekomme, daß ihn der Geselle Senspach aus Furcht vor dem bösen Blick verlassen habe, daß die Lehrlinge, anstatt Diamanten zu schleifen und Silber zu schwärzen, in der Stube des Andreas der Teufel weiß was für Geräusche machten, als sie schließlich erfuhr, daß der Tischler Saspach dem Meister so etwas wie einen Galgen angefertigt habe, der noch dazu bei Andreas in der Stube stehe, da geriet sie denn doch in Aufregung.

Vielleicht wußte die blauäugige Bärbel, die älteste Tochter der Muhme Zabern, die von klein auf mit Andreas gut Freund war, warum dieser Galgen zu ihm hingestellt werden mußte?

Barbara lief zur Nachbarin.

Die Muhme Zabern begrüßte sie in schneeweißer, gestärkter Haube und Schürze, einen Krug in den Händen, die voller Seifenschäum waren.

„Was verschafft mir die Ehre? Was gibt es Neues bei Euch? Und wie ist das werthe Befinden Eures Ehegemahls, und ist alles bei Euch zu Hause zum Rechten bestellt?“

„Teuerste Nachbarin“, antwortete Barbara mit höflicher Verneigung, „ich bin auf einen Sprung zu Euch gekommen, um etwas für mich sehr Wichtiges in Erfahrung zu bringen.“

„Womit kann ich Euch von Nutzen sein, meine Liebe?“ fragte die andere und stellte den Krug auf den Tisch.

„Euer Mann ist doch auch Tischler und mit dem Meister Saspach befreundet und weiß sicher, warum der für Meister Gutenberg dieses Holzgestell gezimmert hat, das ja wie ein Galgen aussehen soll.“

„Ich meine, Ihr solltet darüber besser Andreas fragen. Soviel ich von meiner Bärbel gehört habe, steht das, was Ihr einen Galgen nennt, gerade in seiner Stube.“

„Das ist es eben, meine Teure, daß dieser Milchbart einem immer nichts als Kummer macht. Ihr wißt ja, wieviel Mühe es mich und meinen Mann gekostet hat, ihn zur Arbeit zu bewegen. Und jetzt höre ich von den Leuten: Anstatt bei dem

Goldschied zu lernen, schließt sich dieser gräßliche Bengel in seine Stube ein und kommt tagelang nicht in die Werkstatt! Was meint Ihr, ist es nicht eine Schande, daß mir fremde Leute das sagen müssen? Mir, die ich so viel für ihn getan habe!“

Muhme Zabern zog es vor, diese letzten Worte zu überhören. Barbara setzte sich, obgleich sie nicht dazu aufgefordert worden war, auf einen Schemel.

„Die Leute erzählen“, fuhr sie darauf etwas leiser fort, „daß dieser selbe Meister Gutenberg es früher mit dem Teufel gehalten habe. Und ich glaube, von solcher Bekanntschaft kommt man so leicht nicht wieder los. Deswegen werdet Ihr meine Unruhe verstehen. Warum muß dieser Galgen in der Stube von Andreas stehen?“

„Das ist wahr“, entgegnete Muhme Zabern, von Barbaras Worten angestachelt, „und ich kann Euch sogar noch mehr sagen“ – sie zog einen zweiten Schemel heran und setzte sich neben ihren Besuch –, „wenn man den Gerüchten glauben darf, so hat der Meister zu dem Tischler gesagt, daß er einen Wein weiß, der den Menschen Glück bringen wird!“

„Warum nicht gar!“ rief Barbara aus. „Wo gibt es denn schon einen Wein, der den Menschen Glück bringt! Euer Mann trinkt ja genug, aber sagt, was für ein Glück habt Ihr davon? Und kann man überhaupt glücklich sein, wenn der Mann ein Trunkenbold ist?“

„Mein Mann ist auf keinen Fall ein Trunkenbold“, widersprach Muhme Zabern gekränkt, „mein Mann arbeitet von früh bis spät!“

„Schöne Arbeit, das muß man sagen, wenn er den halben Tag mit Strauchdieben und allem möglichen Gesindel in der Schenke verbringt!“

„Und meinen Mann zählt Ihr wohl auch zum Gesindel?“ Muhme Zabern sprang auf und fuchtelte mit den Händen, an denen der Seifenschaum längst getrocknet war. „Da beobachtet nur Euren eigenen Mann!“ Sie stemmte die Arme in die

Seiten und war im Begriff, auf Barbara loszugehen. „Ihr denkt wohl, weil sich Euer Mann eine Blatternarbige aus der Vorstadt genommen hat . . .“

„Wa-as? Ich eine Blatternarbige?“

Die Unterhaltung drohte in Tätlichkeiten überzugehen, als plötzlich aus der anderen Stube eine Kinderstimme ertönte:

„Mama!“

„Mein Gott“, Muhme Zabern ließ die geballte Faust sinken, „ich schwatze hier, und die arme Elsa sitzt mit eingeseiftem Kopf im Waschtrog. Ich hatte sie gerade baden wollen, als Ihr kamt, Ihr boshafte Weib!“

Aber nicht gewillt, das Schlachtfeld so billig zu räumen, fügte sie noch giftig hinzu:

„Wenn Euer Andreas sein ganzes Geld bei dem Meister verliert, von dem es heißt . . .“

„Sein Geld?“ kreischte Barbara auf. Dieses Wort versetzte sie immer in die heftigste Gemütsbewegung. „Geld? Hat er etwa . . .? Wißt Ihr etwas davon? Sagt es mir doch bloß! Ich bitte Euch, ich flehe Euch an! Deswegen bin ich doch hergekommen, um zu erfahren . . .“

„Hergekommen, um mir Bosheiten zu sagen“, vollendete Muhme Zabern statt ihrer.

Die weinerliche Kinderstimme war wieder zu hören.

„Bärbel hat gesagt, daß ihr Freund alles väterliche Geld in das Vorhaben seines Meisters gesteckt hat!“ Diesen Pfeil mußte Muhme Zabern der Barbara noch mitten ins Herz schnellen, ehe sie zur Tür eilte.

#### *EIN GUTER RAT*

Barbara rannte, was das Zeug hielt, die Straße entlang. Die Haube war zur Seite gerutscht, graubraune Haarsträhnen hingen ihr über Stirn und Wangen. Das pockennarbige Gesicht glänzte vor Schweiß wie mit Wasser begossen. Sie stieß die

Menschen an, stolperte, bekreuzigte sich und lief weiter, dem Stadttor zu.

Sollte dieser Tunichtgut wirklich das väterliche Geld zum Schornstein hinausgejagt haben? Muhme Zabern kann doch so etwas nicht sagen, wenn nicht ein Körnchen Wahrheit daran ist!

„Wohin so eilig, liebe Frau?“ hielt sie eine wohlklingende Baßstimme an.

Aus dem Vorgarten der Sankt-Martins-Kirche trat der stattliche Pater in seiner seidenen, wie eine Glocke weiten Soutane.

„Hochwürden!“ stammelte Barbara atemlos.

Der Geistliche fragte, ob ihrem ehrenwerten Mann Klaus Dritzehn etwa ein Unglück passiert sei.

„Nein“, rief Barbara, „mein Mann ist gesund und steckt wie immer bis an den Hals in Arbeit! Sein Bruder...“ Sie hielt an, mit Mühe nach Atem ringend.

„Was gibt's denn mit dem jungen Dritzehn? Ist doch wohl nicht auf den Gedanken gekommen, sich zu verheiraten, ohne vorher mit der Frau seines ältesten Bruders gesprochen zu haben?“

„Viel schlimmer!“ rief Barbara aus.

„Erkrankt?“

„Noch schlimmer! Er hat, wie es scheint, das Geld vertan, das ihm sein Vater hinterlassen hat.“

„Wie denn das?“ fragte der Pater wißbegierig.

„Ach, ich weiß noch gar nichts. Ich habe den Buben schon lange nicht mehr gesehen. Er schläft ja nicht zu Hause.“

Nun erzählte sie dem Pater alles, was sie von der Nachbarin gehört hatte.

„Jetzt versteht Ihr, warum ich es so eilig habe? Ich laufe in die Vorstadt zu dem Meister, bei dem Andreas in der Lehre ist. Ihr kennt mich, wenn ich etwas will, dann erreiche ich es auch. Vor mir bleibt nichts verborgen! Das Geld des Vaters, denkt doch nur!“

Barbara konnte es nicht vertragen, wenn jemand aus der

Familie eigenmächtig über Geld verfügte. Nicht einmal ihr Mann durfte ohne ihr Wissen einen Pfennig ausgeben.

„Wenn Andreas in seiner Verschlossenheit verharret, so verlangt ihm nicht mit Gewalt ein Geständnis ab“, riet der Pater. „Fragt nur, warum er so lange nicht zu mir in die Beichte gekommen ist.“

„Ja, ja“, nickte sie, von der Teilnahme des Geistlichen ermutigt. „Ich werde ihn zu Euch schicken. Ihr werdet ihn zur Vernunft bringen.“

Der Pater lächelte verständnisvoll und versprach, ihr zu helfen.

Die Seide der Soutane raschelte, als er mit kleinen Schritten seinen Weg fortsetzte.

Wie ein Sturmwind fegte Barbara in Meister Gutenbergs Haus. Sie hörte nicht auf Lorenz, der ihr immer wieder sagte, sie müsse sich ruhig verhalten, und drang zu Andreas in den Anbau.

Das erste, was sich ihren Augen bot, war die Presse, die mitten in der Stube stand: zwei breite Stützen mit einem Querbalken, einer starken Spindel in der Mitte und einem Hebel zum Andrücken. Wenn die Leute nicht soviel darüber erzählt hätten, würde Barbara sie gar nicht beachtet haben.

„Wer ist da?“ fragte Andreas, der auf dem Bett lag, mit schwacher Stimme. „Seid Ihr es, teurer Lehrmeister?“ Als er Barbara sah, fuhr er enttäuscht fort: „Ach, Barbara ist es! Hat Euch denn Lorenz nicht gesagt . . .“

„Warum liegst du?“ fragte sie grob. „Was hast du? Bist du etwa krank? Der Ärger fehlt bloß noch! Kann man sich wieder mit dir herumplagen, wie früher schon! Womöglich auch noch den Doktor rufen?“

„Der Doktor war schon bei mir, er kommt am Abend wieder“, brachte Andreas mit Mühe hervor und schloß erschöpft die Lider.

„Bist du denn schon so krank, daß für diese Beutelschneider Geld ausgegeben werden muß?“

„Der Lehrherr hat ihn kommen lassen“, erwiderte Andreas, ohne die Augen aufzuschlagen. Es war ihm eine Qual, diese schrille Stimme zu hören und darauf zu antworten.

„Welches Recht hat er, das zu veranlassen? Das hätte er uns wissen lassen müssen“, sagte Barbara und dachte: Ich kann mir vorstellen, wie uns dieser Meister für die Krankheit des Buben rupfen wird! „Vielleicht bist du gar nicht so krank, daß der Arzt geholt werden mußte?“ fragte sie laut.

Andreas gab keine Antwort. Die eingefallenen Augen und das leichenblasse Gesicht waren beredter als alle Worte.

„Oder hast du das Gefühl, daß es schlimm mit dir steht?“ fuhr Barbara mit Fragen fort, während sie die abgemagerten Hände des jungen Mannes betrachtete.

Wenn er bloß nicht stirbt, bevor ich weiß, wo er das Geld gelassen hat, ging es ihr beunruhigend durch den Kopf.

„Andreas“, sagte sie jetzt einschmeichelnd, „du brauchst vielleicht wirklich den Doktor. Gewiß kostet der Geld, aber du hast ja deine Erbschaft und kannst dich in Ruhe gesund pflegen, ohne jemand zur Last zu fallen. Das väterliche Erbe darf ja nicht angetastet werden, aber im Falle einer Krankheit... Es ist doch noch da? Du hast nichts davon ausgegeben?“

Der Kranke antwortete nicht, nur sein Gesicht zog sich in schmerzliche Falten, so widerwärtig war ihm ihre Stimme.

„Sage, mein Teurer...“ Sie strich über seine verklebten Haare.

Wie oft hatte Andreas in seinen schlaflosen Nächten von einer Hand geträumt, die sich ihm auf die Stirn legte. Und wie weit war die Wirklichkeit nun von diesen Träumen entfernt!

Barbara setzte sich auf das Fußende des Bettes.

Den Kranken beunruhigte unablässig der Gedanke an den Augenblick, da sein Bruder von seinem neuen Vertrag mit dem Meister Kenntnis erhalten würde. Barbaras Worte regten ihn auf. Er öffnete die Augen und flüsterte:

„Laß ... später ...“

Aber Barbara gab nicht nach. Später kann zu spät sein, sagte sie sich. Wir müssen sofort daran denken.

„Du hast von dem väterlichen Erbe niemand etwas zukommen lassen?“ fragte sie.

Der Kranke schwieg.

Jetzt erinnerte sich Barbara an den Rat Pater Eckerts und schlug einen mehr pastoralen Ton an:

„Was meinst du, lieber Andreas, sollten wir nicht den Beichtvater rufen?“

Andreas sah sie erschrocken an. Tränen standen in seinen Augen.

„Muß ich denn sterben?“

„Was schwätzt du für Dummheiten!“ meinte Barbara abwehrend; sie erhob sich vom Bett und setzte sich auf einen Schemel. „Das habe ich doch damit nicht sagen wollen, aber . . . du bist doch lange nicht zur Beichte gewesen?“

Andreas faßte sich an die Brust, fing an zu husten und wollte sich hochrichten.

„Den Lehrherrn . . . den Lehrherrn . . . ruft den Lehrherrn!“ flüsterte er und fiel wieder in die Kissen zurück.

„Was soll uns der Lehrherr?“ fragte Barbara unwillig. „Ich werde lieber Seine Hochwürden rufen. Er wird dir mehr nützen als dein Lehrherr und selbst als der Doktor.“

Die Aufregung erhöhte das Fieber. Der Atem des Kranken ging hastig und keuchend. Sein Mund zuckte wie bei einem Fisch, der aufs Ufer geworfen ist. Dann schrie er die folgenden Worte geradezu heraus:

„Ich will den Lehrherrn sehen! Ruft den Lehrherrn her!“

Ehe Barbara antworten konnte, wurde die Tür aufgerissen, und Gutenberg stand im Zimmer. Mit schnellem Blick musterte er die Frau auf dem Schemel und trat an sie heran. Andreas streckte dem Meister aufgeregt seine abgemagerten Hände entgegen. Sie waren gelb und durchsichtig geworden wie Wachs.

Gutenberg verbeugte sich kühl und fragte:

„Wer hat Euch hier einzutreten erlaubt? Und was wollt Ihr hier?“

Barbara fuhr entrüstet hoch.

„Was soll das heißen, wer mir hier einzutreten erlaubt hat? Ich bin seine Schwägerin . . .“

Gutenberg unterbrach sie:

„Einverstanden! Und was wollt Ihr hier?“

„Unverschämte Frage!“ rief Barbara aus. „Ich habe Euch doch schon gesagt, daß ich Andreas' nächste Verwandte bin.“

„Wenn es Euch beliebt, können wir uns im Empfangszimmer unterhalten. Aber diesen Raum hier muß ich Euch ersuchen, sofort zu verlassen. Der Kranke bedarf der völligen Ruhe.“

„Das verstehe einer!“ ereiferte sie sich. „Ihr als fremder Mensch dürft hier bleiben, und ich, die Schwägerin . . .“

Der Meister trat dicht an sie heran, packte sie bei den Schultern und drehte sie zur Tür.

„So wird es Euch verständlicher sein.“

„Aber ich habe das Recht! Er ist mein Verwandter!“ kreischte sie. „Das ist eine Frechheit! Eine Gemeinheit! Ich erlaube das nicht!“

Gutenberg stieß sie zur Tür hinaus und drehte den Schlüssel um.

„Ich werd es Euch zeigen!“ schrie sie draußen und schlug mit der Faust gegen die Tür.

Aus Andreas' Augen flossen Tränen.

„Ich habe zu beichten, ich fühle, daß ich sterbe, und ich bin vor Euch in großer Schuld. Ihr habt mir Euer Geheimnis enthüllt, und ich . . . ich habe nicht einmal meinen vollen Anteil eingezahlt. Wie schmerzlich ist mir das, wie schrecklich! Soll ich wirklich nicht mehr erleben, wovon ich so geträumt habe? Ich bin doch erst neunzehn . . . Ach, wie schrecklich ist es, sterben zu müssen! Lehrmeister, ruft den Geistlichen . . . sie hat gesagt . . . Wie weh ist mir . . . Ich erstickte . . . ich erstickte . . .“

Er warf sich im Bett hin und her, murmelte Unzusammenhängendes. Das hohlwangige Gesicht glühte. Er erkannte Gutenberg nicht mehr, er stöhnte und phantasierte. Ihm war, als läge seine Brust unter der Presse. Die weißen Bogen krochen in ganzen Stößen auf ihn zu. Jetzt hatten sie das Bett zugeschüttet, die Stube, aber immer noch mehr wurden durch das Fenster hereingeworfen, sie fielen von der Decke herunter, kamen aus allen Spalten, legten sich ihm um den Kopf, stopften ihm Mund, Nase und Ohren zu.

Er hörte nicht, wie Barbara an der Tür tobte, sah nicht, mit welcher Angst sich Meister Gutenberg über ihn beugte.

#### *DER BESORGTE SEELENHIRTE*

Noch lange verfluchte Barbara wutentbrannt den Meister und verlangte, zu dem Kranken gelassen zu werden, aber die Tür blieb zugesperrt. Da entschloß sie sich, anders vorzugehen. Sie rannte zu allen Muhmen und Basen, zu allen Gvatterinnen und Großmüttern und schilderte ihnen mit allen Einzelheiten, wahren und erfundenen, diesen Teufel in Gestalt jenes Meisters, der sich des unglücklichen Dulders, ihres Schwagers, bemächtigt habe. Sie legte es darauf an, Mitleid zu erwecken und Anteilnahme hervorzurufen.

Alles, was sie nötig hatte, fand sie im Überfluß bei der weiblichen Hälfte ihrer Verwandtschaft. Alle die Klatschbasen ließen nicht auf sich warten, leisteten dem Ruf Folge und kamen zu Andreas gerannt. In hellen Haufen bedrängten sie Lorenz, stürmten ins Zimmer, setzten sich hin, wo es nur möglich war – auf das Öfchen, die Schemel und Fensterbretter –, und hielten Rat, welcher Pflege der kranke junge Mann bedürfe. Eine jede erinnerte sich ihrer eigenen Leiden, wie sie auf den Tod gelegen oder geboren hatte und wie sie von ihren Schmerzen und Leiden befreit worden war. Die eine riet zu warmen Umschlägen von Leinsamen auf den Leib, eine andere

schlug vor, Andreas Gurkenwasser zu geben, eine dritte, ihn ein Stück Wachs schlucken zu lassen. Die Frauen lärmten und stritten; sie drohten, die Teufelsmaschine in Flammen aufgehen zu lassen. Gutenberg war wie betäubt, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als vor dem Ansturm ihrer Hauben und weiten Röcke zurückzuweichen.

Alle Hausmittel wurden probiert. Aber es half weder die mit fünf Tropfen Spiritus verriebene Hahnengalle, noch wurden die Leiden durch heißen Dampf aus einem Kessel, auf den Andreas gesetzt wurde, gelindert. Auch in die Achselhöhlen gelegte Magnetsteine hatten keine Wirkung. Es blieb nur eins – die Hilfe Gottes.

Barbara trat am lautesten von allen für das Sakrament der Beichte ein. Nur ein offenherziges Sündenbekenntnis und das tröstende Wort des Dieners Gottes könnten dem gequälten sündigen Fleisch Erleichterung geben, wiederholte sie in einem fort.

Alle pflichteten bei, und Barbara redete auf Andreas ein, wie notwendig es für ihn sei, sofort zu beichten.

Der Sterbende sah gequält zur Tür. Hoffnungslose Verzweiflung überkam ihn, als er begriff, daß er seinen Lehrherrn nicht mehr sehen würde. Jetzt beherrschte den Raum Barbaras Stimme, die ihn schon in seiner Kindheit so in Furcht versetzt hatte. Sie verjagte alles das, was ihm süße, beglückende Sehnsucht gewesen war. Er sah nicht mehr vor seinem Meister in Ekstase niederkniende Menschen, er empfand lediglich Gewissensbisse, das Bewußtsein seiner Schuld dem Bruder gegenüber. So erklärte er sich zur Beichte bereit.

Die Frauen warfen über die verhaßte Maschine ein Laken, zogen dem Kranken ein schneeweißes Hemd an und ließen den Geistlichen kommen.

Pater Eckert trat gemessen und ruhig ein und wartete schweigend, bis ihm alle Frauen, bevor sie das Zimmer verließen, die Hand geküßt hatten.

Als er mit dem Kranken allein geblieben war, trat er leise an dessen Bett.

Andreas atmete schwer und warf sich im Fieber herum.

Der Priester glättete seine Soutane, setzte sich auf einen Schemel und schwieg einige Sekunden, um dem Leidenden Zeit zu lassen, sich zu beruhigen.

„Ein junger Mann gibt sich immer irdischen Freuden hin“, begann er endlich, „und selbst auf dem Totenbett erinnern sich die Sünder der vergangenen Freuden, anstatt sich auf den ihnen bevorstehenden Weg vorzubereiten. Und dennoch kann nur durch ein offenes Bekenntnis vor Gott dem Herrn in Gestalt seiner unwürdigen Diener . . .“

Er rückte näher an den Sterbenden heran und fuhr in dem üblichen einschmeichelnden Flüsterton fort:

„Bekenne, mein Sohn. Hast du nicht das Geld, das dir vom Vater vermacht war, vergeudet? Hast du es nicht für Launen ohne Wissen Älterer verwandt? Hast du es nicht einem Fremden anvertraut und diese Handlung vor deinem Bruder heimlicht?“

Andreas verzog krampfhaft den Mund, versuchte etwas zu sagen und bekam einen schrecklichen Hustenanfall. Der Diener Gottes prallte erschrocken zurück, in der Furcht, die Seide seiner Soutane könne durch Blutspritzer verdorben werden. Er mußte Barbara hereinrufen.

Die Frau fuhr zwischen Bett und Tisch hin und her, stieß Andreas einen Becher mit Wasser zwischen die Zähne und wickelte ihm eine Schnur um den Hals, an der ein Gefäß mit Weihrauch hing; aber geraume Zeit vermochte sie ihn nicht zu beruhigen. Endlich kam er zu sich und bat selbst, den Geistlichen, der sich ins Nebenzimmer begeben hatte, wieder hereinzurufen.

Barbara ließ die beiden allein, und Andreas, etwas von Kräften gekommen, begann zu sprechen.

Ja, gewiß, er sei schuldig. Er habe ohne Wissen seines Bruders das Geld hergegeben. Der Gedanke daran peinige ihn

die ganze Zeit. Solange er gesund war, habe er gehofft, das Ausgegebene wieder in Kürze einbringen zu können. Er sei davon überzeugt gewesen. Aber jetzt, da er ja nun doch sterben müsse . . .

Andreas lehnte sich ins Kissen zurück und schwieg. Über seine eingefallenen Wangen rollten die Tränen. Er dachte, daß die Strafe für seine Sünde zu grausam sei. Er war kein Verschwender, kein Trunkenbold. Verschwenderisch hatte er alle seine Kräfte der Sache gewidmet, in der ihn sein Lehrherr unterwiesen hatte. Der Meister war ein ungewöhnlicher Mann. Mit Geld ließe sich das Geheimnis gar nicht bezahlen, das er ihm, dem Andreas, enthüllt hatte . . . Das mußte der Geistliche doch verstehen. Andreas erzählte ihm von seinem Traum, seiner Hoffnung, seiner Freude, seinem Glück . . .

Mit der Zunge seine vom Fieber trocknen Lippen netzend, fuhr er keuchend fort:

„Ich bin schuldig . . . ja, ja . . . ich habe das Geld hingegen . . . für eine große Sache . . . Die Menschen . . . wenn sie es erfahren . . . ich wage nicht . . . alles zu sagen, es ist geheim . . . glaubt, alle werden staunen und glücklich sein . . .“

Das Gesicht des Sterbenden glühte. Seine Stimme klang hell und rein. Er streckte die Arme aus, beugte sich vor, erhob sich ein wenig, als wollte er fliegen. Die in die Weite gerichteten Augen füllten sich mit Tränen.

„Wem habt Ihr das Geld des Vaters gegeben?“ fragte Pater Eckert streng.

Andreas fiel schwer in die Kissen zurück und flüsterte mühsam den Namen des Meisters.

„Wieviel hat er bekommen?“

„Alles.“

Die letzten Arbeitstage erstanden vor dem verlöschenden Blick des Jünglings. Er schloß die Augen und seufzte tief auf. Sein Gesicht wurde noch spitzer. Die Beichte war beendet. Der Kranke war zu schwach, um noch weiter zu sprechen. Der Geistliche erhob sich. Er legte Andreas die Hände auf den

Kopf und reichte ihm das Abendmahl. Dann verließ er die Stube.

Barbara erwartete ihn an der Tür.

„Nun?“ flüsterte sie.

„Alles liegt in Gottes Hand“, äußerte der Geistliche, fromm die Hände über der Brust gekreuzt. „Die Totenmesse wird in der Sankt-Martins-Kirche sein?“

„Natürlich, natürlich.“ Barbara nickte bestätigend. „Aber geht es ihm schon so schlecht?“

„Wir müssen auf alles gefaßt sein“, antwortete der Diener der Kirche zurückhaltend.

Barbara sah ihn nach wie vor fragend an. Er schwieg.

„Wie ist es denn nun?“

Der Geistliche verstand ihre Unruhe.

„Das Geld ist in den Händen Meister Gutenbergs“, sagte er leise, aber vernehmlich.

„Alles?“ schrie Barbara.

„Ganz und gar.“

Aufstöhnend griff sie sich ans Herz.

### DER TOD.

Während der letzten beiden Wochen vor dem Weihnachtsfest, wenn mehr Bestellungen als gewöhnlich waren, gestattete die Zunftrordnung der Goldschmiedemeister Abend- und sogar Nachtarbeit.

Die Meister wollten sich von dem zu erwartenden Verdienst aus Anlaß der wunderbaren Niederkunft der Jungfrau Maria vor eintausendvierhundert und etlichen Jahren nicht einen Pfennig entgehen lassen, und die Kirchenglocke verkündete kein Ende des Arbeitstages.

Hans Bartel und der Rote Fritz, der die Stelle Senspachs eingenommen hatte, arbeiteten ohne Rast und Ruh. Heilmann ging ihnen zur Hand, hin und wieder jedoch hatte er für den

Meister Besorgungen zu erledigen. Gutenberg selbst zeigte sich nicht in der Werkstatt. Alle wußten, wie sehr ihm Andreas Dritze an Herz gewachsen war und wie heiß er um ihn bangte.

Zum ersten Mal im Leben konnte er in der Arbeit keine Beruhigung finden und verbrachte ganze Stunden in Untätigkeit und schweren Gedanken auf seinem Zimmer. Einige Male stieg er hinunter, ging durch den Flur und näherte sich der kleinen Tür. Aber sie blieb verschlossen. Dahinter waren Schritte und Stimmengewirr zu hören. Er blieb stehen, gegen die Wand gelehnt, schweigsam, abweisend und ohne sich entschließen zu können, an die Tür zu klopfen. Frauengekreisch, weite Röcke und Hauben erschreckten ihn. Mit bitterem Lächeln über seine eigene Schwäche ging er wieder hinauf.

Lieber Junge, dachte er, im Zimmer vor dem Kamin sitzend und bemüht, die von unten herauftönenden Schritte nicht zu hören, wie oft hast du mir gesagt: Die Menschen werden Euren Namen segnen, mein Lehrherr, Ihr schenkt ihnen das Buch, und sie werden ebenso glücklich sein wie ich . . . Deine reine Seele wußte nicht, wieviel Kraft ich aus ihr schöpfte, wie mein Gemüt sich aufheiterte, wenn ich deine Liebe zu mir und den Menschen sah, deinen Traum vom Glück aller . . . Dein begeisterter Glaube rief alles Gute und Schöne in mir wach. Mit dir empfand ich meine Einsamkeit nicht.

Er preßte die Hände gegen die Schläfen, um seinen Schmerz zu betäuben.

Zögernde Schritte schienen die Treppe hinaufzukommen.

Der Mond trat hinter einer Wolke hervor und blickte ins Fenster. Sein leuchtender Schimmer drang durch die kleinen Scheiben und zerfiel auf dem Fußboden zu zitternden Flecken. Die Schritte verstummten. Jemand stand vor der Tür, der sich offenbar nicht entschließen konnte, anzuklopfen.

„Wer ist da? Lorenz?“ schrie Gutenberg. Die Antwort war ein Seufzer, der einem Schluchzen nicht unähnlich war. „Bist du das, Lorenz?“

Gutenberg sprang auf, tat einen Schritt und stolperte über ein am Boden liegendes Holzschert.

„Zum Teufel!“ Er nahm es und warf es in das heruntergebrannte Kaminfeuer. Die Rinde glimmte auf. Gleich einer gierigen roten Spinne sprang das Feuer aus der Glut, erfaßte die Beute und schoß empor wie ein flammender Drache.

Lorenz stand vor der Tür, die Hände gegen die Brust gedrückt, den Kopf gesenkt und tränenlos schluchzend. Seine Schultern zuckten, der schwere Körper war zusammengesunken wie eine aus Ton geknetete Figur im Regen.

Gutenberg wußte genug. Er faßte ihn am Ellenbogen und sagte finster:

„Komm herein.“

Lorenz hob mit zuckenden Lippen den Blick.

„Es ist so traurig!“ heulte er wie ein Kind auf und vergrub die Nase in den Rockärmel seines Herrn.

„Schon gut, schon gut“, murmelte Gutenberg beschwichtigend. „Es ist eben Schicksal! Gehen wir zusammen hinunter.“

Sie stiegen die Wendeltreppe hinab. Ein paar Frauen flüsterten mit tränenfeuchten Gesichtern im Flur.

Die kleine, in Andreas' Zimmer führende Tür stand offen.

Gutenberg blieb vor ihr stehen und hielt sich am Geländer der Treppe fest. Er mußte erst seine Kräfte sammeln, um weitergehen zu können.

#### *DIE UNEINNEHMBARE FESTUNG*

Das Totenamt für Andreas wurde in der Sankt-Martins-Kirche abgehalten. Ein guter Sarg aus Eichenholz war bestellt worden. Reich entlohnte Klageweiber folgten mit Wehgeschrei dem Trauerzuge. Pater Eckert sah in seinem neuen, prachtvollen, von den Dritzehns gespendeten Ornat vorzüglich aus. Die Bestattung kostete einige hundert Gulden. Alle konnten

sehen, daß Georg und Klaus Dritzehn es bei ihrem toten Bruder an nichts fehlen ließen, daß sie Geld hatten und achtungsgebietende Leute darstellten. Jedermann war mit der Trauerzeremonie zufrieden und erinnerte sich noch lange an die großartige für den Entschlafenen veranstaltete Gedächtnisfeier. Nur Meister Gutenbergs Verhalten wurde allgemein getadelt. Er vergoß nicht eine Träne, fand keine Trostesworte für die Angehörigen und wohnte nicht einmal der Gedächtnisfeier bei. Barbara war außer sich vor Wut, als die Nachbarinnen die Wahrheit ihrer Erzählungen von der Liebe des Meisters für den Verstorbenen anzuzweifeln begannen.

Während des ausgiebigen Essens erörterten die Angehörigen lang und breit das Benehmen dieses seltsamen Mannes. Ganze Märchen wurden von seinen Gewohnheiten erzählt, flüsternd teilten sie einander Einzelheiten mit, die ihnen hier erst in den Sinn kamen, sprachen über das ihm von Andreas anvertraute Geld und gaben Klaus den Rat, sich sein Eigentum zurückzuerobern.

Nachdem sie genügend Bier durch ihre Kehlen gespült hatten, kamen Georg und Klaus Dritzehn auf den Gedanken, daß es nicht schlecht wäre, etwas Näheres über das Vorhaben Meister Gutenbergs zu erfahren. Vielleicht war der verstorbene Andreas gar nicht solch Einfaltspinsel gewesen. Aus den Unterhaltungen bei Tisch ging hervor, daß der junge Heilmann und der Bürgermeister Hans Riffe mit dem Meister eine Handelsgesellschaft bildeten. Und der Bürgermeister sowohl wie die Brüder Heilmann gehörten nicht zu denen, die Geld zum Fenster hinauswarfen.

Drei Tage wurde der Tod des unglückseligen Andreas gefeiert, es wurde gegessen, getrunken, bewirtet, und Almosen wurden verteilt. Die Totenfeier fiel mit dem Christfest zusammen. Überall wurde geschmaust und gezecht.

Die Gesellen vergnügten sich in den Schenken und auf den Gassen.

Hans Bartel und der Rote Fritz schlenderten vom Morgen

bis zum Abend umher. Lorenz ertränkte seinen Kummer in Bier. Heilmann fuhr mit seinem Bruder zu einem Verwandten.

Die Stube von Andreas war verschlossen, den Schlüssel hatte Barbara an sich genommen.

Gutenberg blieb mit seinen Gedanken allein. Auch durch Arbeit konnte er sie nicht verjagen. Die Presse war in Gefangenschaft, in dem verschlossenen Zimmer. Sie mußte, koste es, was es wolle, von dort herausgeholt werden.

Der Meister wanderte zwischen Fenster und Tisch hin und her.

„Einsam, wieder einsam!“

Es wurde an die Tür geklopft.

Gutenberg öffnete und war über den unerwarteten Besuch Dritzehns höchst verwundert.

Klaus kam in gebückter Haltung herein, langsam und schwer auftretend, als prüfe er jeden Schritt. Er setzte sich in den vom Hausherrn herangeschobenen Armstuhl, spreizte die Beine und blickte, die Hände auf die Knie gestützt, den Meister mürrisch an.

„Ich bin gekommen, um mit Euch über unsere Angelegenheiten zu sprechen“, sagte er.

„So redet“, antwortete Gutenberg kalt und setzte sich ebenfalls.

Klaus betrachtete den vor ihm sitzenden Meister mit unverhohlener Neugierde, als ob er ihn nach Gewicht kaufen wollte.

Gutenberg wandte den Blick nicht ab, bekundete aber auch nicht das geringste Interesse.

Das Schweigen währte ziemlich lange. Schließlich nahm Klaus als erster das Wort.

„Sol“ sagte er und setzte sich bequemer. „Ihr könnt Euch natürlich denken, was mich zu Euch führt?“

„Nein“, entgegnete Gutenberg kurz.

„Merkwürdig!“ Klaus lachte. „Und ich meinte, Ihr selbst

würdet mit mir über das Geld sprechen wollen, das Ihr meinem verstorbenen Bruder abgenommen habt.“

„Euer Bruder gab es mir freiwillig.“

Klaus begann sich über des andern Selbstbeherrschung zu ärgern.

„Andreas war viel zu jung, um über das Geld zu verfügen.“

„Euer Bruder hat durchaus verständig überlegt und wollte sein Geld in ein Unternehmen stecken, von dem er zutiefst überzeugt war.“

„Was ist das für ein Unternehmen, das ihn veranlaßte, sein ganzes Geld herzugeben? Ich bin sein Vormund.“

„In fünf Jahren, wenn das Unternehmen im Gange ist, erstatte ich Euch das Geld Eures Bruders zurück“, erklärte der Meister, einer direkten Antwort ausweichend.

„In fünf Jahren! Haha! Das ist ein bißchen lange! Ich möchte es sofort zurückhaben.“

„Das ist nicht möglich.“

Dritzehn wurde wild und schlug mit der Faust auf die Armlehne.

„Was? Nicht möglich, sein eigenes Geld zurückzubekommen?“

Gutenberg unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

„Ich wiederhole Euch, es steckt in einem Unternehmen, dessen Teilhaber Andreas war.“

„Ja, aber er ist gestorben! Gestorben!“ schrie Klaus. „Es ist noch ein Glück, daß wir von ihm erfahren haben, wo er sein Geld hingetan hat. Und Ihr könnt es nicht ableugnen, daß Ihr es habt.“

„Ich denke nicht daran, es abzustreiten“, äußerte Gutenberg müde, „und deswegen wiederhole ich: Das Geld steckt in einer Sache, aus der Ihr es nach fünf Jahren herausnehmen könnt. So lautet der Vertrag, der von Eurem Bruder unterschrieben ist.“

„Ach, so ist das!“ sagte Dritzehn gedehnt.

Er wußte nicht, daß sein Bruder etwas Schriftliches hinter-

lassen hatte. Aber das focht ihn wenig an. Hartnäckigkeit und Ausdauer waren sein Wahlspruch. Er machte eine Kopfbewegung.

„Gut, ich bin mit dieser Frist einverstanden. Sie ist freilich sehr lang, aber ich habe es nicht eilig.“

Vor seinem Gang hierher hatte Klaus alles zusammengesucht, was er über Gutenbergs Unternehmen in Erfahrung bringen konnte. Die Sache verlohnte sich, ein so großer Dummkopf war sein Bruder gar nicht gewesen. Klaus war entschlossen, koste es, was es wolle, in der Gesellschaft den Platz seines Bruders einzunehmen, wenn es ihm nicht gelänge, das Geld sofort zurückzubekommen. Daher schlug er jetzt einen andern Ton an.

„Wißt Ihr, lieber Meister, ich mache Euch folgenden Vorschlag: Ich trete an Stelle meines Bruders Eurer Gesellschaft bei, und Ihr offenbart mir das Geheimnis Eures Unternehmens. Unter dieser Bedingung lasse ich Euch das Geld, das Ihr von Andreas bekommen habt.“

Er legte den Kopf in den Nacken, im festen Glauben, den Meister mit seinem Anerbieten zu beglücken.

„Also, was ist das für ein Unternehmen?“ fragte er, bemüht, seine Würde zu wahren.

„Ich habe Euch bereits geantwortet“, sagte Gutenberg ruhig und fest. „Ihr werdet dieses Geld nach fünf Jahren zurückbekommen, einen Teilhaber benötige ich nicht.“

„Wa-as?“ brüllte Klaus los und sprang auf. „Ihr braucht keinen Teilhaber? Ihr braucht nur Geld? Fremdes Geld, sage ich, da Ihr an eigenem keinen Groschen habt!“

„Schreit nicht so!“ unterbrach ihn Gutenberg, „Euer Bruder ist eben erst...“

„Der Teufel soll ihn holen!“ fuhr Klaus dazwischen. „Ich will hier kein Almosen, ich verlange nur das, was mir gesetzlich zusteht. So wollt Ihr mich also nicht als Euren Teilhaber aufnehmen?“

„Nein.“ Gutenberg schüttelte den Kopf. „Das Gesetz

zwingt niemand zu einer Teilhaberschaft, der das nicht will.“

„Das Gesetz verwehrt es, sich fremdes Geld anzueignen! Dank dem Schöpfer haben wir Stadtleute unser Recht! Wir sind ehrbare Bürger und haben es uns von solchen wie euch adligen Habenichtsen erobert!“ Klaus wurde puterrot. „Ihr haltet mich nicht für würdig, Euer Teilhaber zu sein? Gut! Aber was seid Ihr schon? Ihr arbeitet als einfacher Meister wie unsereins. Dabei habe ich aber mehr Geld als Ihr Hungerleider! Kisten und Kasten sind gefüllt! Und wenn ich will . . . wenn ich will . . .“

Gutenberg saß schweigend da, die Augenlider gesenkt, und überließ es Klaus, alles hinauszuschreien, was sich in ihm angesammelt hatte.

Plötzlich begriff aber Dritzehn, daß seine Wut und seine Drohungen nicht den geringsten Eindruck auf den Meister machten. Er brach deshalb unvermittelt ab und sagte mit gespielter Herzlichkeit:

„Meister Gutenberg, ich habe mich hinreißen lassen. Verzeiht. Ihr seid fürwahr ein geachteter Mann, und ich will mich keineswegs mit Euch überwerfen.“

„Dann laßt ab von Eurer Bitte“, war die ruhige Antwort. Klaus sah ein, an diesen Mann war nicht im guten und nicht im bösen heranzukommen. Er unternahm noch einige Versuche, Gutenberg umzustimmen, aber er mußte sich von der Unbeugsamkeit des Meisters überzeugen und ging mit der Drohung davon, eine Klage einzureichen.

## BELAGERUNG

Wenige Tage nach Dritzehns Besuch erhielt Gutenberg eine Vorladung vom Stadtgericht. Er wurde beschuldigt, sich unter Ausnutzung seiner Eigenschaft als Meister das Geld eines Lehrlings angeeignet zu haben und es jetzt weder zurückgeben

noch auf irgendwelche Übereinkommen mit dessen Erben eingehen zu wollen.

Gutenberg hatte sich schon mehrfach auf den Gerichten herumschlagen müssen. Gegen ihn wurden Klagen erhoben wegen nicht fristgemäß zurückgezahlter Darlehen oder auch wegen etlicher Schimpfworte, die er in der Erregung einer leicht beleidigten Krämerseele nachgerufen hatte. Aber jedesmal war die Sache mit unbedeutenden Geldstrafen abgetan gewesen. Solche gerichtlichen Unannehmlichkeiten hatten ihm bisher wenig ausgemacht.

Der Rechtsstreit mit Klaus jedoch beunruhigte ihn. Barbara hatte Andreas' Stube abgeschlossen und den Schlüssel an sich genommen. In dem Raum befand sich die Presse mit zwei oder drei abgedruckten Seiten. Gutenberg befürchtete, daß die neugierigen Augen der Dritzehns die fertigen Abzüge sehen und sein Vorhaben erraten könnten. Wenn Klaus, der schon etwas ausgeschnüffelt hatte, die Möglichkeit bekam, in seine Gesellschaft einzutreten, was konnte ihn dann daran hindern, die fertige Erfindung an sich zu reißen und selbst zu drucken? Geld genug hatte er dazu. Die Abzüge mußten weggeschafft werden, koste es, was es wolle.

Gutenberg schickte Lorenz, um den Schlüssel zu holen, aber Barbara weigerte sich entschieden, ihn herauszugeben.

„Wenn der Prozeß stattgefunden hat, werden wir miteinander reden“, erklärte sie lakonisch.

Lorenz zeigte ihr die Faust.

„Ihr kennt Lorenz noch nicht. Er sieht nach nichts aus, aber hat's in sich! Wollen wir abwarten, wer wen um den Finger wickelt!“

Einige Tage, nachdem die Dritzehns die Klage gegen Gutenberg eingereicht hatten, aber noch bevor die Schreiber und Rechtsverdreher die untadelige Weiße des Papiers beschmutzen konnten, versammelte sich die ganze Familie der Dritzehns in der Stube des verstorbenen Andreas, um einen Belagerungsplan zu erörtern.

Wie ein König und seine Königin thronten Klaus und Barbara auf dem breiten Bett. Rundherum saß auf Schemeln die Verwandtschaft. Barbara war die Sprecherin der Frauen, die neben ihr saßen.

„Das Gericht wird natürlich auf unserer Seite sein und den Meister zwingen, mit dem Geld herauszurücken“, begann sie das große Wort zu führen. „Ich nehme an, daß mein Ehegemahl darin mit mir übereinstimmt“, fuhr sie mit einer leichten Kopfbewegung zu Klaus hin fort. „Und nicht allein das! Die Gelder, die in ein Unternehmen gesteckt werden, bringen etwas ein, und deswegen haben wir noch Zinsen zu erhalten. Ist es nicht so?“

Die Frauen nickten bestätigend mit den Köpfen.

„Ich meine“, erklärte Klaus' Schwester, „die Zinsen allein reichen nicht aus. Urteilt einmal selbst! Blei und Arbeitsgerät wurden von den allgemeinen Mitteln gekauft. Warum sollen sie dem Meister verbleiben? Soll er für sie bezahlen, wenn er uns nicht in die Gesellschaft aufnehmen will.“

„Auch Klaus sagt dasselbe!“ pflichtete Barbara bei.

Lorenz, der sich in die Stube eingeschlichen hatte, hörte diesen ganzen Disput mit an.

Noch ist nicht aller Tage Abend, dachte er.

Die mit dem Laken verhängte Presse war in eine Ecke gerückt worden. Martin Galle, ein Mann, der keine eigentliche Beschäftigung hatte und sich in alle Angelegenheiten seiner Verwandten hineinmischte, steckte seine neugierige Nase unter das Laken.

„He-he-he!“ schrie er. „Da ist ja das Ding, an dem man den Ertrag von Meister Gutenbergs Unternehmen nachprüfen kann. Sollte niemand hier sein, der uns erklären könnte, was es wert ist?“

Bei diesen Worten riß er das Tuch von dem merkwürdigen „Galgen“.

Alle drängten sich um die Presse und machten ihre Bemerkungen über sie. Zweifellos handelte es sich um keine Wein-

presse. Die auf dem Querbalken festgetrocknete Farbe und der scharfe Geruch, der von den schwarzen Flecken ausging, verrieten, daß hier etwas gepreßt wurde, das mit Weintrauben nichts zu tun hatte. Ein Fetzen weißes Papier mit darauf abgedruckten Wörtern lag neben der Presse. Klaus hob es auf und betrachtete es aufmerksam.

„Ehe!“ sagte er langezogen. „Das sieht ja nach der Grammatik des Donatus aus! Solch lateinischen Kram kenne ich noch von der Schule her. Wenn es hier darum geht, mehr von diesem Zeugs zu backen, bin ich nicht abgeneigt, Geld hineinzustecken. Die Nachfrage nach diesen Büchelchen ist derartig, daß der Gutenberg schon weiß, warum er damit so schnell wie möglich herauskommen will.“

Mit dieser Mutmaßung hatte Klaus seinen ganzen Scharfsinn erschöpft und konnte der Sache nun nichts mehr hinzufügen.

Martin Galle kam ihm zu Hilfe.

„Wieviel wir uns um das Ding hier auch herumdrehen, klug werden wir daraus doch nicht. Es muß jemand her, der damit Bescheid weiß. Ich meine, wir sollten den rufen, der das Ding gebaut hat.“

„Richtig! Richtig!“ wurde geantwortet.

„Das ist der Tischler Saspach!“

„Dann soll er herkommen!“

„Ach je, ach je!“ seufzte einer von Barbaras Brüdern. „Ich glaube nicht, daß uns das gelingen wird. Ich wohne doch gegenüber der Schenke. Gestern abend war da mächtig viel Lärm und Geschrei. Als ich einen Blick hineinwarf, um zu sehen, was los ist, da erzählte man mir, es wären zwei Saufbrüder aneinandergeraten, die hätten sich gegenseitig mit den Bierkrügen die Köpfe eingeschlagen. Einer davon war Meister Saspach. Ich glaube nicht, daß jemand, der sich das Bier durch die Schädeldecke hat eingießen lassen, imstande ist, für noch soviel Geld hierherzukommen.“

Lorenz hielt seinen Augenblick für gekommen. Er hustete,

um sich bemerkbar zu machen, und erklärte, als sich aller Augen erstaunt dem ungebetenen Gast zuwandten:

„Ich bin gerade hereingekommen. Die Tür stand ja offen. Da habe ich euer Gespräch gehört und halte es nun für meine Pflicht, euch zu Hilfe zu kommen. Wenn die gnädigsten Herrschaften gütigst . . .“ Er kniff die Augen zusammen, um erst einmal zu sehen, wie die Herrschaften diese schmeichelhafte Anrede aufnehmen würden.

„Die Herrschaften“ schluckten sie glatt. Lorenz wurde kühner:

„Wenn die allergnädigsten Herrschaften wünschen, kann ich jemand herbringen, der diese Maschine ganz genau kennt. Er leidet große Not und wäre nicht abgeneigt, die Maschine in Ordnung zu bringen. Wenn also die allergnädigsten Herrschaften wünschen . . . werden sie begreifen . . .“

Die „Herrschaften“ begriffen und wünschten. Sollte der Mann, der mit der Presse Bescheid wußte, herkommen. Sie würden ihn angemessen belohnen.

Lorenz ergriff die Gelegenheit beim Schopf.

„Soweit ich den Mann kenne, hat er Gold lieber als Silber. Und, Gott verzeihe ihm sein Mißtrauen, er wird keinen Finger rühren, bis er nicht das, was ihm für die Enthüllung des Geheimnisses zusteht, voll und ganz in Händen hat.“

Klaus brachte Barbara, die dagegen Einspruch erheben wollte, mit einer Handbewegung zum Schweigen und gab Lorenz ein Goldstück. In ihrer Lage durfte man nicht feilschen.

#### *DIE GEHEIMNISVOLLE MASCHINE*

Hans Bartel, ein Mann von Lebenserfahrung und Mutterwitz, betrachtete seine arbeitgewohnten Hände, schlug sich vor die Stirn, wo, wie er sich auszudrücken pflegte, sein Grundkapital steckte, und meinte zu Lorenz:

„Da bin ich gerade der Richtige! Die Lust soll ihnen ver-

gehen, ihre Mäuler in einen fremden Futtertrog zu stecken. Dem Meister muß geholfen werden. Seit ich weiß, worauf er aus ist, denke ich nicht mehr an sein adliges Wappenschild und bin bereit, ihm unter die Arme zu greifen. Er ist ein großer Mann! Seinem Kopf fehlt bloß eine Kleinigkeit: eine verbrämte Kaufmannsmütze mit eingewebten Goldstücken. Ich fürchte, daß er ohne eine solche nicht weiterkommt. Große Fische fängt man nicht in flachem Wasser. Da bedarf es großer Mittel und vieler Hände. Darum warte ich auch. Das Geheimnis des Meisters kenne ich, aber ich will nicht, daß es aus dem Hause kommt. Mir juckt es schon lange in den Fingern, auf dieser Presse zu arbeiten, und ich habe mir geschworen, dem Meister den verstorbenen Lehrling zu ersetzen. Nur vorläufig keinen Ton zu ihm! Noch ist es nicht soweit! Ich werde es ihm selbst sagen, wenn ich es für richtig halte.“

Hans Bartel zog sein neues Wams an und machte sich mit Lorenz auf den Weg.

Klaus begrüßte ihn sehr ehrerbietig. Hans verneigte sich und ging auf die Presse zu.

„N-ja!“ brummte er und zog die Stirn kraus, als er einige bedruckte Seiten zwischen den Platten der Lade bemerkte.

Die Frauen gaben sich einen Ruck und bekreuzigten heimlich Leib und Brust bei dem Gedanken an die Gerüchte von der Freundschaft, die Gutenberg mit dem Teufel gehabt haben sollte. Der wissenschaftliche Geselle vertiefte sich in die Einrichtung der Presse.

Klaus brach als erster das Schweigen.

„Was meint Ihr, mein Bester“, begann er vorsichtig, „wozu diese Vorrichtung dient?“

Ohne auf die Frage zu antworten, hockte sich Hans hin und begann die Presse von unten zu besehen.

Barbara machte ein finsternes Gesicht, unwillig über die überflüssige Hast ihres Mannes.

Martin Galle war am eifrigsten von allen, schnüffelte und

spähte überall umher und kam Hans mit seinen weiten Ärmeln ins Gehege.

Nachdem sich Hans Bartel die Spindel, das Setzbrett und den Rahmen mit dem Bogen Papier sowie das gegen das Verschmutzen des Papiers bestimmte Rähmchen genau angesehen hatte, machte er sich an den Hebel und versuchte ihn zu drehen. Die Spindel ging hoch.

„Bring diesen Dreck fort“, befahl er Lorenz und gab ihm die bedruckten Bogen, „ich werde gleich mit allem hier fertig sein.“

Lorenz begriff aus den Blicken seines Kameraden schnell, was er zu tun hatte. Während Hans mit der Miene eines Sachverständigen die hölzernen Füße des Untergestells besah, lief er heimlich lachend zu Gutenberg hinauf, die kostbaren Blätter an seine Brust gedrückt.

„So, so!“ murmelte Hans, mit den Fingern das Gestell abklopfend, als horche er auf den Ton.

Die Aufmerksamkeit aller im Zimmer Weilenden war auf seine Hände gerichtet. Nachdem er sich noch an den Füßen der Presse zu schaffen gemacht hatte, um Lorenz Zeit zu lassen, hinaufzukommen, räusperte er sich und erklärte mit geheimnisvoller Miene wie ein Jahrmarktszauberer:

„Fertig!“

Die Frauen gerieten in Bewegung und flüsterten aufgeregt. Die Männer drängten nach vorn. Alle wollten hören, was der Mann sagen würde.

Hans machte erst eine Pause, dann verkündete er feierlich: „Es kann losgehen!“

Die Männer sahen sich verständnislos an. Barbara preßte die Hände gegen die Brust – so stark pochte ihr das Herz. Alle fühlten: Der Augenblick war gekommen. Niemand war es leid um das Goldstück.

„Bringt Weintrauben her!“ rief Hans.

„Was?“ fragten alle wie aus einem Munde.

„Ich sollte euch doch erklären, wie dieses Ding arbeitet?“

sagte Hans auf die Presse zeigend. „Aber dazu brauchen wir Trauben. Was ließe sich sonst schon mit einer hölzernen Kelter beginnen? Ich dachte, ihr seid hierhergekommen, um einmal die Entstehung eines edlen Tropfens mitten im Winter und im geschlossenen Zimmer bewundern zu können.“

Die Verhöhnung war so offensichtlich, daß selbst der begriffsstutzige Bruder Barbaras sie merkte und ausrief:

„Himmel! Wie kannst du einem solchen Gauner erlauben, sich derartig über ehrenwerte Bürger lustig zu machen!“

„Die ehrenwerten Bürger“, erklärte Hans, „sind selbst schuld, wenn sie sich nicht mit Trauben versehen und die Gelegenheit versäumt haben, das Werk anderer auszunutzen.“

Damit suchte er das Weite.

„Haderlump!“ kreischte mit erhobener Faust Barbara von allen am lautesten. „Und du, was bist du für ein Einfaltspinsel!“ Sie kehrte die Faust gegen ihren Mann.

Klaus stand fassungslos da und verfluchte seine Leichtgläubigkeit.

#### EIN WEISER RICHTER

Seit dem frühen Morgen war Meister Kuno Noppe in schlechter Gemütsverfassung. Er knurrte die Frau an, vergoß ein Glas Wein auf dem Tischtuch, warf ein halb aufgegessenes junges Huhn dem Hund hin und ging noch vor dem Läuten zur Messe aus dem Hause. Heute hatte er eine schwierige Sache zu entscheiden.

„Nach Gesetz und Ermessen, gerecht und stets der Wahrheit entsprechend zu urteilen“, „unbestechlich und eifersüchtig die Ehre seiner Stadt zu wahren“, wie das Gerichtsstatut der Stadt Straßburg lautete, war nicht immer leicht.

Wenn Gutenberg auch nicht aus Straßburg stammte, so war er doch als Meister allgemein geachtet. Klaus Dritzehn war gleichfalls nicht der erste beste. Meister Noppe hatte die Gedenkfeier für Andreas noch nicht vergessen, wo es italieni-

schen Malvasier und so viel köstliche Leckerbissen gab, daß man meinen konnte, die Dritzehns selber trieben mit dem Orient Handel.

Besonders dachte er an sein Lieblingsgericht – Knoblauch in Zucker – und seufzte auf. Ausgerechnet solche wichtige Persönlichkeiten mußten sich in die Haare geraten!

Barbara stand am Fenster, als Meister Noppe vorbeiging und keinen Blick zu ihr hinüberwarf. Das war ein schlechtes Zeichen. Ungehalten sah sie hinter ihm her.

Bärbel war an diesem Morgen ebenfalls aufgeregt. Sie hatte den festen Entschluß gefaßt, zum Richter zu gehen und anzugeben, daß sie allein die Wahrheit über Andreas wisse, da ihr verstorbener guter Freund nur zu ihr offen gewesen war. Und natürlich auch zu Meister Gutenberg.

Sie zog ihr bestes Kleid an, streifte die Kapuze über und machte sich auf zum Rathaus. Unterwegs wiederholte sie ein paarmal vor sich hin, was sie vor Gericht sagen wollte. Aber je näher sie dem Marktplatz kam, desto schneller klopfte ihr das Herz.

Vor dem Rathaus drängte sich eine große Menschenmenge. Da waren Straßburger Schreiber, Buchausmaler, Holzschnitzer, Goldschmiede. Die Gerüchte von dem geheimnisvollen Unternehmen des Mainzers, von seinen Aufkäufen von Blei und Zinn, von der nach seinen Zeichnungen angefertigten hölzernen Maschine, von den Papierfetzen mit den darauf gedruckten Buchstaben hatten einen jeden von ihnen hergeführt. Alle dachten etwas Neues, Bedeutsames zu erfahren. Manche hofften sogar, einen wenn auch noch so flüchtigen Blick von der rätselhaften Presse zu erhaschen, über die so viel gemunkelt wurde.

Im Gerichtssaal saßen mehr als zwanzig Zeugen, darunter so gewichtige Männer wie Pater Eckert von der Sankt-Martins-Kirche, der Meister der Papierwerkstatt Antonius Heilmann, der von allen geachtete Goldschmied Dünne und sogar der Bürgermeister der Stadt Lichtenau.

Bärbel verlor allen Mut und trat in die dunkelste Ecke des Saales. Sie konnte sich nicht entschließen, sogleich zum Richter zu gehen, wie sie es doch vorgehabt hatte, und ihm die ganze Wahrheit zu berichten.

Die Verhandlung begann in der üblichen Reihenfolge. Die Anklageschrift mit der von Klaus Dritzehn erhobenen Beschuldigung wurde verlesen.

Alles schwieg und wartete gespannt auf die Erklärungen Meister Gutenbergs.

Als der Richter das mit großen und energischen Schriftzügen bedeckte Blatt Papier an die Augen führte, herrschte verhaltene Stille im Saal. Ruhig und klar wurde von Gutenberg die Sachlage dargestellt.

Andreas, der Bruder Klaus Dritzehns, war in der Gesellschaft mit der Herstellung der Waren für das Pilgerfest beschäftigt. An dem Unternehmen waren beteiligt: er, Johann Gutenberg, der Bürgermeister von Lichtenau, Hans Riffe, der junge Heilmann und Andreas Dritzehn. Der Anteil der beiden Lehrlinge betrug einhundertsechzig Gulden, achtzig Gulden von einem jeden. Später hatten dann Andreas und Heilmann den Meister inständig gebeten, ihnen das Geheimnis des neuen Unternehmens, mit dem er sich beschäftigte, zu enthüllen. Er hatte zugestimmt, und von ihnen dreien war ein neuer Vertrag aufgesetzt worden.

Nach diesem Vertrag sollte jeder der beiden Lehrlinge Gutenberg für die Preisgabe des Verfahrens, die Unterweisung darin und die Teilhaberschaft an den zu erwartenden Gewinnen zweihundertfünfzig Gulden einzahlen. Die Zahlungstermine waren im Vertrag festgelegt worden. Andreas Dritzehn starb, bevor er die erste Zahlung von fünfundachtzig Gulden geleistet hatte. Im Vertrag war vereinbart, daß im Falle des Todes eines Teilhabers sein Anteil im Unternehmen verbleiben sollte, während die andern Teilhaber verpflichtet wären, den Erben des Verstorbenen einhundert Gulden aus dem allgemeinen Fonds auszuzahlen, jedoch erst, nachdem das

Unternehmen Gewinn abzuwerfen begänne, das heißt nach fünf Jahren.

Dieser Vertrag war im Besitz von Heilmann und Gutenberg, wie ihn auch Andreas besessen hatte. Die im Saal sitzenden Zeugen könnten bestätigen, daß die Angaben des Meisters auf Wahrheit beruhten.

Nachdem diese Erklärung verlesen war, kam Bärbel zu dem Schluß, daß niemand wagen würde, einem so hervorragenden Mann wie Meister Gutenberg Unrecht zu tun. Als aber der auf der Seite des Klägers stehende Zeuge, der von allen verehrte Pater Eckert auftrat und von den letzten Stunden Andreas' und seiner Reue und seiner Rückkehr in den Schoß der Familie seines ältesten Bruders berichtete, da traten Bärbel, die ihren Freund so gut gekannt hatte, die Tränen in die Augen.

Das ist nicht wahr! wollte sie Eckert entgegenschreien. Das ist alles nicht so, wie Ihr sagt! Aber sie fand nicht den Mut, dem Gericht das laut zu erklären, was sie so lange mit sich herumgetragen und auf dem Wege hierher sich eingepägt hatte.

Der Richter kam nicht dazu, alle Zeugen zu vernehmen. Die Verhandlung sollte am nächsten Tag fortgesetzt werden.

Bärbel tröstete sich damit, daß sie morgen resoluter sein werde.

Aber die Zeit verging, die Vernehmung zog sich in die Länge. Die Zeugen erzählten umständlich und mit allen Einzelheiten, was sie von dem verstorbenen Andreas Dritzehn gehört hatten, sie verhedderten sich und schwatzten von Dingen, die mit dieser Sache nichts zu tun hatten. Einige, die schon ihre Aussage beendet und wieder Platz genommen hatten, erhoben sich abermals, weil ihnen noch irgendeine Einzelheit eingefallen war, und baten aufs neue ums Wort.

Es ging nicht ohne Gezänk und sogar großes Streiten ab. Mit Tränen in den Augen beklagte sich Lorenz Beildeck bei den Räten über Georg Dritzehn.

„Er hat mich einen Meineidigen genannt. Hat mir mit dem Galgen gedroht und mich mit gemeinen Worten beschimpft, weil ich dem Gericht die Wahrheit gesagt habe. Aber wie sollte ich anders? Der Verstorbene hat ständig bei Meister Gutenberg gegessen und getrunken. Hat ihm das mein Herr etwa irgendwann in Rechnung gestellt? Wenn es drauf und dran käme, müßten die Dritzehn noch dafür bezahlen, daß dem Lehrjungen Geheimnisse beigebracht wurden, die ihm eine große Zukunft ermöglicht hätten, wenn er nur nicht gestorben wäre. Das ist's, was ich meine.“

Ungefähr ein Jahr lang wurde prozessiert. Was hatte dieser Klaus den Schreibern nicht alles aufgegeben! Hundertachtundsechzig Seiten wurden von ihnen eng beschrieben!

Die kleine Bärbel hatte gar nicht mehr versucht, ums Wort zu bitten. Je weiter die Verhandlung fortschritt, desto mehr wurde ihr klar, daß keinem an der in ihrer Brust verborgenen Wahrheit gelegen war.

Richter Noppe fand sich in eine schwierige Lage versetzt: Meister Gutenberg benachteiligen wollte er nicht, aber den Interessen der Dritzehn entgegen zu entscheiden ging auch nicht an. In langen und weisen Reden besprach er die Sache mit seinen Räten. Endlich wurde folgendes Urteil gefällt und feierlich verlesen:

„Nachdem wir Räte die Klage, die Entgegnungen, die Aussagen, Antworten und Reden der Zeugen angehört und besonders nachdem wir den Vertrag des verstorbenen Dritzehn eingesehen haben, ist von uns nach Gerechtigkeit und in voller Kenntnis der Beweggründe wie folgt entschieden: Der Bürgermeister Hans Riffe, der junge Heilmann und Gutenberg haben vor dem Herrgott den Eid darüber abzulegen, daß alles so, wie in der Akte vermerkt, vorgegangen ist. Außerdem hat Meister Gutenberg zu beschwören, daß ihm die fünfundsachtzig Gulden von Andreas Dritzehn nicht eingezahlt wurden. Demgemäß sind die hundert Gulden, welche der Meister den Erben auszuzahlen hat, um diese Summe zu kürzen. Von

dem Augenblick der Auszahlung an kann er sich von allen Verpflichtungen gegenüber Klaus Dritzehn als frei betrachten.

Gegeben zu Straßburg im Jahre 1439.“

Fünfzehn Gulden richten Meister Gutenberg nicht zugrunde, dachte Meister Noppe auf dem Nachhauseweg, und Klaus Dritzehn kann sich nicht als die ins Unrecht gesetzte Partei betrachten.

So löste Meister Noppe die ihm gestellte schwierige Aufgabe, weder dem Kläger noch dem Beklagten großen Ärger zu bereiten.

Wer wird nach diesem ihm vorzuwerfen wagen, daß er kein weiser und würdiger Richter sei, gesetzt, „eifersüchtig die Ehre seiner Stadt zu wahren und nach Recht und Ermessen alle Bürger, große und kleine, reiche und arme, vor jeder Unbill zu schützen und gerecht und stets der Wahrheit entsprechend zu urteilen“, wie es im Zweiten Statut der Stadt Straßburg, gegeben mit Billigung des Bischofs, des Vogtes und aller angesehenen Bürger dieser Stadt im Jahre 1214 nach Christi Geburt, geschrieben steht.

#### *DIE ZINNERNE HAND*

Die fünfzehn Gulden, die Gutenberg an Dritzehn zahlen sollte, würden den Meister nicht zugrunde gerichtet haben, wenn er sie besessen hätte. Aber er besaß sie nicht. Für den Ankauf von Blei, Zinn und Firnis hatte er nicht nur alles von der Gesellschaft aufgebraachte Geld ausgegeben, sondern sich auch noch in Schulden stürzen und sich selbst im Nötigsten einschränken müssen.

Der Tod des Andreas, der Prozeß, die Schulden, die Geldnot, die Unzufriedenheit mit den Lettern – sie gerieten deswegen unscharf, weil die Bleiformen von dem heißen Zinn weich wurden –, alle diese Kümernisse, die den Meister eine

nach der andern überfielen, untergruben seine Energie und seinen Mut.

Häufig verließ er jetzt das Haus. Er schlenderte am Rheinufer entlang und folgte mit den Blicken den warenbeladenen Schiffen auf ihrem Wege nach Mainz, seiner Vaterstadt.

„Wegfahren! Alles stehn und liegen lassen!“ Voller Grimm zerrte er an seinem Bart. „Oder nach einer neuen Legierung suchen? Ja, aber woher das Geld nehmen?“

Müde und erbittert kam er dann wieder nach Hause. Angsterfüllt beobachtete Lorenz seinen Herrn und wagte nicht, zu ihm hinaufzugehen.

Die Arbeit in der Werkstatt machte ebensowenig Freude. Heilmann hatte um die Erlaubnis gebeten, zu Verwandten zu reisen. Der neue Lehrling, der Rote Fritz, ein Mensch von unvorstellbarer Eßlust, hatte ständig Streit mit Hans, indem er laut seiner Unzufriedenheit mit der Beköstigung Ausdruck gab. Hans Bartel, der verstand, wo das Geld blieb, verzog mürrisch das Gesicht und schwieg.

„Na, hast du die Wahrheit auf Erden gefunden?“ verspotteten ihn seine Freunde.

Sie bemerkten an ihm eine Veränderung und wußten nicht, womit sie zu erklären war. Nie beklagte er sich über den Meister, billigte nie freche Bemerkungen seines Arbeitsgenossen, begnügte sich mit dem sauren Wein und dem trocknen Brot, womit sie bei Gutenberg abgespeist wurden.

Wenn die Rede auf den Meister kam, zupfte dieser Auführer und Widerspenstige nur an den spärlichen Härchen seines Schnurrbarts und schwieg.

Der Rote Fritz faulenzte, lief oft von der Arbeit weg und betrank sich. Ohne auf Lorenz' Vorwürfe zu hören, brüllte er aus voller Kehle, er werde, wenn er schon bei einem so verdächtigen Mann arbeite, es sich nicht nehmen lassen, seinem Herzen nebenan in der Schenke Luft zu machen.

Auch bei der Kundschaft erregte der Meister Unzufriedenheit.

Nach seinem Prozeß, der unter den Bürgern alles mögliche Gerede hervorgerufen hatte, fingen sie an, die Werkstatt zu meiden. Barbara lief von Haus zu Haus und schwor, Gutenberg habe ihren Mann bestohlen.

„Wir haben hier in Straßburg der Meister genug, wozu müssen wir diesen aus einer fremden Stadt Gebürtigen beschäftigen!“ schrie sie außerdem.

Aber die Zeit stand nicht still. Der Meister mußte sich zu etwas entschließen. Er brauchte den freundschaftlichen Rat eines Menschen, dem die schwierige Arbeit mit dem Buch vertraut war. In der Stadt kannte Gutenberg niemand, der dafür in Frage gekommen wäre, in der Vorstadt schon gar nicht. Aber da erinnerte er sich des Bruders Laurentius im Kloster Sankt Arbogast.

Vor mehreren Jahren hatte ihn Gutenberg oft besucht, und beide hatten sie damals beklagt, wieviel Zeit das Abschreiben der geistlichen Bücher erforderte. Was hatte Bruder Laurentius für schöne Kopfleisten, Vignetten und Anfangsbuchstaben gemalt!

Das Ödland, auf dem Gutenbergs Haus stand, grenzte an die Besitzungen des Klosters, und es bedurfte nicht viel Zeit, um den Steig, der zur Klosterpforte führte, hinaufzugehen.

Der Mönch begrüßte den Besucher mit übertriebener Liebenswürdigkeit.

„Was führt den verehrten Meister in unsere Behausung? Welchem Heiligen ist es zu danken, daß er einen so bedeutenden Künstler auf den Einfall gebracht hat, einen Blick in meine bescheidene Zelle zu tun?“

Bruder Laurentius war ein kleines galliges Männchen, er hatte einen Kopf wie ein riesiger Kürbis und knorplige Ohren wie eine Fledermaus. Seine trüben Äuglein verbargen sich so tief in der schlaffen Masse von Wangen und Stirn, daß sie wie Stecknadelköpfe aussahen.

Gutenberg setzte sich auf die Bank in der Nische unter dem Kruzifix und begann von seinen Mißerfolgen zu erzählen.

„Ich habe davon gehört, ich habe davon gehört“, unterbrach ihn Bruder Laurentius, nervös an seinem Rosenkranz zerrend, „auch zu uns sind solche Gerüchte gekommen. Wollt Ihr Euch über die Kirche stellen? Euer Vorhaben ist nicht gottgefällig!“

Mißbilligend blickte er auf Gutenbergs schmale lange Finger.

„Ist es wahr, daß Ihr Zinn kauft und Euch eine dritte Hand daraus herstellt?“

„Was?“ Gutenberg glaubte nicht recht gehört zu haben, mußte dann aber lachen. „Eine Hand aus Zinn? Kein schlechter Gedanke!“

„So wird erzählt“, sagte Bruder Laurentius mit süßsäuerlichem Gesicht. „Wie verlautet, wollt Ihr mit Hilfe dieser Hand so viel geistliche Bücher abschreiben, daß sie nicht nur für alle Kirchen in Straßburg, sondern auch in anderen Städten ausreichen.“

Gutenberg lachte immer noch.

„Lacht nur, lacht!“ sagte der Mönch, immer gereizter werdend. „Nicht wenige, die äußerlich Christen sind, machen sich insgeheim über die Heilige Schrift lustig und verunglimpfen im Herzen das Evangelium.“

„Erlaubt“, sagte Gutenberg, ihn unterbrechend, aber der Mönch hörte nicht hin und fuhr fort:

„Es ziemt dem Menschen nicht, der Natur in den Arm zu fallen, das von Gott nach seinem Ebenbild Geschaffene mit dem menschlichen Verstande zu verbessern. Verstand ist Hoffart! Wehe dem, der sich einen Arm oder ein Bein einsetzt oder ein weiteres Auge in der Stirn begehrt! Kraft der Kirchengesetze und nach dem Beispiel der heiligen Väter bannen wir solche aus dem Schoß der heiligen Kirche. Möge der Zorn Gottes auf sie niederfallen! Und verflucht seien alle, die an der göttlichen Schöpfung zu deuteln wagen!“

Hochrot wie eine reife Pfefferschote fuchtelte der Mönch mit den Händen über Gutenbergs Kopf und kam ihm sogar mit seinem weiten Ärmel ins Gesicht.

„Verflucht sei ihr Eigentum und ihr Leib!“ Mehr und mehr tobte er, von der eigenen Glut entflammt.

Gutenberg stand auf und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Bruder Laurentius“, sagte er ruhig und betrübt, „wer hat Euch solche lügnerische Kunde gebracht? Und ist es etwa keine Sünde, einen Menschen zu verfluchen, der um eines Rates und eines guten Wortes willen in die Behausung eines Priesters gekommen ist?“

Feindselig blickte der Mönch den Besucher an.

„Seht“, Gutenberg streckte seine beiden Arme vor, „meine Hände sind stark, meine Muskeln haben Kraft. Was soll mir eine dritte Hand? erinnert Ihr Euch, wie wir damals vom Abschreiben geistlicher Bücher gesprochen haben?“

„Das Abschreiben der geistlichen Bücher ist Sache der Kirche. Kein Weltlicher soll versuchen, diese Regel umzu stoßen“, sagte der Mönch in lehrhaftem Ton, während er überlegte, was wohl wäre, wenn es diesem verschlossenen Mann, der das nur nicht zugeben mochte, in der Tat gelungen sein sollte, eine solche Hand aus Zinn herzustellen . . .

Gutenberg wurde es schwer ums Herz. Die Zelle mit ihrem Gewölbe und dem Weiß ihrer Wände bedrückte ihn. Ein flinker Sonnenkringel hatte sich in den schwarzen Falten der Mönchskutte verfangen und versuchte jetzt zappelnd wieder herauszukommen.

Nein, hier fand er keine Hilfe. Hier herrschten nur Habgier, Scheinheiligkeit und Stumpfsinn, gestand sich Gutenberg.

„Lebt wohl!“

Er wollte gehen, aber der Mönch hielt ihn zurück.

„Sollte es Euch dennoch gelingen, dem Fluch der Kirche zu entgehen“, sagte Bruder Laurentius, die Äuglein vor Gutenbergs durchdringendem Blick zur Seite gewandt, „so denkt an mich aus alter Freundschaft und vergeßt nicht, daß ich gute Kopfleisten und Anfangsbuchstaben zu malen verstehe!“

Gutenberg trat aus der stickigen Zelle Bruder Laurentius' in den offenen Säulengang, der in den Obstgarten führte. Der Frühlingswind trieb ihm den Duft blühender Apfelbäume in die Nase. Die Brüder Gärtner drehten sich nach dem Besucher um. In die Sonne blinzelnd, sahen sie ihm nach. Sie hatten den hochgewachsenen, schlanken Mann wiedererkannt, der trotz seiner vierzig Jahre so leicht und jugendlich ausritt.

Er verließ den Obstgarten und trat durch das Tor. Draußen setzte er sich auf einen von der Sonne erwärmten Stein und verfiel in Nachdenken.

Dieser verschlagene Mönch! Lange hat er nicht geschwankt zwischen der Vorschrift der Kirche und der Furcht, eine einträgliche Arbeit aus den Händen zu geben. Die Brüder Kopisten werden natürlich ebenso wie dieser zu Anfang gegen das Drucken geistlicher Bücher zu Felde ziehen. Aber sie wird siegen, meine Kunst! Wenn ich richtig gerechnet habe, werde ich an einem Tage mehr Blätter drucken, als ein gewandter Kopist in einem halben Jahr abschreiben kann. Andreas hatte recht, als er sagte, daß es ein großes Werk sei, das ich vorhabe.

Nur Geld mußte beschafft werden, um das Begonnene zu vollenden! An die Arbeit! Antonius Heilmann – von ihm wird er sich diese fünfzehn Gulden leihen!

Die Augen des Erfinders entbrannten in ihrem einstigen Feuer, er fühlte seine Kräfte wachsen, sprang auf und pffte vor sich hin, wie er es in frühester Jugend getan hatte.

Eine gedruckte Bibel! Ja! Sie vermag die Welt aus den Angeln zu heben! Pfeifend machte er sich auf den Weg in die Stadt.

Antonius Heilmann wohnte am Brunnenplatz. Ein schlankes Türmchen mit einer vergoldeten Kugel an der Spitze und aus Stein gehauene Figuren schmückten das Dach seines Hauses. An der Eingangstür hing ein geschnitzter Türhammer.

Auf das Pochen zeigte sich der Kopf einer Magd am Fenster. Sie führte den Besucher ins Haus und bat ihn zu warten.

In der Stube hatte sich, seitdem Gutenberg hier Andreas kennengelernt hatte, nichts verändert. Der Meister seufzte unwillkürlich, als er auf dem Wandbord noch immer dasselbe Buch stehen sah.

Antonius Heilmann kam herein. Er war nach einem reichlichen Mittagsmahl gerade eingeschlafen, als er geweckt und ihm Gutenberg gemeldet wurde.

„Der Teufel schickt ihn zu dieser Zeit!“ brummte Antonius, während er sich wieder anzog und zu dem Besucher hinausging. Sein Gesicht war noch von dem Kissen zerdrückt, aber aus seinen Augen sprach verfeinerte Höflichkeit.

Da es in dem großen Raum recht feucht war, ließ er den Kamin anheizen. Er bot Gutenberg Wein an und lenkte das Gespräch auf die Philosophie. Der alte Heilmann brüstete sich gern mit seiner Gelehrsamkeit. Die feisten weißen Hände zogen an dem vergoldeten Gürtel, der nach dem reichlichen Mahl das hübsch rundliche Bäuchlein beengte. Gutes Essen war nun einmal seine Schwäche.

Die Papierwerkstatt war in vollem Betrieb, das Geld kam leicht herein, so daß Heilmann genügend Muße fand, sich sowohl philosophischen Gedanken als auch seiner Verdauung hinzugeben. Was bei dieser doppelten Beschäftigung herauskam, ließ seine Figur erkennen. Sein Rock aus vorzüglichem Tuch spannte sich über wabbligen Speckfalten.

Antonius sprach mit leiser und gleichmäßiger Stimme, als läse er aus einem langweiligen Buch vor.

Er erging sich in Reden über das, was augenblicklich die meisten Gemüter bewegte – über die Kirche, ihre Diener, die Zwistigkeiten zwischen dem Papst und dem Konzil zu Basel, über die Notwendigkeit einer umfassenderen Reform, als sie im vergangenen Jahr auf dem Konzil zu Mainz beschlossen worden war. Dann kam er auf sein Steckenpferd zu sprechen: die Lehre Platos, den er über alle anderen Weisen stellte.

Gutenberg war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und erhob keine Einwände. Als aber die Rede auf die Bücher Platos und Aristoteles' kam, hielt er den Augenblick für gekommen, von seiner eigenen Angelegenheit zu sprechen. Er holte weit aus, bemüht, das Interesse seines Freundes für sich zu gewinnen.

Antonius, von seiner Redseligkeit erschöpft, hörte jedoch nur zerstreut zu. Er hielt zwischen zwei Fingern den Kristallrömer und fand an dem Lichterspiel in dem rubinroten Wein sein Gefallen. Als er begriff, worauf der Besucher hinauswollte, ließ er noch mehr italienischen Malvasier kommen, füllte bei sich nach – Gutenbergs Glas stand noch unberührt – und brachte höflich das Gespräch auf seine Papierwerkstatt.

„Ja“, seufzte er, in kleinen Schlucken genießerisch den duftenden Wein schlürfend, „eine jede Werkstatt verlangt Geld, Geld und nochmals Geld. Mein Verwalter läßt mir keinen Tag Ruhe. Man weiß nicht, wo den schnöden Mammon hernehmen! Leider bin ich kein Alchimist.“

Gutenberg fühlte sogleich, daß Antonius ihn absichtlich nicht verstehen wollte, und begann über die Gerichtsverhandlung zu sprechen und über die Unannehmlichkeiten, die ihm aus diesem Prozeß erwachsen waren.

Antonius nickte vage mit dem Kopf, und es blieb ungewiß, ob er die Meinung des Freundes billigte oder verurteilte.

„Richter Noppe – ich habe immer gesagt, er ist ein sehr besonnener Mann... Fünfzehn Gulden ist wahrhaftig nicht viel.“

„Aber ich habe sie nicht!“ stieß Gutenberg hervor, von dem Gleichmut Heilmanns aufgebracht.

Antonius überhörte die Worte, erhob seinen Pokal und wies liebenswürdig nickend zu dem noch vollen Glas seines Gastes hin.

Gutenberg schob seinen Pokal zurück. Über das gepflegte Gesicht Heilmanns glitt der Ausdruck höflicher Langeweile.

„Mein Bruder sagt mir“, bemerkte er, „daß Ihr fast niemals

in Eurer Werkstatt seid. Da ist es kein Wunder, wenn Euer Geschäft nicht vorankommt.“

Seid Ihr denn in Eurer? wollte ihm Gutenberg entgegen-schreiben, beherrschte sich aber.

Antonius, der den Gedanken des anderen erriet, meinte un-zufrieden:

„Ich brauche nicht viel. Ein gutes Essen, ein Bett, zwei, drei Freunde, die mich nicht mit ihren Bitten belästigen . . .“

Er merkte, daß er zuviel gesagt hatte, aber es war zu spät. Gutenberg sprang auf und antwortete, jede Silbe betonend und dem Hausherrn gerade ins Auge blickend:

„Ihr haltet Euch für einen aufgeklärten Philosophen und seid doch nichts als ein Klumpen geronnenes Fett!“

Antonius warf sich beleidigt in seinem Sessel zurück.

„O-o!“ gackerte er los. „Was wollt Ihr denn eigentlich von mir? Wer wird denn seine Ärmel an den Rock eines andern nähen? Ich habe soviel gegeben, wie ich konnte, aber im Augenblick habe ich einfach keinen Pfennig . . .“

Gutenberg verabschiedete sich und ging zur Tür. Antonius begleitete ihn bis zur obersten Treppe, worauf sie kühl auseinandergingen.

Wer wird denn seine Ärmel an den Rock eines andern nähen . . . Gutenberg las diese Redensart in den Augen eines jeden, an den er sich mit der Bitte um Hilfe wandte. Straß-burg wurde ihm fremd. Es zog ihn wieder nach seiner Vater-stadt, nach der schönen Stadt Mainz.

#### *DIE ARMAGNAKEN*

Kaiser Friedrich III. hatte keine Ahnung davon, daß irgend-wo in einer kümmerlichen Behausung neben dem Kloster Sankt Arbogast seit langem ein gewisser Meister Johann Gutenberg wohnte und arbeitete. Ebenso wenig dachte Meister Gutenberg an Friedrich. Aber die Zeit und die Ereignisse

verknüpften sie miteinander, und die unüberlegten Handlungen des einen wirkten sich auf das Schicksal des andern aus.

Getrieben von dem Verlangen, die Besitzungen der Habsburger abzurunden, beschwor der Kaiser nach seiner Thronbesteigung offene Feindseligkeiten mit der Schweiz herauf. Er wandte sich um Unterstützung an den König von Frankreich, Karl VII., der ihm ein Heer von vierzigtausend Mann unter dem Kommando des Thronfolgers schickte, um mit dem Habsburger zusammen das standhafte, tapfere Alpenvolk zu unterwerfen.

Die Armagnaken, französische Söldner, so genannt nach dem Grafen von Armagnac, in dessen Diensten sie standen, ähnelten mehr Räuberbanden als einem regulären Heer. Den kriegerischen Widerstand der Schweizer zu brechen, waren sie außerstande. Die Sankt-Jakobs-Kapelle an der Birs war Zeugin einer blutigen Schlacht, nach der die Armagnaken ins Elsaß zurückwichen und die friedliche Bevölkerung ausplünderten. Im Laufe weniger Jahre verwüsteten ihre Horden das reiche Gebiet, sie trieben das Vieh fort, holten sich das Korn, zerschlugen die Weinfässer, zerstampften die Saaten. Die Bewohner der Städte und Dörfer ächzten unter dem Joch der ihnen aufgebürdeten Lasten.

Auch die Stadt Straßburg entging nicht dem allgemeinen Schicksal. Trotz ihrer aus Stein erbauten Häuser, ihres tiefen Grabens, der starken Mauern und Türme mit Schießscharten unterlag sie dem Ansturm der Raubgesellen.

Ihnen voraus eilten Gerüchte: Die Armagnaken kommen, die Armagnaken sind vor den Toren, die Armagnaken sind drauf und dran, Straßburg bis auf den Grund niederzubrennen.

Gebracht wurden die Gerüchte von Bettlern, Landstreichern, von desertierten Söldnern und zugrunde gerichteten Bauern, die sich in hellen Haufen auf der Suche nach einem Stück Brot auf den Landstraßen herumtrieben.

Die reichen Kaufleute bangten um ihre Habe. Eine Zeit-

lang wurde sogar der Hader zwischen Meistern und Gesellen vergessen. Die Zünfte vereinigten sich im Kampf gegen den gemeinsamen Feind. Der Rat der Stadt erließ eine Verfügung nach der andern: Alle Zugewanderten, ausgenommen die Bürger, sollten die Stadt verlassen. Verzeichnisse von jenen waren aufzustellen, die Pferde hielten. Die Tore waren geschlossen zu halten, und niemand durfte ohne besonderen Passierschein eingelassen werden. Von jeder Straße waren die im Besitz von Bürgern befindlichen Panzerhemden einzusammeln und den Hauptleuten der Bürgerwehr und den Vorstehern der Stadtviertel auszuliefern, auf jedem Hof Fässer mit Wasser bereitzuhalten.

Die Leute von der Bürgerwehr schliefen in Kettenhemden, jeden Augenblick zur Verteidigung bereit. Niemand wagte sich aus der befestigten Stadt.

Am frühen Morgen zogen die Armagnaken vor Straßburg, beschlossen aber, nicht sofort über die Stadt herzufallen, da das für seine Schätze berühmte Kloster Sankt Arbogast zuerst ihre Aufmerksamkeit anzog.

Die Klosterbauten lagen auf einer von der wasserreichen Ill umflossenen Anhöhe. Hinter dem Fluß erstreckten sich über weite Strecken sumpfige, fast unpassierbare Niederungen. Dieses natürliche Hindernis bedeutete für das Kloster einen vorzüglichen Schutz. Und dennoch war es für die Plünderer zugänglicher als die Stadt mit ihren zinnengekrönten Mauern, ihren geschlossenen Toren, dem Graben und den bis an die Zähne bewaffneten Bürgern.

Die Bewohner der Vorstadt flüchteten mit ihrer Habe in alle Windrichtungen. Niemand bewahrte und verteidigte sie vor dem feindlichen Überfall. Die Armen gaben sich der Hoffnung hin, daß ihre Hütten den Räubern kein Anreiz sein würden. Dafür gab es doch die Häuser der Kaufleute und Adligen, wo sich die „armen Irren“, die „Armegecken“, wie das Volk die Armagnaken nannte, nach Herzenslust gütlich tun und für ihr Hundeleben schadlos halten könnten.

Aber den Besitz der Reichen schützten die zinnengekrönten Mauern der Stadt. Dahin sollte erst einmal einer gelangen!

Gutenberg gehörte zu denen, die in der Vorstadt verblieben. Er wollte seine Vorräte an Zinn und Blei, den Setzkasten mit den Lettern und das andere zum Drucken erforderliche Gerät nicht im Stich lassen. Besorgt horchte der vereinsamte Erfinder auf den sich nähernden Lärm.

Die Klosterwache setzte den Belagerern den heftigsten Widerstand entgegen. Der Prior, im Kettenhemd unter der Mönchskutte, hatte befohlen, die wertvollsten Gegenstände in Verstecke zu bringen und einzumauern. Pfeile, Spieße, Schwerter, Armbrüste, sogar das schwarze, körnige Pulver – das eben erst in Gebrauch gekommene Schießpulver –, alles wurde an den Klostermauern in Anwendung gebracht.

Die entfesselten, den verschiedensten Völkerstämmen angehörenden Söldner, die nichts anderes als Plünderung kannten, ertranken zu Hunderten im Fluß, zu Hunderten kamen sie an den hohen Klostermauern um, und trotzdem rückten sie vor, weil es keinen anderen Weg für sie gab.

Glutrot und unheilverkündend ging die Sonne unter. Die dem Überfall vorausgegangenen Tage waren drückend heiß gewesen, und trüber Dunst hatte vom frühen Morgen an über der Erde gelagert. Aus den sumpfigen Niederungen der Ill stiegen Nebelschwaden auf und vermischten sich mit dem Brandgeruch und dem Gestank glühenden Eisens.

Die weniger Mutigen unter den Armagnaken, die es vorzogen, sich nicht an dem Sturm zu beteiligen, durchschwärmten die Vorstadt und schlepten davon, was immer ihnen in die Hände fiel.

Hühner, Gänse, Enten flatterten gackernd und schnatternd unter den Füßen der schmutzigen, zerlumpten Soldaten hoch, entrissen sich ihren Händen, an denen schon goldene Ringe und Armbänder blitzten.

Die armen Leute, die in der Vorstadt verblieben waren, wagten sich nicht auf die Straße.

„Erbarmen! Großer Gott! So helft doch!“ kreischte plötzlich eine weibliche Stimme.

Aus einer der armseligen Behausungen stürzte barfuß und mit aufgelösten Haaren eine Frau in langem weißem Hemd auf den Hof.

„Heiligste Jungfrau, Mutter Gottes!“ schrie sie, daß es allen durch Mark und Bein ging. „Straft die Gottlosen! Wer hat uns dieses Kreuz auferlegt? Wer hat dieses Unglück über unschuldige Menschen, die im Schweiß ihres Angesichts arbeiten, heraufbeschworen? Fluch den Ketzern und Schwarzkünstlern! Brüder, rettet, helft!“

Lange noch hätte die Rasende, über den Einfall der fremdstämmigen Soldaten zu Tode erschrocken, gekreischt, wenn nicht einer der Armagnaken in den Hof hineingesehen hätte. Als er die Tobende erblickte, warf er ihr zum Spaß eine glimmende Fackel an den Kopf.

Das flatternde Haar der Frau flammte wie trocknes Stroh auf. Die Unglückliche brüllte vor Schmerz. Hier und da zeigten sich in den Fenstern Gesichter von Neugierigen, aber niemand wagte, ihr zu Hilfe zu kommen. Die Alten schwätzten von einer Feuersäule, zur Abschreckung der Menschen herniedergesandt. Einige Augenblicke noch rannte die in Flammen gehüllte Frau die Gasse entlang, dann stürzte sie zu Boden. Das von ihrem Leib noch nicht gesättigte Feuer sprang auf das Dach eines Speichers und eines Schuppens über und erfaßte einen Stall. Das Brüllen des toll gewordenen Viehs versetzte Mensch und Tier in Panik. Ein riesiger Bulle durchbrach alle Schranken, sprang auf die Straße und jagte dahin, alles, was ihm in den Weg kam, unter seinen Füßen zertrampelnd. In der Straße, die wie ausgestorben gewesen war, entstand im Nu ein wüstes Durcheinander. Die Flammen griffen von einem Dach auf das nächste über. Schreiend und fluchend stürzten die Bewohner aus ihren Häusern, greinende Säuglinge auf den Armen, und schleiften zerrissene Federbetten und Kissen hinter sich her. Rauch stieg auf, und feurige Funken

stoben durch die Luft. Aus allen Dachluken starrten angst-verzerrte Gesichter. Ein jeder fürchtete für sein Haus. Der Wind half noch dem Feuer, die Vorstadt einen Raub der Flammen werden zu lassen.

Die Armegecken, die für nichts und wieder nichts dem französischen Adel ihre Haut verkauft hatten, durch den Wein, das Blut und den Rauch zu Tieren geworden, raubten, was ihnen in die Hände fiel, und verstümmelten oder töteten jeden, der Widerstand zu leisten versuchte.

Blut von abgestochenem Vieh, stiebende Federn, Geflügel, das gleich im Gehen gerupft wurde, Scherben, Fässer ohne Boden, Wein, der über zerzauste Bärte und bunte, zerschlissene Atlasröcke floß – das ergab im Verein mit dem Quieken von Schweinen, mit Fluchen und Gelächter, Schlägerei und Messerstechen das Bild des hinter den Gärten aufgeschlagenen Lagers der Armagnaken.

Gegen Abend legte sich der Wind. Die Verzweiflung und die Wut der obdachlos Gewordenen war grenzenlos. Sie lechzten danach, die Schuldigen zu finden, ihre Wut an ihnen auszulassen und Rache für das Unglück zu nehmen.

Der Rote Fritz, auf ein riesiges Bett gestiegen, das von irgendeinem handfesten Kerl aus dem Feuer gezogen worden war, versammelte einen Haufen Leute um sich und schrie etwas von ranzigem Fett, das ihm bei seinem Meister vorgesetzt worden sei. Er brannte geradezu vor Verlangen, aller Welt zu berichten, was er aus diesem Hause Verdächtiges wußte. Aber er wußte nicht das geringste, da er sich für nichts anderes als für die Schenke interessierte. Die Menge jedoch verharnte erwartungsvoll. Nun erinnerte er sich der albernen Klatscherei über die Hand aus Zinn und begann davon zu erzählen. Das wurde von der Menge aufgegriffen, und schon hatte man den Schuldigen an dem ganzen Unglück gefunden.

Fünf Männer, fünf verzweifelte, unvernünftige Schelme, machten sich mit dem Rädelsführer an der Spitze zum Hause Gutenbergs auf.

Er saß in seiner Stube, wohin die Presse gebracht worden war, und sortierte Lettern. Als er Schreie und Verwünschungen hörte, sah er hinaus und erblickte das Häuflein erregter und halb betrunkenen Männer. Sie waren in den Graben geraten, der unter den Fenstern verlief, und mühten sich fluchend, aus ihm herauszukommen. Einer von ihnen drohte mit der Faust und nannte den Meister einen Ketzer und Schwarzkünstler.

Gutenberg hielt es für ratsam, sich nicht mit ihnen einzulassen. Er packte die Lettern in den Setzkasten, steckte ihn in einen Sack, den er auf den Rücken nahm, und ging auf den Gemüseacker, um sich vor den ungebetenen Gästen zu verbergen.

Nur Lorenz war noch im Hause. Hans Bartel war auf die Straße geeilt, als das erste Dach Feuer gefangen hatte. Zusammen mit einer Schar junger Burschen versuchte er der wütenden Flammen Herr zu werden.

Lorenz hatte sich in seine Kammer verkrochen, den Kopf unters Kissen gesteckt und murmelte Gebete.

Einer der Zerlumpten schlich sich näher an die Fenster des Anbaus heran und warf einen Stein. Lorenz klapperten vor Angst die Zähne. Er vergrub seine Nase noch tiefer und flüsterte mit zitternden Lippen: „Laß es vorübergehen, Herr, laß es vorübergehen.“

Aber der Herr ließ es nicht vorübergehen.

Nach dem ersten Stein kamen ein zweiter und ein dritter geflogen. Grobe Stimmen waren vernehmbar, der Rote Fritz schlug mit der Faust gegen die Tür und verlangte den Meister.

Lorenz kroch aus seiner Ecke hervor und flüsterte stotternd, außer ihm, dem unglücklichen Bedienten, sei niemand im Hause, und er wisse von nichts und habe überhaupt keine Ahnung und bete nur zum lieben Gott, am Leben gelassen zu werden.

Als die Kerle sahen, daß der Meister entkommen war, sein Haus aber heil und unbeschädigt geblieben, fluchten sie auf

den Hexenmeister, der durch Zauberei sein Hab und Gut vor dem Feuer in Sicherheit gebracht habe.

Weithin sichtbar stand das einsame Gebäude und reizte mit seiner Ruhe die Menschen, die von ihren durch die Feuersbrunst verheerten armseligen Behausungen herkamen.

„Niederbrennen müßte man sein Haus!“ wurde von einem gerufen. Ein anderer pflichtete ihm bei, und ein dritter kam schon mit einem flammenden Scheit gelaufen.

Es wurde dunkel. Am Himmel zeigte sich schüchtern der Mond, aber Gutenberg hockte mit seinem Sack auf der Schulter noch immer am Zaun des Gemüsegartens. Die Schimpfworte waren verstummt, die Kerle davongegangen, aber es zog ihn nicht ins Haus. Er ließ seinen Blick über die in einer Grube zwischen Abfällen liegenden Scherben gleiten. Wie Edelsteine funkelten sie im Mondschein. Plötzlich verspürte er starken Brandgeruch und sah, wie dicke schwarze Rauchwolken langsam über dem Dachfirst emporstiegen und helle Flammen hier und da unter der Bedachung hervorzüngelten.

Als Gutenberg begriff, daß das Haus brannte, war er mit einem Satz auf den Beinen.

Die Presse . . . die Presse . . ., hämmerte es in seinem Kopf.

Er lief, so schnell er konnte, rannte quer über die Beete, zertrat mit den Stiefeln die zarten Gurken und Kürbisranken. Die zäh haftenden Stengel der Bohnenpflanzen hemmten seine Schritte, der schwere Sack schlug ihm gegen den Rücken.

Bloß noch zurechtkommen . . . bloß noch zurechtkommen!

Immer mehr Rauchwolken stiegen auf, sie verhüllten die Fenster, das Dach und die Schornsteine. Die hereinbrechende Nacht wirkte fahl gegen die sich ballende Finsternis. Nicht einmal die Flammen konnten daraus hervorschlagen.

Stolpernd lief Gutenberg weiter, ohne auf den Weg zu achten, stieß mit dem Fuß gegen etwas Weiches, fluchte und rannte und rannte. Erstickend vor Rauch und Ruß, riß er die Tür auf und stürzte die Treppe hinauf in die Stube, wo die Presse stand.

Lorenz kauerte unter Klettenblättern in einer Mulde, fluchte auf die französischen Söldner, den jämmerlichen Kaiser und alle deutschen Fürsten, die ständig Zwistigkeiten und Kriege anzettelten, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Sie ereilten ihn in Gestalt eines Fußtritts zwischen die Schulterblätter. Da ihm der Stiefel bekannt vorkam, sprang er hoch, setzte sich aber, von Entsetzen gepackt, sogleich wieder hin. Das ganze Gebäude war in schwarzen Rauch gehüllt, Feuer umloderte das Dach und schien es mächtig eilig zu haben, es einstürzen zu lassen. Aber das Haus hielt stand, und Lorenz sah, wie der Meister auf die Tür zurannte und in einer Rauchwolke verschwand.

„Hilfe!“ schrie Lorenz verzweifelt und warf sich seinem Herrn nach. „Gute Leute, helft!“ jammerte er. „Leute!“

Aber keiner antwortete. Niemand wollte etwas mit den Einsiedlern auf dem Ödland zu tun haben.

Am hellsten brannte der Anbau, der seinerzeit von Andreas bewohnt worden war. Die ausgetrockneten Bretter hatten zuerst Feuer gefangen. Die Flamme stieg an ihnen hoch, krallte sich gleich einem grausamen roten Tier mit zottigen Pfoten an der Wand empor. Feurige Zungen sprangen wie vom Winde hin und her bewegte Schaubudenfetzen unter dem Dach hervor. Der Diener bekam von dem beißenden Rauch, von der ihn erstickenden Hitze einen Hustenanfall.

„Edler Herr! Edler Herr!“ jammerte Lorenz, der es nicht wagte, sich dem Meister in diese wahre Hölle nachzustürzen. Er fiel auf die Knie, barg das Gesicht in den Händen und erstarrte vor Entsetzen.

Jetzt begann das Dach des Anbaus einzustürzen. Prasselnd zerbarsten einer nach dem andern die Ziegel und fielen herunter.

Gutenberg kämpfte sich nach oben durch. Er umfaßte die schwere Presse mit den Armen und schleifte sie zur Tür, in

den dicken schwarzen Rauch hinein. Die Hitze und der Ruß benahmen ihm den Atem, ihm wurde schwarz vor Augen. Die Hitze sengte seine Kleider, die Stufen krachten unter seinen Füßen.

Nur schnell, nur schnell . . . Noch eine Minute . . . Sie darf nicht verbrennen, sie darf nicht . . . Röchelnd bewegte er ruckweise die Presse vorwärts und versuchte den Kopf aus dem stinkenden Qualm herauszuhalten. Dann vermeinte er in einen roten Nebel hineinzustürzen . . . zwischen Blitzen, während er langsam unter dem Gewicht seines Körpers die Knie beugte, an die kostbare Last geklammert.

Noch ein Augenblick – und der Meister wäre mitsamt der Presse und dem Treppengeländer in die Tiefe gestürzt, doch da wurde er von zwei Armen um den Leib gepackt. Er wollte aufschreien, vermochte es jedoch nicht: ihm schwanden die Sinne.

Als Gutenberg wieder die Augen öffnete, erblickte er über sich Lorenz und Hans Bartel, die ihn mit kaltem Wasser besprengten. Er lag auf Lumpen gebettet zwischen Unkrautgestrüpp. Sich aufsetzend, strich er mit der Hand über die Augen.

„Wie ist das alles gekommen?“ fragte er und rieb sich die Stirn. „Ich bin ja beinahe erstickt.“

Lorenz wollte erzählen, aber Hans unterbrach ihn:

„Das nachher! Jetzt müssen wir überlegen, was weiter zu tun ist!“

Gutenberg sah ihn an wie ein Kind, das plötzlich von einem Fremden eine Rüge erhalten hat.

„Jawohl, Meister, wir müssen darüber nachdenken, was nun wird!“ fuhr Hans fort. „Das Haus ist abgebrannt. Ich kam noch gerade zurecht. Lorenz versuchte das Feuer mit seinen Tränen zu löschen, aber die reichten nicht aus. Noch einen Augenblick, und Ihr wäret wie ein armer Sünder ohne Beichte zur Hölle gefahren. Mein Rat ist, sich so schnell wie möglich von hier wegzuscheren, bevor sich das unglückselige Volk erneut auf die Suche nach einem Schuldigen macht.“

„Was meinst du denn?“ fragte Gutenberg unschlüssig. Er staunt sah er seinen Gesellen an, mit dem er so lange unter einem Dach gewohnt hatte und den er so wenig kannte.

„Ich meine“, sagte Hans, „daß es gut wäre, möglichst weit von hier wegzukommen.“

„Wohin?“

„Sollten wir wirklich in unserem Mainz keinen Winkel finden, wo mit diesem ganzen Gut etwas anzufangen wäre?“ Er zeigte auf den Kasten mit den Lettern, der sich im Morgengrauen kaum merklich vom Erdboden abhob.

Jetzt erst begann sich Gutenberg zu erinnern: Wie er durch dieses Gestrüpp gelaufen war, worin er jetzt saß, zerschlagen, rauchgeschwärzt und versengt. Er erinnerte sich, wie er die kostbare Presse hatte retten wollen und wie ihm die Sinne schwanden. Er erinnerte sich, wie er von jemand gepackt und aus dem Rauch getragen wurde. Er blickte auf die Gestalt des Gesellen, der da neben dem schlafenden Lorenz saß, und dachte:

Der Mann dort hat einige Jahre neben mir gelebt. Wer ist er? Was ist er? Warum hat er mich und meine Gerätschaften gerettet?

Der Kasten mit den Lettern, die Presse, die Packen bedruckter Blätter – alles war da, zusammengetragen.

Und wie als Antwort auf seine Gedanken sagte Hans Bartel:

„Ich habe nur auf eine passende Gelegenheit gewartet, Meister, um mit Euch zu sprechen. Wenn Ihr Euer Werk fortsetzen wollt, so nehmt mich zum Gehilfen. Das wollte ich Euch schon lange sagen.“

Es wehte ein frischer, kühler Wind. In den sich rötenden Himmel ragten schwarz wie verfaulte Zähne die Trümmer des Hauses. Irgendwo in der Nähe weinte ein Kind. Stimmen waren zu hören, Schafe blökten. Ein Hahn krächte, und erbarmungslos strahlte der junge Tag auf den Jammer des menschlichen Lebens.

Durch den gelblichen Schleier des Morgennebels und des sich über der schwelenden Brandstätte kräuselnden Rauches erschien dem Meister das blasse Gesicht des Gesellen mit der langen, breiten Narbe völlig fremd. Wie scharf und ernst war der Blick der klugen, lebhaften Augen! Wieviel Entschlossenheit und Charakter verbargen sich in den feinen, zusammengepreßten Lippen!

„Ihr braucht einen vollen Geldbeutel und einige zuverlässige Hände, Meister“, fuhr Hans überzeugt fort. „Ohne beides ist ‚es‘ nicht flottzumachen.“

Unter „es“ verstand Hans das Unternehmen.

„Woher weißt du das alles?“ fragte Gutenberg.

„Woher?“ Die Lippen des Gesellen verzogen sich ein wenig spöttisch. „Ich weiß schon seit einigen Jahren davon.“

„Und hast so lange geschwiegen?“ entfuhr es Gutenberg unwillkürlich.

„Wenn ‚es‘ mit den Kräften eines einzelnen zu verwirklichen wäre“, antwortete Hans, ohne die Augen niederzuschlagen, „hätte ich mir das Geheimnis angeeignet und wäre damit in eine andere Stadt gegangen. Aber mit ‚ihm‘ geht das nicht. ‚Es‘ verlangt viel Geld und viele Hände.“

Hans sagte „es“ und „ihm“, als ob er sich scheute, die neue Kunst bei ihrem Namen zu nennen.

„Du hast also an mich geglaubt?“ fragte Gutenberg.

„Ich glaube ‚daran‘“, antwortete Hans, von der Erde aufstehend und sich die verbrannten Finger reibend. „Nur müssen wir so schnell wie möglich von hier fort.“

Jetzt begriff Gutenberg, woher dieser Geselle so überzeugt war und weshalb er so unbefangen wie mit seinesgleichen sprach.

Ihm liegt meine Angelegenheit am Herzen, dachte der Meister und streckte Hans seine Hand hin. Dieser arme Schlucker, ein Mann von niederer Herkunft, stand ihm jetzt näher als der geachtete Bürger oder Kirchenfürst.

„Gut, Hans. Schwöre, daß du treu bleiben wirst – nicht

mir, nein, nein –, der Sache treu bleiben wirst, ebenso wie ich. Wir zusammen werden sie zu Ende führen.“

„Meister, ich habe auf mein Leben erst von dem Augenblick an Wert gelegt, als ich von ‚ihm‘ erfuhr. Glaub mir!“ Hans ergriff die ihm dargebotene Hand.

Der erste Strahl der Morgenröte ließ ihre Gesichter rot aufleuchten.

„Erhebe dich, Sohn Adams!“ sagte Gutenberg frohgestimmt, den schlummernden Lorenz an der Schulter rüttelnd. „Wir haben beschlossen, in unsere Vaterstadt zurückzukehren. Zwar ohne Ruhm, ohne Geld, aber, hol’s der Teufel, diese Siebensachen“ – er zeigte auf den Kasten und die Presse – „werden wohl mehr wert sein als jegliche Reichtümer! Treibe uns so schnell wie möglich ein Pferd und zwei Maultiere auf.“

„Ein Pferd und zwei Maultiere?“ fragte Lorenz verwundert. „Wir kommen doch mit einem aus.“

„Allerdings, wenn du ein Pferdchen sein und hinter uns herspringen willst!“

„Und für wen ist das zweite?“ fragte der Diener mit einem Blick auf Hans.

„Für den Hauptgehilfen Meister Gutenbergs“, vernahm er die kurze Antwort und begriff, daß sich in dem Verhältnis seines Herrn zu Hans allerhand geändert hatte.

Aber mit Mühe fand er ein einziges Maultier. Alle Pferde waren von den Armagnaken geholt worden.

Eine Stunde später wirbelte das hagere Tier, nicht mit Waren, sondern mit einer völlig ungewohnten Last beladen, den Straßenstaub hoch und entfernte sich mit jedem Schritt weiter von Straßburg.

Vornweg schritt, auf einen Knotenstock gestützt, ein hochgewachsener Mann in versengter Kleidung. Der Wind ließ seinen Mantel flattern. Die steinige Straße führte steil bergan.

## DRITTER TEIL

### *DAS WIEDERSEHEN DER FREUNDE*

Konrad Humery, Doktor der Gottesgelahrtheit, trat durch eine Seitentür der Sankt-Stephans-Kirche auf die Straße, denn in der Vorhalle und im Haupteingang staute sich die Menschenmenge. Er schämte sich des Schauspiels, dem er soeben beigewohnt hatte.

Das Eselsfest nannte sich diese unvernünftige Zeremonie. Das einzige vernünftige Wesen dabei war wohl das Grautierchen, das gutmütig mit den Ohren wackelte. Mit Schellen und bunten Bändern geputzt, trug es auf seinem Rücken das Bäckerstöchlein, das die Jungfrau Maria darstellte. In langer Kette folgten dem Esel vermummte Mönche mit Kerzen in den Händen. Sie brüllten nach Eselsart und sangen mit näselnder Stimme:

Orientis partibus,  
Adventavit asinus  
Pulcher et fortissimus,  
Sarcinis antissimus!\*

Humery beschleunigte seine Schritte, um dieser Geschmacklosigkeit so schnell wie möglich zu entrinnen. Einfach unvorstellbar, daß diese ganze blöde Prozedur ihr schriftlich festgelegtes kirchliches Reglement besaß!

Er schüttelte den Kopf, ihm war trotz des Frostwetters heiß geworden. Dazu hatte er nicht in Bologna studiert, um,

\* Der Sonnenaufgang leuchtet über der Ankunft des schönen und gewaltigen Esels mit der allerheiligsten Last auf dem Rücken.

in seine Vaterstadt Mainz zurückgekehrt, angesichts der geistigen und moralischen Verkrüppelung von Priestern, die solchen Unfug zuließen, gleichgültig zu bleiben! Aber wie war dagegen anzukämpfen? Aufgeklärte Männer, gewillt, einander zu unterstützen, gab es viel zuwenig.

Seufzend rückte Humery das Barrett auf seinen schon ergrauenden Haaren zurecht und schritt langsam dem Hauptplatz zu.

Die Bildung, die er in seiner Jugend so sehnlich erstrebt hatte, bürdete ihm eine große Verantwortung auf. Er schrieb Bücher über den Verfall der Sitten innerhalb der Geistlichkeit, aber diese Schriften gelangten nur sehr schwer in die Hände der Leser. Das Abschreiben dauerte viel zu lange. Ein Buch, das von ihm vor sechs, sieben Jahren geschrieben war, hatte noch keineswegs alle Gesinnungsgenossen erreicht.

Am Rathaus blieb er stehen. Es war ein düsteres zweistöckiges Gebäude mit vier Türmchen an den Ecken. Von hier aus öffnete sich ein weiter Blick auf die dicken Stadtmauern, die zahlreichen Wachttürme und die auf den Rhein hinausgehenden Forts.

Die Türen des Rathauses waren verschlossen. Erst jetzt erinnerte sich Konrad Humery, daß die Angelegenheit, die ihn hergeführt hatte, eben dieses Feiertags wegen, der ihn vorhin auf dem Platz vor der Kirche so erregt hatte, verschoben worden war.

Humery hatte sich noch keine drei Schritte entfernt, als ein hochgewachsener Mann mit dichtem Bart zum Rathaus kam und sich gleichfalls vor verschlossenen Türen fand.

Noch ein Zerstreuter! dachte Humery und betrachtete den Unbekannten genauer. Sollte es möglich sein?

Er ging zurück.

Nun, natürlich, es war Henne! Die hohe Stirn, der feurige Blick! Wer sonst könnte solche Augen haben! Aus Tausenden hätte er ihn erkannt!

„Henne! Wie kommst du hierher?“

Konrad streckte ihm beide Arme entgegen, um ihn zu begrüßen.

Gutenberg erkannte gleichfalls seinen alten Schulfreund und war hocherfreut.

„Die Augen, die Augen sind dieselben geblieben, trotz des Bartes und der Falten!“ sagte Konrad, den Freund umarmend. „Was für eine Freude, dich wiederzusehen! Erzähle, wo du so lange gewesen bist! Fünfzehn Jahre sind das ja seit unserem letzten Beisammensein.“

„Vielleicht sogar noch mehr!“ erwiderte Henne.

Sie gingen zusammen die Straße hinunter.

„Ich bin die ganze Zeit in Straßburg gewesen“, berichtete Gutenberg. „Viel hat sich inzwischen geändert! Und am meisten ich selbst.“

„Ja, viel Wasser ist inzwischen zu Tal geflossen!“ seufzte jener. „Und unser goldenes, einst so mächtiges Mainz hat an Glanz verloren, ist verdorrt wie eine alte Eiche im Herbst. Andere Städte haben ihre Handelsbeziehungen erweitert und uns überholt. An der Spitze steht Nürnberg, ihm folgt Augsburg.“

Ihren Gedanken nachhängend, legten sie einige Schritte schweigend zurück. Beide dachten sie an die in diesen Straßen verbrachte Kindheit, an ihre Träume und Hoffnungen . . .

„An dieses Haus kann ich mich nicht erinnern“, meinte Gutenberg und blieb vor einem hohen Gebäude zwischen windschiefen Häuschen stehen.

Das Dach schmückte ein imposantes, von einem großen Künstler geschaffenes Bildwerk. Ein riesiger, aus Stein gehauener Auerochse erhob stolz seinen starken kantigen Schädel mit den mächtigen Hörnern. An der Hausfront waren zwischen dem ersten und dem zweiten Stockwerk Hirsche ausgeißelt. Ihre verzweigten Geweihe drangen einem die Zähne fletschenden, an einen Baum gedrängten wilden Eber in die Weichen.

„Das ist Fusts Haus“, erklärte Humery. „Ich glaube, der

Eber soll den alten Adel versinnbildlichen. Der Bildhauer hat gewiß dem reichen Bankier schmeicheln wollen, der jetzt bei den Bürgern nur noch ‚der aus dem Hirschen‘ heißt. Und einem Auerochsen ist er wahrhaftig nicht unähnlich. Die gleiche Kraft, der gleiche Starrsinn.“

Die Freunde gingen weiter. Dann erzählte Humery von den Veränderungen, die sich im inneren Leben der Stadt vollzogen hatten.

„Der ewige Kampf zwischen dem Adel und den Handwerkern ist schließlich zu Ende gegangen“, sagte er. „Die Handwerker sind erstarkt, und, wie es scheint, auf lange Zeit. Das ist für dich vielleicht keine sehr angenehme Nachricht, aber man muß sich damit abfinden. Sie hatten Rechenschaft über die Verwendung der Gelder verlangt. Der Magistrat konnte den völligen Zusammenbruch seiner Wirtschaftsführung nicht mehr verheimlichen, die Stadtschulden hatten sich verdoppelt. Der Kredit der Stadt war endgültig dahin. Ich vergaß, daß heute Feiertag ist, und hatte einem interessanten Prozeß gegen den abgesetzten Magistrat beiwohnen wollen!“ Er grinste. „Eine spaßige Sache, wenn die eine Menschengruppe die andere auffrißt! Ich erlaube mir den Luxus, über die eine wie über die andere zu lachen, weil ich weder der einen noch der anderen angehöre. Außerhalb des Lebens zu stehen ist zwar kein sehr lustiges Privileg. Aber ich habe kein starkes Geweih wie der Hirsch. Und die Lage des Ebers erscheint mir noch weniger beneidenswert.“

Gutenberg schwieg. Offenbar wußte Humery nichts von der Veränderung in der gesellschaftlichen Stellung seines Freundes und hielt ihn noch für einen Angehörigen des Adels.

„Und wo hast du Quartier bezogen?“ fragte Humery, als er das beharrliche Schweigen Gutenbergs bemerkte.

„Bei meinem Oheim – in der Schmiedegasse“, antwortete Gutenberg zögernd, da er nicht wußte, ob er Humery von seinem Unternehmen erzählen sollte oder nicht.

Konrad wollte fragen, warum sich Gutenberg nicht nach

Eltville zu der Familie seines ältesten Bruders begeben hatte, schwieg aber, da er sich erinnerte, von Zwistigkeiten in der Familie Gensfleisch gehört zu haben.

„Ich wohne beim Oheim. Der Neffe und die Nichte legen keinen großen Wert auf Beziehungen zu einem Verwandten, der mit dem Adel gebrochen hat. Du hast gehört, daß ich Meister der Goldschmiedezunft geworden bin. Nein? Wenn du willst, kannst du in meine Werkstatt kommen. Ich werde mich sehr freuen!“

Gutenberg wandte sich ab, um den gelehrten Doktor nicht in Verlegenheit zu setzen. Er wußte ja nicht, wie Humery seine Worte aufnehmen würde.

Humery freute sich jedoch.

„Sehr gut! Ein gesunder Keim treibt in jedem Boden Wurzeln. Du arbeitest als Goldschmied? Ausgezeichnet! Folglich gereichen dir der Zusammenbruch des alten Magistrats und der Sieg der Zünfte nur zu deinem Vorteil. Das freut mich! Freut mich außerordentlich! Unbedingt komme ich in deine Werkstatt, dessen kannst du gewiß sein!“

Sie trennten sich mit kräftigem Händedruck, über ihr Wiedersehen sehr befriedigt.

#### DER REICHE NEFFE

Otto Schöner von Griesbach, ein Großoheim Gutenbergs, sah mit seinen übermäßig langen, dünnen Beinen, dem kleinen Kopf, dem hängenden Schnurrbart und den runden, vorstehenden rötlichen Augen wie ein Grashüpfer aus. Seinem Samtwams, das mit der Zeit allen Flaus eingebüßt hatte, entströmte Modergeruch, und auf dem Gesicht des jämmerlichen Edelmanns spiegelten sich Langeweile und Niedergeschlagenheit.

Seit geraumer Zeit kauerte Schöner in dem stickigen, verstaubten Verschlag unter der Treppe. Die Beine waren ihm schon von der unnatürlichen Haltung eingeschlafen, dennoch

wagte er sich nicht zu rühren. In seiner Angst hatte er sogar die Schwelle mit Lappen belegt, damit auch von dort niemand zu ihm hereinschauen konnte. Gegen die Tür hatte er eine riesige Truhe gerückt; darin waren früher einmal die Festkleider seiner verstorbenen Frau aufbewahrt worden.

Lange hatte er so unbeweglich gesessen, schließlich versuchte er die Tür ein wenig zu öffnen.

Die schwere, hochkant gestellte Truhe kippte nach vorn über und plumpste mit Gepolter auf das Treppenpodest.

Schöner sank vor Schreck in die Knie und blickte sich scheu nach allen Seiten um. Der aufgewirbelte Staub stieg ihm in die Nasenlöcher. Er drückte sie mit zwei Fingern zusammen und wand sich, um dem Niesreiz nicht nachzugeben.

„Oheim Otto, was macht Ihr für seltsame Verrenkungen?“ fragte Gutenberg, der die Tür öffnete und in die Diele trat. „Und warum sitzt Ihr hier im Staub unter der Treppe?“

„Tss!“ Schöner legte den Finger an die Lippen. „Ist niemand draußen vor der Tür?“

„Wer soll denn dort sein? Ich bin allein.“

„Schließ die Tür! Schließ sie ganz fest zu!“ flüsterte der Oheim beschwörend.

Als Gutenberg der Aufforderung nachgekommen war, stand der Oheim auf, über und über mit Staub bedeckt, nahm seinen Neffen am Arm und zog ihn in die Stube.

„Sie haben mir den Krieg erklärt, haben mir Fehde an-gesagt“, stieß er ängstlich hervor.

„Wer?“

„Die Gesellen! Jeden Augenblick können sie hier ein-dringen. Lies!“

Er zog ein zerknittertes Blatt Papier aus der Tasche und reichte es dem Neffen. Gutenberg trat ans Fenster und las laut, mit Mühe das Gekritzeln entziffernd:

„Wir endesunterzeichneten Brüder Laurentius Stoik und Konrad Stoik und Valentin Stoik und Peter Tiele und Matthias Schmidt erklären jedem und allen vom adligen

Stande im Magistrat gewesenen Personen, Klerikern oder Weltlichen, jungen oder alten, daß wir euch feind sind und feind sein werden, insofern als einer von euch, der ‚lange Pfaffe‘ aus dem Kollegium der Jungfrau Maria, und der Baccalaureus Schulz und ein gewisser anderer mit dem Spitznamen ‚Dickwanst‘ gegen allen Anstand und alles Recht eigenmächtig und in beleidigender und anmaßender Weise uns vor dem Gericht der Stadt Mainz verunglimpft haben und uns keine Genugtuung geben wollen. Für solches ihr Tun erklären wir Obgenannten all ihre Sippschaft und Nächsten, junge wie alte, in die Acht und stellen auf diese Weise unsere Ehre wieder her. Gegeben unter dem Siegel, das jetzt unser ist, im Jahr fünfundvierzig.“

Schöners hervorstehende Augen folgten jeder Lippenbewegung des Neffen mit gespannter Aufmerksamkeit.

Gutenberg hatte zu Ende gelesen und grinste.

„Das ist schon die zweite Verwarnung?“ fragte er.

„Die zweite“, war die tonlose Antwort.

„Bleib zu Hause und geh nirgendwo hin. Niemand wird es wagen, hier einzudringen, wo ein Meister der Goldschmiedezunft wohnt. Außerdem bedroht, soviel ich verstehe, die Fehdeankündigung nur die Verwandten und Nächsten derjenigen, die sich im Gericht allzu anmaßend aufgeführt haben. Wer ist dieser ‚lange Pfaffe‘ und dieser ‚Dickwanst‘? Wer sind sie? Bist du mit ihnen verwandt?“

„Ach, Henne, Henne . . . Dickwanst nennen sie den ehrwürdigen Kanonikus, mit dem ich früher nicht wenige fröhliche Stunden beim Bierkrug verbracht habe. Wenn du mir nicht hilfst, ist mein Kopf hin! Wenn sich diese Menschen erst einmal vorgenommen haben, Unheil anzurichten . . .“

„Hab keine Angst! Ich werde mit dem Zunftältesten sprechen, und dich bitte ich, mir die Möglichkeit zu geben, in deinem Hause alles nach meinem Willen herzurichten!“

„Tu, wie du es weißt, mein Lieber, mein ganzes Haus steht zu deiner vollen Verfügung! Nur schaff sie mir vom Halse!“

Mir fangen die Knie an zu zittern, wenn ich bloß daran denke, wie oft diese Zunftgenossen schon Aufruhr angezettelt haben. Erst kürzlich wieder . . .“ Der Greis seufzte. „Du weißt ja, Henne, daß mich alle verlassen haben. Sobald nur das Gerücht in der Stadt aufkam, daß die Zünfte die Oberhand gewinnen, sind die Diener weggelaufen. Ich habe hier gesessen, allein, ohne ein Licht anzuzünden, traute mich nicht, die Nase aus dem Fenster zu stecken. Und wenn du nicht . . .“

„Kommt alles in Ordnung, Oheim. Wir brauchen nur eins – wir müssen etwas Geld auftreiben. Dasselbe Geld, weswegen die Menschen einander die Gurgel durchbeißen.“

„Geld? Das ist allerdings schwierig, Henne. Du siehst ja, daß ich arm bin wie eine Kirchenmaus.“ Schöner rang die Hände. „Ich habe alles verkauft, was irgend möglich war. Aber ich will mich bemühen. Ich habe Freunde, höchst ehrenwerte Männer. Sie werden dir Geld geben – nur auf Borg natürlich.“

„Ich brauche im ganzen zweihundert Gulden, um mein Unternehmen zu beginnen. Nach einem Jahr sind sie dreifach heraus.“

„Zweihundert Gulden!“ Schöner dachte nach. „Eine stattliche Summe, selbst für einen, der Geld hat. Und dennoch . . . Warte! Ich weiß es!“ Er schlug sich gegen die Stirn. „Bromser und Rodenstein werden dir das Geld geben.“

„Und was werden sie von mir verlangen?“

„Das ist es eben!“ Schöner hob verschmitzt den Zeigefinger. „Du mußt den Eindruck eines reichen Mannes auf sie machen.“

Gutenberg brach in Lachen aus.

„Alles kann ich, nur das nicht! Denke dir etwas Besseres aus, Oheim. Mein Besitz ist in Straßburg bis auf den Grund niedergebrannt und unter der Erde. Ich besitze nichts als eine bewegliche Habe: Lorenz und den Gesellen Hans Bartel. Er ist mitgekommen und will mit mir arbeiten.“

„Hä-hä-hä!“ Der Greis blinzelte Henne pffiffig an. „Wer

weiß denn, daß du in diesem Straßburg abgebrannt bist? Wer prüft das nach? Alle haben gesehen, wie dein Maultier ankam, mit allem möglichen beladen. Niemand weiß, womit! Vielleicht mit Gold! Kann doch sein!“ Er reckte den Hals und flüsterte dem Neffen ins Ohr: „Schon fünf Jahre lebe ich so ohne einen Groschen, nur auf Kredit. Kredit ist die beste Eigenschaft der Krämer! Hä-hä! Mit Kredit ist alles zu haben!“

Der Alte lebte förmlich auf und gewann Haltung. Richtig wie ein Grashüpfer hüpfte er an die Bank und setzte sich neben seinen Neffen.

„Höre!“ sagte er und zwirbelte an seinem dünnen roten Schnurrbart. „Du bist in Geschäften nach Mainz gekommen. Nicht wahr? Du bist bei deinem Oheim abgestiegen. Der Oheim hat dich eingeladen, bei ihm so zwei bis drei Jahre zu bleiben! Klar? Du würdest gern der Bitte des alten Mannes willfahren, es ist dein Lieblichsoheim, aber die Geschäfte! Der Teufel soll die Geschäfte holen! Sie rufen dich fort! Da . . . da leiht sich nun der ehrwürdige Oheim, in dem Bestreben, dich aufzunehmen, wie es sich für einen reichen Verwandten geziemt, diese Gulden auf Wechsel mit der Unterschrift . . .“, Schöner stellte den abgefeimtesten aller auf der Welt nur vorstellbaren Grashüpfer dar, „mit der Unterschrift ebendieses reichen Mannes, seines Verwandten, selbst! Wer könnte so blöd sein, einem soliden Mann, der seine eigene Werkstatt hat, kein Geld zu leihen! . . . Ich kenne die Menschen, Henne“, sagte der Alte bekümmert. „Zieh einen prächtigen Rock an, gib für ihre Bewirtung den letzten Pfennig aus, und sie glauben's, daß du reich und angesehen bist. Es wird ihnen sogar zur Ehre gereichen, dir Geld zu leihen. Man muß es nur verstehen, ihnen Sand in die Augen zu streuen! Ich habe ja mein Spiel schon verloren“ – auf dem Gesicht des Greises erschien ein Ausdruck von Bitterkeit –, „aber du, Henne, du mußt Haare auf die Zähne bekommen. Ich habe während meines ganzen Lebens auf Kosten

anderer gelebt und bin, ich kann dir sagen, nicht schlecht dabei gefahren.“

Gutenberg hörte dem Oheim zu und überlegte. Geld mußte beschafft werden, da war kein Opfer zu scheuen. Alle Vorrichtungen für das Drucken waren in seinem Besitz. Wenn er imstande wäre, wenigstens die lateinische Grammatik oder den astronomischen Kalender herauszugeben, würde er ein wichtiges Beweisstück für seine Idee in Händen haben. Ein paar Bogen Papier mit deutlich abgedruckten Buchstaben müßten ihm zweifellos die Herzen der Geldbeutel öffnen.

Das Hirschenhaus! Fust, der reichste Mann! Gutenberg wird zu ihm hingehen und seine Blätter zeigen. Sie müssen nur fertig sein.

„Nun gut, ich bin einverstanden, Oheim!“ antwortete er. „Verschickt die Einladungen an Eure Freunde. Der reiche, aus Straßburg zu Euch gekommene Neffe möchte zu seiner Erheiterung in seiner Vaterstadt ein Festmahl veranstalten.“

Gutenberg wühlte in den Taschen, ohne auch nur ein einziges Geldstück zu finden.

„Lorenz, komm schnell her!“ rief er.

Der Diener steckte den Kopf zur Tür herein.

„Morgen werden hier große Geschäftsleute herkommen, die müssen höchst vornehm bewirtet werden!“ Gutenberg fuhr sich mit der Hand über die Kehle. „Was meinst du, Lorenz?“

„Was sein muß, muß sein“, antwortete der treue Diener.

„Tu, was du kannst“, fuhr Gutenberg belustigt fort. „Wo du willst und wie du willst, aber Wein und Bier muß im Überfluß dasein!“

„Und Musik, Musik!“ ergänzte der lebhaft gewordene Grashüpfer.

„Und das Geld?“ wollte Lorenz wissen.

„Geld! Mit Geld kann das jeder! Du versuche es ohne Geld!“ erwiderte Gutenberg.

„Geht auch“, antwortete Lorenz, ohne mit der Wimper zu zucken.

Neffe und Oheim zerbrachen sich den Kopf, wie und wo es dem Lorenz gelungen war, Geld aufzutreiben. Aber die Tatsache blieb bestehen: Im Hause Schöners wurde zum Empfang der Gäste Geflügel gerupft, Wein in die Krüge gegossen und von den Musikanten die Fiedel gestimmt.

Die Gasterei gelang ausgezeichnet, Bromser und Rodenstein, zwei Dickwänste, die in Gestalt und Kleidung einer wie der andere aussahen, waren von Schöners Neffen als von einem, der zu leben und zu bewirten verstand, entzückt. Sie freuten sich, diesen angesehenen und begüterten Mann kennenzulernen, der in Straßburg seine Werkstatt besaß, von der sie auch schon gehört zu haben glaubten.

Vom Essen und Trinken schläfrig geworden, nickten sie eifrig mit dem Kopf, als Schöner den Neffen zu überreden versuchte, nicht sogleich wieder abzureisen, sondern noch länger in seiner Vaterstadt zu verweilen.

Gutenberg ging wie im Scherz darauf ein, ohne sich jedoch festzulegen.

„Geschäfte, Geschäfte! Ach, es ist nun einmal das Wichtigste in unserm Dasein!“

Die Dickbäuche klopfen ihm auf die Schulter und meinten augenzwinkernd:

„Gute Freunde sind nicht minder wichtig, edler Herr. Auch wir hoffen, daß eine so angesehene Persönlichkeit unsere Stadt nicht kränken und einen jeden von uns mit seinem Besuch ehren wird.“

Die angesehene Persönlichkeit sah sich genötigt, dem Drängen der beiden Geschäftsleute nachzugeben und die Freundschaft mit einer großen Quantität gemeinsam ausge-trunkenen Weins und Biers zu bekräftigen.

Schöner hatte von seinem Neffen nicht erwartet, daß er sich so großartig in die Rolle des splendiden reichen Mannes hinfinden würde. Der Greis war hocheifrig und begann schon

von einer Wiederkehr der lustigen Zeiten seiner Jugend zu träumen.

Als die Gäste gegangen waren und Lorenz, der auch tief ins Glas gesehen hatte, auf unsicheren Beinen von einem Zimmer ins andere trottete und das Geschirr abtrug, nahm ihn Gutenberg sich vor:

„Nun gestehe einmal, Lorenz, wo hast du das Geld hergenommen, um ein so prächtiges Festessen auszurichten?“

„Geld?“ Lorenz machte ein verschmitztes Gesicht. „An Geld habe ich überhaupt nicht gedacht!“

„Auf welche Weise dann?“

„Ihr hattet mir aufgetragen, gehörig etwas auf den Tisch zu bringen; von Geld ist doch gar nicht die Rede gewesen!“

„Schon gut, schon gut, du weißt, was ich meine. Gesteh!“

Das umfängliche Bächlein des Dieners wackelte vor lautlosem Lachen.

„Ohne Scherz!“ schrie ihn Gutenberg an. „Sag jetzt endlich, wer das alles bezahlt hat! Ich habe dir nicht einen Pfennig gegeben.“

Lorenz beruhigte sich ein wenig.

„Ich nehme an, daß Herr Schöner für einen genügenden Kredit seines Neffen gesorgt hat, so daß ich bei den Krämern anschreiben lassen konnte und nicht in bar zu bezahlen brauchte.“

Er zwinkerte Schöner zweideutig zu, fuhr in den Brustlatz und holte einen Packer schmutziger Zettel hervor.

„Das sind die Rechnungen!“ erklärte er.

„Spitzbube!“ schrie Gutenberg und konnte sich des Lachens nicht erwehren.

„Das, was bei der Herrschaft ‚Geschäftstüchtigkeit‘ heißt, ist bei der Dienerschaft ‚Spitzbüberei‘“, antwortete Lorenz philosophisch.

„Meiner Treu, du hast eine Belohnung verdient“, sagte der alte Prasser und suchte nach etwas in seiner Tasche.

„Wenn es schon einmal auf Kredit geht, dann auch alles.“

Lorenz hielt ihn großmütig davon ab und begab sich, durch die Stube schwankend, hinaus.

„Ein Kl-kleinod!“ sagte Schöner gerührt. „Gib mir den Arm, Henne!“

Der Neffe faßte den Oheim unter und brachte ihn zu Bett.

#### AUF DEM MARKT

Die Glocke von Sankt Stephan hatte schon längst zur Frühmesse geläutet. Auf dem Marktplatz drängten sich die Menschen in den Verkaufreihen von Fleisch, Fischen und Grünkram. Hausfrauen gingen in Begleitung ihrer Dienstboten von Stand zu Stand, um hier ein fetteres Stück Fleisch, dort einen größeren Fisch zu ergattern. Vornehme Damen paradierten in langen Schleppkleidern, mit Ärmeln, die bis zur Erde reichten, und über die Maßen hohem Kopfputz einher, der ihren Verbeugungen eine besondere Würde verlieh. Eine jede wollte die andere durch Vornehmheit, Reichtum und am meisten durch irgendeine Modetorheit ausstechen.

Es wimmelte auf dem Markt von Bettlern. Sie trugen ihre vom Rat der Stadt erhaltenen Abzeichen zur Schau, die sie berechtigten, um Almosen zu bitten. Schwachsinnige und Krüppel, die keiner besonderen Erlaubnis bedurften, bettelten in allen Tonarten: „Gebt um Chri-isti wil-len!“

Auch zerlumppte Scholaren trieben sich hier herum. Mitleidige Städterinnen gaben ihnen gern ein Stück Brot, wofür diese ihnen geistliche Lieder vorsangen. Hier am Marktplatz befand sich auch die Schule. Helle Kinderstimmen krächten mit ihren Lehrern lateinische Psalmen. Der Wind trug den Gesang weiter und vermischte ihn mit dem Schreien der Esel und den Wortgefechten zwischen Händlern und Käufern.

Ein Ausrufer bahnte sich durch die Menge einen Weg und pries mit verführerischer Stimme Weinsorten an, wobei er aus seinem Becher Rhein- oder Moselwein zum Kosten anbot.

Badestubenbesitzer luden die Leute zum Baden ein, Trödler boten ihre Waren feil.

Dieses ganze Menschengemisch summte, lärmte, schrie. Ein Amulettverkäufer in leuchtendroter Kleidung und mit orangefarbener Kappe war bemüht, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Neugierige Frauen umdrängten ihn. Eine jede wollte näher an ihn herankommen, um die wundertätigen Talismane zu sehen. Auf dem Tragbrett des Scharlatans lagen Zähne, Federn und andere Talismane. Mit heftigen Gebärden und weit aufgerissenen Augen befließigte er sich, die Bedeutung eines jeden Stückes recht anschaulich zu erklären.

„Wohin, Christine?“ schrie eine ältere Frau in unmäßig weitem Schleprock und einer Haube, die so spitz war, daß sie mit den Türmchen auf der Stadtuhr wetteifern konnte.

„Wartet einen Augenblick, Base Therese, ich sehe nur einmal, ob es nicht einen Talisman gibt, der das Gesicht blaß macht“, antwortete schnell das junge Mädchen, das in ihrer Gesellschaft war.

Der Verkäufer schwenkte Korallenschnüre und rief:

„Meerzähne! Rote Meerzähne!“

„Christine! Christine!“ Base Therese wollte ihrer Nichte nach, aber plötzlich war ihr jemand auf die Schleppe getreten. „Ach!“ schrie Base Therese, mit den Armen in der Luft herumfuchtend.

Einer ihrer weiten Ärmel fegte von dem Tabulett eines vorübergehenden Händlers einige bunte Papierhähnchen herunter. Der Mann stürzte ihnen nach, um sie wieder aufzulesen. Die herumfahrende Schleppe der Base wirbelte eine Staubwolke hoch.

Eine Frau, die Süßigkeiten feilbot, stieß einen gellenden Schrei aus, weil sich der Staub auf ihre klebrige Ware setzte. Die blitzenden Vögelchen und Pferdchen waren im Nu unansehnlich geworden. Buben, die das Brett mit den Zuckersachen umringten, brüllten und kreischten vor Vergnügen. Base Therese wollte weitergehen, aber das Ende ihrer Schleppe

hatte sich an dem Stiefel eines Hutmachers festgehakt, der einem Kunden eine Filzkappe aufprobierte.

Die erboste Frau zerrte an ihrem Kleide wie ein angekoppeltes Pferd. Unehreerbietig wurde in der Menge gelacht. Jemand zog laut über die Kleidermoden her. Jetzt riß sie mit solcher Gewalt an der Schleppe, daß der Huthändler das Gleichgewicht verlor und gegen das Tragbrett eines Geschirrvverkäufers stürzte. Töpfe, Näpfe, Krüge gerieten ins Wanken und purzelten durcheinander, so daß kein einziger unversehrt blieb. In seiner Wut stieß der Topfhändler seine Faust derart heftig in den Bauch eines andern, daß der es ihm mit einem Schlag hinter die Ohren vergalt.

Ein Handgemenge begann. Kreischen, Schreie, Stampfen, Gestöhne, Schimpfworte... Erst mit dem Auftreten der Wache fand diese Symphonie des Marktes eine Unterbrechung.

Alles blickte plötzlich auf Base Therese.

„Sie ist schuld!“ schrien erregte Stimmen.

„Schluß mit solchen Moden!“

„Strafe sollte sie zahlen!“

„Nachmessen die Schleppe!“

Die Wache brachte sie zum Rathaus, wo das erlaubte Maß einer Schleppe angeschlagen war. Die Gassenbuben, die sich diese Gratisvorstellung nicht entgehen ließen, johlend voran. Die erbosten Handelsmänner verlangten eine Aburteilung. Bei der Gelegenheit wurde auch noch ein Modeaffe ergriffen, dessen mit Schellen besetzte Ärmel und verschiedenfarbige Schuhe die Leute in Wut brachten. Die bei jeder Bewegung des Stutzers aufklingenden Glöckchen und die langen, aufwärts gebogenen Schuhspitzen, die wie Drachenschwänze hin und her pendelten, hatten den Unwillen des einfachen Volkes herausgefordert.

Christine, die den Talisman nicht haben wollte, der, wie der Händler erklärte, die Herzen der jungen Männer anzog, aber keine vornehme Blässe auf dem Gesicht eines gesunden Mädchens hervorrief, kam zurück und begann ihre Base zu suchen.

Das Pfeifen und der Lärm der Straßenjungen erregten ihre Aufmerksamkeit.

„Was gibt es denn?“ Sie hielt eine Vorübergehende an.  
„Hat man einen Dieb gefaßt?“

„Nein“, antwortete die Gefragte, „die vornehmen Bürgerinnen haben sich wieder einmal mit ihrem Aufputz vor den Leuten mißliebig gemacht! Eben bringen sie eine zum Rathaus. Man wird es ihr beibringen, mit einer längeren als vom Rat der Stadt erlaubten Schleppe herumzulaufen.“

Christine beunruhigte sich. Base Therese war weder auf der Straße noch an einer der Buden zu sehen.

„Base Therese, Base Therese!“ rief sie, aber niemand antwortete ihrem Rufen.

Ein an der Ecke stehender Maultiertreiber zeigte mit dem Stecken auf die Staubwolke, die immer noch über dem Ort der wüsten Prügelei hing.

„Da haben sie eine beim Schlafittchen gekriegt!“ erklärte er, an seinem Brot mit Knoblauch kauend.

Christine schrie auf und lief den Menschen hinterher. Vergehens rief ihr der Maultiertreiber nach, daß sie keine Angst zu haben brauche, einer vornehmen Dame tue die Obrigkeit sowieso nichts. Die erschrockene Christine hörte ihn schon nicht mehr.

Sie erreichte das Rathaus gerade in dem Augenblick, als Base Therese auf einem Podest ihre prächtige Schleppe ausbreitete, um sie auf die erlaubte Länge hin messen zu lassen. Ihre hohe Haube war zur Seite gerutscht, was jemand zu einem witzigen Vergleich mit dem berühmten schiefen Turm von Pisa herausforderte. Die Kunde von der unnatürlichen Neigung dieses neuen italienischen Bauwerks war bis nach Mainz gelangt und damals in aller Munde.

„Base, Base!“ schrie Christine und versuchte an das Podest heranzukommen.

„Was denn, was denn?“ Ein übermütiger Bursche drehte sich zu ihr um, blickte in das errötende Gesichtchen und stieß

seinen Freund an: „Bei der Kleinen möchte ich auch mal nachmessen!“ erklärte er lachend.

Gleich fielen die andern jungen Leute ein:

„Los! Los! Die hat auf ihrer Schleppe bestimmt nicht weniger Staub als die Alte!“

Schon griffen einige Hände nach Christine.

„Laßt mich los!“ schrie die Angegriffene, ihren Schal zurückreisßend.

Alle waren auf einen Spaß aus, und immer mehr wurde gelacht. Christine kamen die Tränen.

„Laßt die Jungfer in Ruhe!“ sagte da eine gebieterische Stimme, und die große Gestalt eines breitschultrigen Mannes mit dichtem Bart schob sich zwischen Christine und die nach ihr greifenden Hände.

„Kommt, ich helfe Euch durch!“

Vertrauensvoll folgte Christine dem Unbekannten. Er führte sie aus der Menge heraus und bemerkte:

„Warten wir hier einen Augenblick, da kommt Eure Mutter schon. Ihr ist nichts passiert. Sie hat nur eine Strafe zahlen und einen kleinen Schreck ausstehen müssen.“

Vom schnellen Gang außer Atem, kam Base Therese herbei.

„Base!“ Christine warf sich ihr entgegen.

Der Unbekannte wollte zur Seite treten, aber das junge Mädchen wandte sich ihm zu:

„Ich weiß nicht, wer Ihr seid, verzeiht . . .“

„Ich heiße Johann Gutenberg“, antwortete er.

„Ihr wart so edelmütig“, fuhr Christine fort, „ich möchte Euch vorstellen . . . Base Therese, Herr Gutenberg hat mich vor diesen frechen Grobianen in Schutz genommen.“

„Ich habe nur gehandelt, wie es jeder andere an meiner Stelle auch getan hätte“, sagte Gutenberg, der das liebliche Gesicht des Mädchens mit Wohlgefallen betrachtete.

„Nein, wie ich erschöpft bin! Wie man mir zugesetzt hat!“ Base Therese rang theatralisch die Hände. „Um keinen Preis bleibe ich länger in dieser gräßlichen Stadt.“

„Ich bringe Euch nach Hause, wenn Ihr gestattet“, sagte Gutenberg, mit dem Fuß einen Stein wegstoßend, damit er sich nur nicht in der entsetzlichen Schleppe Base Thereses verfangen.

„Nein, ich danke Euch, jetzt kommen wir schon allein hin“, beschied sie ihn.

„Ich möchte aber, daß sich auch mein Vater bei Euch bedankt“, äußerte Christine. „Wir wohnen nicht weit von hier, dort im Hause zum Hirschen. Das kennt hier ein jeder.“

„Im Hause zum Hirschen?“ fragte Gutenberg, ohne den Blick von dem Mädchen abzuwenden.

„Ja“, erwiderte sie nickend. „Ich bin die Tochter vom Bankier Fust. Meinen Vater wird es sehr freuen, Eure Bekanntschaft zu machen. Besucht uns doch.“

Sie verabschiedete sich mit einer Handbewegung, nahm ihre Base unter den Arm und verschwand hinter dem bauschigen Rock und den weiten Ärmeln.

Gutenberg blickte ihnen nach und überlegte:

„Fust! Wie oft hörte ich diesen Namen, seit ich wieder in Mainz bin. Vielleicht sollte ich wirklich zu ihm gehen?“

Auf dem Podest am Rathaus maßen sie die Schuhlänge des armen Modenarren, den man mit Base Therese zugleich hergeführt hatte. Gutenberg ging vorbei, ohne auf das Geschrei und das Gelächter zu achten. Neue Pläne reiften in seinem Kopf.

#### *IM HAUSE ZUM HIRSCHEN*

Bromser und Rodenstein liehen dem fröhlichen Neffen Schöners einhundertfünfzig Gulden, die er zum Kauf von Papier, Farbe und zur Wiederinstandsetzung der Presse verwendete.

Die Zeit verging schnell. Es gelang ihm, die Schrift vom „Weltgericht“ zu drucken. Das erstaunliche Aussehen der Buchstaben freute den hartnäckigen Erfinder, aber er war

darauf aus, die Bibel zu drucken. Er wurde es nicht müde, von diesem Vorhaben mit seinem Gehilfen zu sprechen.

„Meister“, riet ihm Hans, „es ist soweit, an das Licht der Öffentlichkeit zu treten und nicht noch länger Kräfte und Zeit nutzlos zu vergeuden. Das ‚Weltgericht‘, dieses kleine Büchlein, hat fünf Jahre Arbeit gekostet. Auf diese Weise reicht das Leben nicht aus, das Vorhaben zu Ende zu führen. Jetzt, wo alles fertig ist, alle nötigen Lettern für die Bibel gegossen sind, die Presse nichts zu wünschen übrigläßt, muß die Erweiterung des Unternehmens erwogen werden. Etliche hundert Gulden für eine vollständige Ausrüstung der Werkstatt und ein paar tüchtige Leute, und wir können die Sache in Gang setzen.“

„Ich weiß, Hans“, erwiderte der Meister, „ich habe viel darüber nachgedacht. Nun wir diesen Erstling in unseren Händen haben“ – liebevoll strich er über einen Stoß Blätter, die eng mit hohen, wie Türmchen spitzen Buchstaben bedeckt waren –, „kann ich ihn getrost einem Geldmann vorlegen. Niemand kann mich jetzt mehr der Rechte darauf berauben.“

„Ein jeder, der nicht Stroh im Kopf hat, muß begreifen, daß sich die Sache lohnt“, antwortete Hans.

Gutenberg wählte sorgfältig unter den auf seinem Tisch liegenden bedruckten Bogen einige aus, zählte sie durch, legte sie aufeinander, heftete sie mit einer Nadel zusammen und tat sie, in Papier gewickelt, in seine Tasche.

„Ich gehe und versuche mein Glück. Vielleicht kehrt es mir diesmal nicht wieder den Rücken.“

Er zog seinen schwarzen Mantel an, setzte die runde, mit Marderfell verbrämte Mütze auf und verließ das Haus. Unterwegs faßte er immer wieder, nach den elastischen Blättern in seiner Tasche. Als er Fusts Haus erreicht hatte, erinnerte er sich der Worte Konrads, daß der Auerochse auf dem Dache mit dem Herrn des Hauses Ähnlichkeit habe. Nachdenklich betrachtete er die breite Stirn und die mächtige Brust des aus Stein gehauenen Tieres.

Ein kleiner Hund mit seidig glänzendem Fell lief auf den Balkon und fing laut an zu bellen.

„Fiffi, Fiffi, zurück, du fällst hinunter!“ erscholl eine helle Mädchenstimme, und hinter dem Hündchen betrat Christine den Balkon. Ihr lichtetes, zu einem Krönchen aufgestecktes Haar bedeckte nur wenig ein leichtes Spitzenhäubchen. Sie nahm das Hündchen auf den Arm und blickte, über das Gelände gebeugt, hinab.

„Das ist er, er!“ hörte Gutenberg sie sagen. Die Jugend in Person schien ihm vom Balkon herunter zuzulächeln, ihm mit der Hand einen Gruß zuwinkend. „Kommt herauf, bitte!“ rief sie und wies auf den Vorsprung, wo unter reichem ornamentalem Schmuck die Eingangstür verborgen war. „Ich lasse sofort öffnen.“

Eine blitzsaubere Magd empfing den Besucher und bat ihn, sich die Treppe, die mit einem Orientteppich belegt war, hinaufzubegeben.

Am Eingang hing augenfällig eine weiße Marmortafel, auf der in goldener Schrift die lateinischen Worte standen:

„Qui non laborat, non manducet!“\*

Das war der Wahlspruch der Familie Fust, das Vermächtnis eines Urahnen. Von Generation zu Generation verlor diese Devise immer mehr an praktischer Bedeutung, aber Johann Fust, Christinens Vater, legte auf die Familientafel Wert, in der Meinung, daß das Wort „arbeiten“ durchaus der Tätigkeit eines Bankiers entspreche.

Unerschöpfliche Künstlerphantasie offenbarte sich in der Ausstattung der Wohnung Fusts auf Schritt und Tritt. Wundervolle Schnitzereien schmückten das Treppengeländer und die aus edelsten Hölzern gedrechselten Tische und Sessel. Geweihe, zinnengekrönte Türme, Kreuzblumen, Pfauenfedern, Fische und Paradiesvögel verflochten sich zu komplizierten Mustern und Ornamenten. Auf breiten Gesimsen längs der Wände funkelten silberne Gefäße. In den Nischen standen

\* „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“

mit kostbaren Stoffen bezogene bequeme Polsterbänke. Die Fenster mit den Butzenscheiben ließen das Licht durch herrliche Glasmalereien einfallen, die auch in reichen Bürgerhäusern ein seltener Luxus waren. Alles in diesem Hause sprach von Wohlstand und Gedeihenheit.

Fusts Ehegespons Margarete empfing als erste den Besucher. Es war eine nichtssagende Frau mit einem ausdruckslosen Gesicht. Sie trug ein reichverziertes Häubchen aus feinstem Linnen.

Hinter dem Rücken der Mutter lugte Christine hervor, die ihrer Mutter sehr ähnlich sah. Nichts Besonderes war in ihrem Äußeren, aber jene unbeschreibliche Grazie der Jugend, die Frische der sich eben entfaltenden Knospe, unterstrichen durch einen um die Schulter geworfenen Schal, rosenrot wie die Morgenröte, all das war von einem Zauber, dem sich so leicht keiner zu entziehen vermochte.

„Wie gut, daß Ihr endlich gekommen seid! Wie ich mich freue!“ rief sie beim Anblick Gutenbergs aus.

„Christine!“ sagte die Mutter vorwurfsvoll.

„Gehört sich das etwa auch nicht?“ fragte Christine leise, aber doch laut genug. „Er kommt ja für mich als Bräutigam nicht in Betracht, dazu ist er doch zu alt!“

Die Mutter geriet in Verlegenheit und warf der Tochter einen strengen Blick zu.

Gutenberg fuhr sich mit der Hand über das Haar. Als Humery ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß seine Schläfen schon grau wurden, hatte er des Freundes Bemerkung nicht beachtet, jetzt aber stimmte es ihn traurig. Er überschaute sein Leben. Viele Mädchen hatten mit ihm geliebt. Und vielleicht – wäre es besser gewesen, das Leben anders einzurichten?

Fust trat ins Zimmer. Gutenbergs Gedanken kehrten zu den Bogen in seiner Tasche zurück. Sie waren geradezu ein Stück seiner selbst.

Der letzte Schritt, und dann kommt der Sieg, dachte er, und

der Kummer über die dahingeschwundene Jugend war sofort vergessen.

Johann Fust und seine Frau dankten ihm für die Hilfe, die er ihrer Tochter auf dem Marktplatz erwiesen hatte.

Nach den üblichen Höflichkeitsbezeugungen wandte sich Gutenberg an den Bankier:

„Ich komme zu Euch wegen eines Geschäftes. Wenn Ihr mir einige Minuten Gehör schenken wollt, möchte ich Euch den Zweck meines Vorsprechens auseinandersetzen.“

Fust blickte den Meister erstaunt an.

Seine Frau verstand, daß sie hier überflüssig war, und sagte zu Christine:

„Komm, wir müssen uns um die Bewirtung des Gastes kümmern.“

Als sie allein waren, bot Fust dem Besucher einen Schemel an, während er selbst in dem Sessel am Tisch Platz nahm. Gutenberg bemerkte diese Unhöflichkeit, schritt zum Fenster und setzte sich in den anderen Lehnstuhl. Er war darauf aus, sich dem reichen Mann gegenüber wie seinesgleichen zu verhalten. Fust machte keine Bewegung, ihm näher zu rücken. Nicht die leiseste Neugier sprach aus seinem Gesicht. Es drückte Selbstzufriedenheit, Überzeugtheit und Bewußtsein der eigenen Kraft aus.

Ein Stein, dachte Gutenberg. Da werden wir wohl nicht einig werden!

Er schwieg lange, während er versuchte, seiner Erregung Herr zu werden, um das Gespräch zu beginnen. Fust saß da, ohne seine Haltung zu verändern. Sein viereckiges Gesicht mit dem schweren glattrasierten Kinn, der mächtigen fleischigen Nase und der von Willensstärke zeugenden senkrechten Falte auf der niedrigen Stirn wirkte wie versteinert.

Gutenberg zog die Bogen hervor, erhob sich und legte seine Schöpfung auf den Tisch vor dem Bankier.

Fust drehte den Kopf und blickte über die Schulter auf die mit Schrift bedeckten Bogen.

„Das ist meine Arbeit“, sagte Gutenberg.

Der Bankier nahm die Bogen in die Hand.

„Was ist das?“ fragte er kurz und führte sie an die Augen.

„Ein Buch“, antwortete Gutenberg. „Es hat noch keinen Einband; Ihr seht nur die Abdrücke. Solcher Bogen kann ich Euch morgen ein ganzes Hundert bringen.“

„Wozu?“ fragte Fust, ohne sich zu Gutenberg umzudrehen.

„Ich habe ein neues Verfahren zum Kopieren von Büchern erdacht. Die Buchstaben, welche Ihr hier seht, sind ohne Hilfe eines Rohres, einer Feder oder eines Griffels entstanden.“

Fust verzog ein wenig die Brauen.

„Und wie?“ fragte er.

„Sie sind auf dieselbe Art hergestellt, wie Münzen geprägt werden.“

Fust betrachtete die Blätter, ohne im geringsten verwundet zu sein, als habe man ihm die alltäglichste Sache von der Welt vorgelegt.

„Und was wollt Ihr von mir?“ fragte er, den Erfinder ansehend.

„Ich erbitte keine Gefälligkeit von Euch“, sagte Gutenberg, dem Blick des Bankiers standhaltend, „da ich nicht weniger gut als Ihr weiß, wie gewinnbringend die Sache ist. Ich bin entschlossen, die Bibel zu drucken.“

Fust schwieg, im Geist überschlagend, welche Summe er in dieses Unternehmen hineinstecken könnte.

„Wieviel wollt Ihr haben?“ fragte er schließlich.

„Tausend Gulden!“

„Oho!“ Fust grinste zähnefletschend. „Ist das nicht ein bißchen viel?“

„Für das Werk, das ich vorhabe, nicht!“ erwiderte der Erfinder bestimmt.

„Erzählt mir Genaueres!“ Fust nahm die bedruckten Bogen von neuem in die Hand und betrachtete sie.

Gutenberg ergriff einen Schemel, setzte sich und begann mit verhaltener Begeisterung die Werkstatt zu beschreiben,

die er einzurichten gedachte. Als er zu Ende war, nickte Fust beifällig, stand auf und erklärte:

„Kommt mit. Mein Schreiber wird einen Vertrag aufsetzen.“

Eine Magd brachte heißen Zypernwein und Gebäck mit Eingemachtem herein. Gutenberg und Fust gingen an ihr vorbei. Beide waren von dem bevorstehenden Übereinkommen aufgeregt, aber jeder versuchte vor dem andern seine Unruhe zu verbergen.

Im Zimmer des Hausherrn nahm das Gespräch einen noch geschäftlicheren Charakter an. Der Bankier und der Erfinder schlossen einen Vertrag, den der Schreiber sogleich mit dem Siegel versah.

Gemäß diesem Vertrag sollte Gutenberg von Fust achthundert Gulden zu soundso viel Prozent für die Einrichtung besagter Werkstatt zu seiner vollen Verfügung erhalten. Außerdem verpflichtete sich Fust, jährlich im Laufe von fünf Jahren weitere dreihundert Gulden beizusteuern, wofür er Mitbesitzer des Geheimnisses genannten Erfinders wurde und die Hälfte des Gewinnes erhalten sollte, jedoch im Falle von Zwistigkeiten jederzeit sein ganzes Geld aus dem Unternehmen zurückziehen konnte.

#### *MIT VOLLER KRAFT*

Alle möglichen Leute sprachen nun in der Schmiedegasse vor, um ihre Dienste anzubieten. Die richtigen zu finden war nicht einfach. Gutenberg mußte sich mit jedem lange unterhalten, bevor er ihn in seine Werkstatt aufnehmen konnte.

Woher gebürtig? Wie alt? Wo früher gearbeitet?

Diese Fragen beantworteten die einen schnell und genau, andere gerieten in Verwirrung, redeten dummes Zeug und erinnerten sich nicht mehr an Vater und Mutter.

Ein Landstreicher mit zerzaustem Bart und himbeerroter Nase wollte dem Meister einreden, er sei so unerfahren wie ein neugeborenes Kind und vermöchte Apfel- und Schnapsgeruch nicht voneinander zu unterscheiden.

Gutenberg wies ihm die Tür; Windbeutel, Schwätzer und Trunkenbolde sollten mit seinem edlen und großen Werk nichts zu tun bekommen.

Hans Bartel wußte, was für Leute der Meister brauchte. Er brachte Berthold Ruppel aus Hanau, Heinrich Kefer und Konrad aus Swenheim. Die waren zuverlässig. Sie hatten zu schwören, niemand etwas von ihrer Arbeit zu erzählen.

Kaum waren die Leute angeworben, die Werkstatt eingerichtet und Ballen von Papier und Pergament im Verschlag unter der Treppe verstaut, so wurde Fust ein häufiger Gast in der Schmiedegasse. Er kam auf seinem grauen Vollblüter vor Schöners Haus geritten, warf Lorenz die Zügel hin, ging, ohne ein Wort zu sprechen, schnell durch die Werkstatt, über sah mit einem Blick alle und alles, und schon saß er wieder zu Pferde, um weiterzureiten. Manchmal ging er zu dem Erfinder in sein Zimmer, und alle hörten, wie die beiden miteinander stritten. Fust bestand auf einer kürzeren Frist als fünf Jahre. Gutenberg wollte der Sache nicht durch übermäßige Eile schaden. Der Bankier hatte zu den Leuten kein Vertrauen. Er schlug vor, rund um die Werkstatt eine Mauer zu errichten und die Gehilfen des Meisters nicht in die Stadt zu lassen, sondern ihnen wie Gefangenen nur Spaziergänge auf dem Hof zu erlauben. Damit war Gutenberg entschieden nicht einverstanden. Er hatte die Nacht in Straßburg, den Brand, die Schwüre auf dem Ödland, den kräftigen Händedruck seines Gesellen nicht vergessen. Der Bankier war ärgerlich, bestand aber nicht auf seinem Vorhaben.

Für den Anfang hatten sie sich an den Druck der lateinischen Grammatik von Donatus gemacht.

„Meister“, meinte Hans Bartel, „die Burschen, die ich Euch gebracht habe, sind durchaus zuverlässig, und Ihr könnt ihnen

getrost einfache, doch verantwortungsvolle Arbeit übertragen. Auf den Probebogen kommen nicht wenige Schmierereien und Fliegenköpfe\* vor. Dem könnte man abhelfen und schneller vorankommen, wenn ein jeder für seinen Teil verantwortlich wäre. Ihr würdet auf die Richtigkeit des Satzes achten, wir dagegen, die Unbewanderten, würden die übrige Arbeit unter uns aufteilen.“

Dem Meister war's recht; er übernahm den schwierigsten Teil der Arbeit, den des Setzens. Er stellte den Schriftkasten neben das Fenster, ein wenig geneigt, um mit dem Auge leicht alle Lettern übersehen zu können, und nahm einen Buchstaben nach dem andern heraus, um ihn in den Winkelhaken zu setzen.

Das war nicht einfach. Nachdem der Meister längere Zeit probiert, viele Fehler gemacht und zahllose Blätter verdorben hatte, dachte er sich schließlich die Spatien aus, die den Zeilen die nötige Breite und damit zugleich dem Satzblock ein festes Gefüge gaben.

Nun ging die Arbeit schneller vorwärts. Immer neue in den Winkelhaken gesetzte Zeilen ergriff der Meister mit seinen schmalen Fingern und brachte sie in die Satzformen.

Heinrich Kefer, der sich ein wenig in den Buchstaben auskannte, stellte die Formen zum Schutz der Seitenränder zwischen Blöcke und übergab sie Hans.

Die Tätigkeit des Aufträgers an der Presse war gleichfalls nicht leicht. Diese übernahm Hans Bartel. Er hielt ein kleines ledernes Kissen mit einem Griff, den Ballen, in der Hand, strich den Satz mit Farbe ein und befestigte ihn auf dem beweglichen Tisch, dem Formbrett. Einen guten Abdruck zu erhalten verlangte viel Geschick. Das weiche Papier fiel oft herunter, und die Ränder wurden beschmutzt. Beim Drucken mußte größte Sorgfalt beobachtet werden. Hans hatte auch das Papier zu beschneiden und darauf zu achten, daß die mit zwei oder drei Stiften befestigten und durch das Rähmchen

\* Auf dem Kopf stehende Buchstaben. (Anm. d. Übersetzers.)

angedrückten weißen Bogen gleichmäßig und faltenlos am Satz haftenblieben. Hatte er sich überzeugt, daß alles in Ordnung war, schob er das Formbrett unter die Presse, und der Presser, Berthold Ruppel, drückte den Hebel herunter. Nach dem Abdrucken hob Hans den von der einen Seite bedruckten Bogen von den Stiften ab, hängte ihn über eine Schnur zum Trocknen und machte sich daran, den Satz aufs neue mit Farbe einzustreichen. Heinrich Kefer überwachte das Trocknen der Bogen und sammelte sie für das Bedrucken der Rückseite wieder ein. Gutenbergs Oheim, der alte Prasser und Nichtstuer, machte sich schließlich auch noch bei der Sache nützlich. Er hatte lange Zeit im Hause herumgelungert, denn er fürchtete sich, auf die Straße zu gehen, obgleich der Krieg gegen den „Dickwanst“ und den „langen Pfaffen“ von den schrecklichen Zunftgenossen längst eingestellt war.

Eines Tages, als Lorenz vom Großhändler einen Ballen Papier brachte und, um ihn in den Verschlag unter der Treppe zu legen, erst das in den Ecken herumliegende verstaubte Gerümpel beiseite stoßen mußte, fing er laut an zu brummen:

„An der Zeit wäre es ja, in diesem verfluchten Loch einmal Ordnung zu schaffen. Ich habe so schon mehr als genug zu tun und soll hier noch im Kehricht herumwühlen.“

„Spiel dich nur nicht so auf!“ schrie Schöner ihn an.

Aber Lorenz ließ sich nicht einschüchtern.

„Nichts als von einer Tür zur andern schlendern und einem im Weg stehen, das könnt Ihr“, fuhr er fort. „Aber bald werden eines Nachts die Zunftgenossen kommen, ver mummt und mit eisernen Haken, und dann geht's los!“

Schon oft hatte Lorenz dem Grashüpfer einen Schrecken eingejagt, indem er sich die unwahrscheinlichsten Racheakte ausdachte, von denen er angeblich gehört hatte. Und der Greis hatte sich, schlotternd vor Angst, von dem Diener seines Neffen fast alles gefallen lassen.

So auch jetzt. Etwas zur Beruhigung seines Selbstbewußt-

seins vor sich hin redend, warf der alte Herr schließlich das Gerümpel aus dem Verschlag heraus und machte den Raum frei. Von diesem Tage an begann er für Ordnung zu sorgen und bezeichnete sich als den Lagerverwalter der Druckerei Meister Gutenbergs.

#### *DER GEWINN IST DIE HAUPTSACHE*

Das Unternehmen kam glänzend voran, die Leute arbeiteten mit Erfolg und waren guter Dinge. Es unterlag keinem Zweifel, daß in Kürze die Welt von der neuen Erfindung erfahren und das erste Buch, das Buch der zinnernen Hand, wie sowohl Kefer als auch Berthold sich ausdrückten, das Licht der Welt erblicken würde.

Einige gedruckte Seiten der Bibel lagen schon auf Gutenbergs Tisch. Niemand wagte sie anzurühren. Nicht einmal der Meister selbst wollte beim Anblick der wohlgestalteten schwarzen Buchstaben, die wie Mönche in feierlicher Prozession einherschritten, glauben, daß dieses Wunder aus seinen Händen hervorgegangen sei. Sein Blick blieb an den ausgesparten Stellen für die Überschriften haften, und er fragte sich, wessen Hand wohl auf diesen Bogen die kunstvollen, das große Buch schmückenden Verzierungen malen werde. Kein einziger Initialenmaler erschien ihm genügend begabt, daß er ihm seinen Schatz anvertrauen könnte.

„Es wird ein Meisterwerk werden“, flüsterte er, außerstande, sich von den vor ihm liegenden kostbaren Blättern zu trennen... „Die Menschen werden beim Anblick meines Buches vor Entzücken und Verwunderung ersterben!“

Als alles Papier verbraucht war und Geld für neues benötigt wurde, fand Gutenberg in seiner Kasse keinen einzigen Gulden mehr. Aber diesmal machte ihm der Geldmangel keinen Kummer. Fusts Haus floß ja von Gold über! Der Meister nahm einen Probeabdruck der lateinischen Grammatik und

begab sich zu dem Bankier in der festen Überzeugung, eine neue Anleihe zu erhalten.

Fust empfing ihn geschäftlich kühl und fragte sofort:

„Wie schreitet die Arbeit vorwärts? Werden wir bald etwas von dem Versprochenen zu sehen bekommen?“

Gutenberg zeigte ihm die Grammatik. Einige Druckfehler befanden sich darin, aber Fust bemerkte sie nicht. Er war sehr zufrieden, daß der Meister selbst kam, um ihm die Arbeit zu bringen. Fust war gewöhnt, die Menschen zu kaufen. Er kaufte Künstler, Lehrer, und jetzt hatte er einen Erfinder gekauft und war stolz darauf, daß er sich das leisten konnte. Nicht umsonst galt er als der reichste Mann der Stadt. Vor einigen Tagen hatte er einen Lehrer für seine Tochter erworben. Trotz der Vorstellungen seiner Frau, daß man für Christine, statt ihr das Schönschreiben beizubringen, einen passenden Mann suchen müsse, da sie doch schon heiratsfähig sei, hatte er darauf bestanden. Er war mit seinem Kauf sehr zufrieden, Christine ordnete sich dem Vater unter und war es gleichfalls, da der junge Mann durchaus ihrem Geschmack entsprach.

Peter Schöffers, wie der Lehrer hieß, stammte aus Gornheim. Er war lange in Paris gewesen und hatte dort als der beste Schreiber gegolten. Fust fragte nicht nach dem Grund seiner Übersiedlung nach Mainz. Als er erfuhr, daß der junge Lehrer alleinstehend war und keine Angehörigen besaß, bot er ihm auch an, in seinem Hause zu wohnen.

Die schöne Schrift Schöffers, seine kunstvollen Vignetten, Kopfleisten und Überschriften wurden in der ganzen Stadt bekannt, aber Fust wünschte nicht, daß außer ihm irgend jemand etwas von diesem Mann hätte.

Als Gutenberg von seiner Arbeit an der Bibel zu reden anfang und die ersten Bogen des Buches zu zeigen versprach, sobald Fust die Werkstatt wieder besuchen würde, drückte das Gesicht des Bankiers Beifall aus, und er kam erneut auf die Frist zu sprechen.

„Es handelt sich nicht nur um den Text“, sagte Gutenberg, „sondern um das Buch, und das kann erst erscheinen, wenn ich einen Initialenmaler finde.“

„Ihr wünscht einen Mann zum Ausmalen des Buches, um es einer Handschrift ähnlich zu machen?“

Gutenberg lächelte.

„Das brauche ich keineswegs; ich glaube, daß mein Buch selbst schön genug sein wird. Aber um ihm noch mehr Ansehen zu geben, müßten die Anfangsbuchstaben und die Vignetten in Farbe und Gold mit der Hand ausgemalt werden. Das ist mit meiner Presse nicht möglich.“

Fust dachte einen Augenblick nach und erklärte dann:

„Wegen des Ausmalens könnt Ihr ganz unbesorgt sein. Ich stelle Euch jemand dafür.“

„Ich brauche einen kunstfertigen Meister“, gab Gutenberg zu bedenken, „ich kann mein Werk nicht irgendeinem Nichtsköner anvertrauen.“

Fust zog die Brauen zusammen.

„Ich gebe Euch den besten Schreiber von Paris.“

Gutenberg sah ihn erstaunt an.

„Ja, ja“, antwortete Fust ungeduldig. „Ich habe ihn für Christine ins Haus genommen, damit er ihr das Schönschreiben beibringe. Er bekommt von mir ein Entgelt, dazu Kost und Logis, und von Euch werde ich für seine Arbeit nichts nehmen. Da könnt Ihr sehen, wie gut ich bin!“ Er lachte.

Das Lachen des Bankiers hatte für die andern immer etwas Erniedrigendes.

Gutenberg fragte kühl: „Wie heißt der Lehrer?“

Fust antwortete lässig: „Schöffer.“

„Schöffer?“ rief Gutenberg erfreut aus. Er hatte von Schöffer gehört. Wenn es derselbe wäre!

Ins Zimmer trat ein mittelgroßer, schwächig wirkender junger Mann mit nichtssagenden, wie ausgebliebenen Augen. Er blieb stehen und wollte, als er einen Besucher erblickte, sogleich wieder hinausgehen, aber Fust rief ihn heran:

„Peter! Komm einmal her! Das ist Meister Gutenberg. Du wirst ein Thema finden, worüber du dich mit ihm unterhalten kannst!“

Schöffers sah Fust ergeben an wie ein Hündchen seinen Herrn. Das gefiel dem Meister nicht. Ein guter Abschreiber muß seinen Wert kennen, dachte er und sagte:

„Ich wollte mit Euch über das Rubrizieren und Illuminieren sprechen.“

„Bring deine Kunstwerke her“, befahl Fust.

Schöffers sah den Meister schüchtern und zärtlich an und fragte mit einer leisen, fast weibisch klingenden Füststimme:

„Habt Ihr schon eine fertige Handschrift?“

„Ja“, antwortete Gutenberg schroff.

„Ihr wünscht, meine Arbeit in Augenschein zu nehmen? Ich bringe Euch sogleich etwas her.“

Nein, ein Liebediener ist er nicht, sagte sich Gutenberg, während er den Rücken und die abfallenden willenslosen Schultern Schöffers betrachtete, es mangelt ihm nur an Charakter. Man kann ihn um den Finger wickeln. Diese zärtlichen Augen, diese weiche Stimme... Er ist willenlos und eigensinnig wie ein Kind.

„Ich habe ein Ersuchen an Euch“, wandte er sich an Fust.

„Welches?“ fragte der Bankier.

„Ich brauche Geld zum Ankauf von Papier!“

„Schau einer an!“ sagte Fust grob. „Und der Kostenanschlag?“

„Der Kostenanschlag ist nicht genau aufgestellt. Ich konnte das nicht berechnen.“

„Das sieht den Adligen ähnlich!“ murmelte der Bankier durch die Zähne.

„Bei einem solchen Unternehmen läßt sich nicht alles vorausehen. Ich habe viel Papier verdorben, weil ich das Buch so schön wie möglich haben wollte. Es sollte besser werden als ein mit der Hand geschriebenes.“

„Es darf sich von einem mit der Hand geschriebenen nicht unterscheiden!“

„Ich will aber, daß es schöner wird“, widersprach Gutenberg.

„Warum?“ Fust hob den Kopf, und kalt blitzte es in seinen Augen auf. „Niemand soll auf den Gedanken kommen, daß es nicht mit der Hand geschrieben ist.“

„Was?“ rief Gutenberg.

„Niemand soll wissen, daß die Bibel, die wir herauszugeben beabsichtigen, mit einer zinnernen Hand hergestellt ist, wie die Erfindung ja von Euren Leuten genannt wird.“

Gutenberg blickte den Bankier entrüstet an.

„Warum? Ihr wollt mir die Freude nehmen, der Welt ein neues Wort, eine neue Kunst zu schenken? Mich, den Erfinder, wollt Ihr einem gewöhnlichen Abschreiber gleichstellen!“

„Meister Gutenberg!“ erwiderte Fust hart und bestimmt. „Was versteht Ihr schon von geschäftlichen Dingen! Wüßtet Ihr mehr davon, würdet Ihr nicht weiteres Geld von mir haben wollen. Ihr würdet mit dem reichen, was ich Euch schon gegeben habe. Da Ihr nun aber gekommen seid, so hört: Ich pflege mein Geld nicht zum Fenster hinauszuerwerfen. Ich will von ihm einen Gewinn haben. Mit der Hand geschriebene Bücher kosten fünfhundert bis achthundert Gulden das Stück und bedürfen zu ihrer Herstellung mehrerer Jahre. Wer gibt Euch soviel Geld, wenn er erfährt, daß Ihr in einem einzigen Jahre ein Dutzend gleichlautender Exemplare herstelltet?“

Gutenberg rieb sich die Stirn.

„Daran habe ich nicht gedacht.“

„Aber ich, und ich sage Euch folgendes.“ Fust machte eine Pause. „Geld erhaltet Ihr von mir nur unter bestimmten Bedingungen. Ich komme morgen in die Werkstatt, und dann sprechen wir darüber, jetzt habe ich leider zu tun.“

Damit verließ er das Zimmer.

## DIE UNTERRICHTSSTUNDE

Die Schülerin war eigensinnig und launisch. In der ersten Zeit konnte Schöffner mit ihr auskommen, da sie seinem Wissen eine hohe Achtung entgegenbrachte. Je mehr aber die Schelmin den schwachen Charakter ihres Lehrers entdeckte, desto mehr wuchs ihr Mutwille.

Zu Anfang der Stunde ging alles gut. Christine setzte aus Silben Worte zusammen, fuhr mit ihrem rosigen Fingerchen die Zeilen entlang, nestelte ab und zu an ihrem Halstuch, wenn es sich verschoben hatte. Die schönen Anfangsbuchstaben in den Büchern zogen sie an. Kühn setzte sie Worte zusammen, ohne das Geschriebene zu verstehen. Während die Mutter allmählich, völlig von dem einwandfreien Benehmen des Lehrers und der Wohlerzogenheit ihrer Tochter überzeugt, die Stunden zu überwachen unterließ, erfand Christine immer neue Streiche, um Peter Schöffner zu kränken. Besonders unerträglich war sie, wenn es sich ums Schönschreiben handelte. Sie verlangte, daß der Lehrer ihr Händchen anfaßte und es über die Wachstafel führte. Mit hintergründigem Lachen bewegte sie ihre Finger, als ob es über ihre Kraft ginge, den Griffel zu halten, und flüsterte ihrem Lehrer ins Ohr:

„Mama schläft, wir sind allein, wir können uns ausruhen!“

Vor Aufregung in Schweiß gebadet, warf Schöffner einen Blick zu der im Sessel eingeschlafenen Frau Margarete hinüber und war auf neue Unarten seiner Schülerin gefaßt.

Nein, sagte er zu sich selbst, ich kann einem erwachsenen Mädchen keinen Unterricht erteilen... Ich muß das aufgeben... Morgen gehe ich zu ihrem Vater...

Aber am nächsten Tage kam Schöffner wiederum zum Unterricht, von Christine erwartet, die züchtig neben der Mutter auf dem Sofa saß.

Mit niedergeschlagenen Augen und keuscher Unschulds-

miene setzte sie sich an den Tisch am Fenster, und Schöffers Qualen begannen.

Heute war sie besonders mutwillig. Sie kam so nahe an Schöffer heran, daß ihre bauchigen Röcke seine Knie berührten.

Er wollte abrücken, aber sie ließ den Griffel fallen und veranlaßte den Lehrer, unter den Tisch zu kriechen. Zerzaust und rot tastete er den Boden ab, während sie ihm mit dem Schuh auf die Hand zu treten versuchte.

Als er den Griffel aufgehoben und wieder seinen Platz eingenommen hatte, blickte Christine mit unschuldiger Miene zur Mutter hin, die auf dem Sofa saß und die Maschen an ihrer Strickarbeit zählte. Christine nahm den Griffel, den ihr der Lehrer reichte, und fragte flüsternd:

„Ist es wahr, daß die Türken mehrere Frauen haben?“

Schöffer errötete bis über die Ohren und strich sich das Haar glatt.

„Wer hat Euch denn das gesagt?“ fragte er.

„Ich weiß es. Alle sagen es. Habt Ihr denn noch nichts davon gehört?“

Ein Ereignis erschütterte ganz Europa: Türkische Horden hatten Konstantinopel besetzt. In der Stadt wurde von nichts anderem gesprochen, und ein jeder urteilte von seinem Standpunkt aus darüber. Für die Frauen war es das tollste, daß nach türkischem Gesetz ein Mann mehrere Frauen haben durfte. Schon stöhnten und jammerten viele, weil sie befürchteten, daß die Türken kommen und sie sich holen könnten.

Christine hatte diese Gerüchte von den Mägden gehört und ihrem Lehrer, dessen Schüchternheit sie ja kannte, absichtlich eine solche Frage gestellt. Als sie merkte, wie verlegen er war, beschloß sie, ihr Opfer endgültig zur Strecke zu bringen.

„Möchtet Ihr wohl ein Türke sein?“ fragte sie so laut, daß es die Mutter hören konnte.

Schöffer verlor endgültig die Fassung. Er stand auf und wollte sich entfernen, aber Christine hielt ihn fest.

„Ich weiß nicht, welcher Buchstabe das ist!“ sagte sie launisch, auf das Buch weisend.

Schöffer sah hilflos zu Frau Margarete hin. Die aber zählte eifrig ihre Maschen und beachtete ihre Tochter nicht.

Christine setzte ihren Angriff fort.

„Wenn mich die Türken raubten, würdet Ihr Euch wohl zu meiner Rettung aufmachen?“

„Aber so hört doch auf!“ bat Schöffer flehentlich.

Frau Margarete hob den Kopf von ihrem Strickzeug. Christine saß aufgerichtet und steif da und fuhr mit dem Finger die Zeilen der Buchseite entlang. Der Lehrer stand mit verstörtem Gesichtsausdruck daneben. Die Mutter konnte seine Hand nicht sehen, die Christine unter dem Tisch in ihrer Linken zusammenpreßte. Eine heruntergefallene Masche veranlaßte Frau Margarete, sich wieder in ihre Arbeit zu vertiefen.

Schöffer entriß seine Hand dem rosigen, warmen Händchen des Mädchens und sagte stockend:

„Vielleicht beschäftigt wir uns lieber mit Rechnen? Das Lesen geht heute schlecht.“

Er nahm das Rechenbrett vom Tisch und reichte es seiner Schülerin. Sie lachte und zeigte ihre herrlichen gesunden Zähne.

„Mit Rechnen?“ rief sie laut. „Das ist ja noch schlimmer als Lesen!“ Und flüsternd fügte sie hinzu: „Für Euch!“

Schöffer sah sie beschwörend an. Sein ergebenere und eingeschüchtertere Anblick reizte Christine noch mehr. Sie schaute zu ihrer Mutter hinüber, als müsse sie erst überlegen, was anzustellen am lustigsten sei. Plötzlich stand sie entschlossen auf und sagte in ernsthaftem Ton, zur Mutter gewandt:

„Ich habe mein Taschentuch im Schlafzimmer vergessen. Könntet Ihr, liebe Mutter, es nicht holen, während ich die mir von Herrn Schöffer gestellte Aufgabe löse?“

Nichtsahnend erhob sich Frau Margarete und ging zur Tür.

Kaum war die Mutter verschwunden, so lief Christine zu ihrem Lehrer hin und bestürmte ihn:

„Nun, los!“

„Was?“ murmelte er.

„Küßt mich!“

Sie hielt ihm ihre rosige Wange hin. Mit Schöffers Fassung war es aus.

„Ich habe Euch ja gleich gesagt, daß Rechnen noch schwerer sein wird als Lesen“, sagte sie, immer noch den ernsten Ton wahrend. Plötzlich brach sie in lautes, hemmungsloses Gelächter aus. „Dummkopf, Dummkopf!“ wiederholte sie unter Lachen. „Gleich ist die Mutter zurück, und wir sind mit unserer Rechenstunde nicht fertig geworden. Ihr selbst habt mir schon oft wiederholt, was in den Schriften des Hieronymus über die Erziehung einer Jungfrau geschrieben steht: ‚Besorgt sein, daß ihr der Unterricht nicht verhaßt wird, sie mit kleinen, ihrem Alter entsprechenden Geschenken aufmuntern!‘ Warum wollt Ihr seinem Rate nicht folgen?“

Schöffers wußte nicht, was er tun sollte, und wich einen Schritt nach dem andern zur Tür zurück. Christine wandte sich von ihm ab und fing laut an zu weinen. Da lief er zu ihr hin, um sie zu beruhigen.

„Und ich dachte schon, Ihr hättet überhaupt kein Gefühl“, sagte sie und schmiegte ihre tränenüberströmte Wange an sein kurzes, sauberes Wams.

Worauf er sich daranmachte, ihre Augen mit Küssen zu trocknen.

„Das hätte schon viel früher geschehen müssen“, flüsterte sie, „ich habe nun lange genug gewartet.“

Auf der Schwelle stand Frau Margarete und zupfte sprachlos vor Überraschung an dem Spizentüchlein in ihrer Hand.

Europa vermochte Byzanz zwar keine Unterstützung zu erweisen, es war aber zutiefst erregt über die „Frechheit“, daß Konstantinopel besetzt wurde. Der Papst versprach all denen Vergebung ihrer Sünden, die für einen Krieg gegen die Türken Geld gäben. Die Geistlichkeit betrieb den Verkauf von Ablaßzetteln. Die Nachfrage nach „Quittungen für die ewige Seligkeit“ stieg ins ungeheure.

Der fromme Peter Schöffler erfüllte widerspruchslos alles, was die Kirche von ihm verlangte. Er beschloß, zu Paulinius Zepp zu gehen, der die päpstlichen Ablässe verkaufte.

Paulinius Zepp war seit langem mit Schöffler bekannt. Der kunstfertige Ausmaler hatte ihm häufig bei der Ausstattung der heiligen Urkunden geholfen. Paulinius, der rund war wie ein Kürbis, kam Peter entgegengetrippelt und begrüßte ihn, mit den etwas kurzen Armen, die wie die Flügel eines gerupften Huhns wirkten, in der Luft herumfuchtelnd.

„Du kommst wie gerufen!“ rief er, mit der Zunge anstoßend, als ob er ein Geldstück im Munde hin und her drehte. „Wir sind ausverkauft wie die Kaufleute nach einem Jahrmarkt. Wir können mit der Lieferung der Ware gar nicht nachkommen.“

Der Mönch führte den Besucher in seine geräumige Zelle, auf deren Gesimsen irdene, Nonnen darstellende Gefäße aufgestellt waren.

„Wo steckst du denn, daß man dich in der Stadt überhaupt nicht mehr sieht?“

Schöffler berichtete ihm von seinem neuen Amt als Lehrer, erwähnte aber nichts von dem eigenartigen Charakter seiner Schülerin. Paulinius Zepp ahnte aber etwas. Er zwinkerte Schöffler zu und ermahnte ihn, die günstige Gelegenheit in einem so reichen Hause ja beim Schopfe zu fassen.

„Ich wollte mir die Vergebung meiner Sünden erkaufen“, sagte der Initialenmaler ausweichend und bescheiden, aber

der Dickwanst brach in ein unverfrorenes, speichelnasses Lachen aus.

„Schon gut, schon gut, du kommst auch ohne Ablasszettel ins Paradies, wo wir alle sein werden, das besorgen wir schon! Hilf mir lieber beim Abschreiben. Glaube mir, die Menschen sind wie außer Rand und Band. Zwei Jahre lang habe ich mich nun mit der Sache beschäftigt, und sie hat mir nichts eingebracht. Was hat man den Leuten nicht alles über die Qualen in der Hölle vorgefaselt! Wieviel drohende und anklagende Worte habe ich nicht verschwendet, um die Sündigen dazu zu bewegen, ihre Groschen dem Papst zu spenden! Sie hörten ja gar nicht hin. Aber jetzt, wo der schöne Handel mit Byzanz geplatzt ist, da kommen so viel Christen gelaufen, daß es kein Halten ist! Ob du es glaubst oder nicht, wir kommen mit den päpstlichen Zetteln gar nicht nach. Alle wollen sie ins Paradies. Hahaha! Aber das tut nichts, Platz ist genug da!“

Er lachte lange, es war wie ein Gurren.

Trotzdem kaufte Schöffer einen Ablasszettel. Als er sich die schiefen, flüchtig hingekritzelt Buchstaben ansah, erinnerte er sich seines Besuchs bei Gutenberg.

Er hatte mit Fust zusammen die Werkstatt des Erfinders aufgesucht und Schriftproben von sich mitgebracht. Gutenberg hatte sie betrachtet, seine Zufriedenheit geäußert und ihm eine Arbeit anvertraut. Er hielt seine Erfindung nicht mehr geheim und zeigte die Druckerei mit Stolz einem jeden, der kam.

Schöffer sah lange zu, wie der Meister kleine Metallettern aus einem Kasten nahm und schnell einen Satz aus ihnen zusammenstellte. Er konnte Ausrufe der Bewunderung nicht unterdrücken, so eigentümlich und spannend war es zu beobachten, wie vor seinen Augen so viele in Form und Aussehen gleichmäßig bedruckte Bogen entstanden.

Gutenberg seinerseits war von der Begeisterung Schöpfers beglückt, und seine Augen strahlten. Diesen nicht mehr jun-

gen, großen, bärtigen Mann verlangte es naiv wie ein Kind nach Anerkennung, und er freute sich über das staunende Gesicht des in der ganzen Stadt bekannten Buchstabenmalers.

Peter Schöffler drückte ihm begeistert die Hand und sagte, daß seine Erfindung eine ungewöhnliche Kunst und ihr Schöpfer ein sehr großer Mann sei.

„Ich werde mich unsagbar glücklich schätzen, mit Euch zu arbeiten“, fuhr er fort, und seine Stimme zitterte, so aufrichtig war seine Erregung, als er aus den Händen des Meisters die Bogen zum Ausmalen in Empfang nahm.

Auch Fust war zufrieden gewesen, ohne jedoch seine Billigung zu äußern. Als die Rede auf Geld kam, hatte er die Zähne zusammengebissen und dem Meister eine ansehnliche Summe aufgezählt. Die ganze übrige Zeit, während der der Bankier in der Werkstatt blieb, hatte er nicht mehr den Mund aufgetan, obgleich er offenbar für alles, was er dort erblickte, Interesse besaß.

Schöffler begab sich nach seinem Besuch bei Paulinius Zepp zu Gutenberg in die Werkstatt, um ihm einen Gedanken mitzuteilen, der ihm inzwischen gekommen war.

Er war äußerst betrübt, den Meister nicht anzutreffen, und ging nach Hause, wo er Fust das erzählte, was ihm nach seinem Gespräch mit dem Mönch eingefallen war.

Am folgenden Morgen half er Gutenberg bereits den Text des Ablaßzettels, den er bei dem Mönch gekauft hatte, zu setzen. Sie benutzten eine kleine, ältere Schrift, die der Meister für den Druck der Bibel nicht verwenden wollte.

Diese Zettel wurden zusammen mit einem kurzen, gegen die Ungläubigen gerichteten Aufruf an die Christen in kurzer Zeit fertiggestellt und mit Paulinius' Hilfe schnell verkauft.

Sie sahen genau wie mit der Hand geschrieben aus. Zwischen den Zeilen war Raum gelassen, um den Namen des Käufers, den Ort und das Datum des Erwerbs einzusetzen. Nur die allerletzten Abdrücke gerieten blaß, weil sich das weiche Blei der Schrift zu stark abgenutzt hatte. Es weiter in

der Sache zu verwenden war nicht möglich. Das brachte Schöpfer auf neue Gedanken. Er machte sich eingehend mit der Herstellung der Lettern vertraut und fand, daß es notwendig sei, einige Verbesserungen einzuführen.

Meister Gutenberg ist ein großer Mann, dachte der von der neuen Kunst begeisterte junge Initialenmaler, aber er sieht nicht das, was ich sehe. Man müßte ihm vorschlagen, die Formen für die Lettern aus härterem Metall herzustellen, vielleicht aus Messing, damit sie von der Hitze nicht ihre Form verlieren, wie das mit dem Blei geschieht. Außerdem scheint mir, daß es besser wäre, sie nicht zu gießen, sondern auszustanzen. Dann könnte man noch kleinere Lettern herstellen, die obendrein schöner sein dürften. Ich habe eine gute Handschrift, ich werde mit dem Meister sprechen und mich, wenn er es erlaubt, damit beschäftigen. Dann mache ich ein Modell und versuche eine härtere Metallegierung auszudenken.

Aber Schöpfer sollte nicht dazu kommen, diese Absichten bei Gutenberg zu verwirklichen. Die Beziehungen zwischen ihm und Christine steuerten mit jedem Tag schneller einer Katastrophe zu. Das Mädchen wollte in den Unterrichtsstunden überhaupt nicht mehr lernen. Die willenlose Mutter, die sie in ihre Neigung für den Lehrer eingeweiht hatte, fürchtete sich, dem Vater etwas davon zu sagen, und die eigenwillige Tochter tat, was sie wollte.

Schöpfer war mehr tot als lebendig. Er fühlte, wie sich das Gewitter über seinem Kopf zusammenzog, aber er war nicht imstande, ihm auszuweichen. Nach wie vor blickte er Christine mit den treuergebenen Augen eines verängstigten Hündchens an und überließ es ihr, ganz nach ihrem Ermessen zu handeln.

Mit ihrem Scherzen und Lachen war es vorbei. Ihre heftigen Ausfälle hatten einer Besinnlichkeit Platz gemacht. Stundenlang saß sie untätig mit einer Stickei auf dem Schoß am Fenster, den Blick verträumt in die Ferne gerichtet. Ihre Wangen wurden sogar ohne einen Talisman blaß. Die Lachlust und die so reizvolle jugendliche Unberechenbarkeit waren in

den Ernst eines jungen Weibes umgeschlagen, das eine tüchtige Hausfrau zu werden versprach.

„Mein Vater tut das, was ich will“, sagte sie zu Schöffner. „Er liebt mich. Ich kann von ihm die Zustimmung zu unserer Heirat erlangen, aber ich bin Eurer nicht sicher. Jawohl, macht kein so verwundertes Gesicht! Nicht Ihr habt zuerst von Euren Gefühlen gesprochen, sondern ich war es. Vielleicht hättet Ihr Euer ganzes Leben neben mir verbracht, ohne die geringste Notiz von mir zu nehmen! Ein Waschlappen seid Ihr! Ihr könnt mich nicht schützen, wenn es nötig wäre. Solch einen Mann will ich nicht! Schon morgen könnte ich den alten Kaufmann heiraten, der uns an jedem Feiertage besucht! Er ist reich und wird immer für mich einstehen. Daß er alt ist, das ist sogar besser. Da wird er wenigstens nicht wie Ihr anderen Mädchen nachblicken.“

„Aber wann hätte ich . . .“ Schöffner versuchte sich zu verteidigen, doch Christine ließ ihn gar nicht zu Wort kommen.

„In meiner Gegenwart wagt Ihr es nicht, aber wenn ich nicht dabei bin, oho! Still! Ein Türke seid Ihr! Jawohl! Ich will aber keinen Türken zum Mann!“ Mit gespielter Entsetzen wandte sie sich ab, und Schöffner mußte sie beruhigen.

Solche Gespräche führten die Verliebten oft miteinander, beschuldigten sich gegenseitig nicht begangener Sünden und bereuten nicht vorhandene Vergehen.

Schöffner war erfüllt von seiner Liebe, von der Angst vor Fust und dem Bangen vor dem morgigen Tag. So kam er auch nicht dazu, Gutenberg von seinen Ideen zu erzählen. Mit feinstem Pinsel malte er die Anfangsbuchstaben auf den Seiten der nicht mit der Hand geschriebenen Bibel aus, verflocht goldene Blätter von Weinreben mit bunten Fächern von Pfauenfedern und dachte dabei ununterbrochen an seine Christine und ihre berückende Schönheit und Jugend.

Mehr als vier Jahre waren vergangen, seit Johann Fust mit Meister Gutenberg den Vertrag über die Bibelausgabe abgeschlossen hatte, und das Buch war noch immer nicht fertig. Der praktisch veranlagte Bankier begann die Geduld zu verlieren. Er wollte in den vertraglich festgesetzten Termin von fünf Jahren nicht nur das Drucken, sondern auch den Verkauf des Werkes einbezogen wissen.

Oftmals hatte er deswegen mit Meister Gutenberg Streit.

Als er wieder einmal, wie es seine Gewohnheit war, in die Werkstatt kam, um „die Sache voranzutreiben“, entrüstete ihn das Verhalten der Gesellen. Meister Johann war nicht an seinem Platz. Hans Bartel, dieser Faulenzer und Betrüger, wie nach Fusts Überzeugung alle gegen Lohn Arbeitenden, dachte nicht daran, seine Arbeit zu unterbrechen, als er des Bankiers ansichtig wurde, und in Erwartung eines huldvollen Wortes eine Verbeugung zu machen. Vorsichtig nahm er den feuchten Bogen vom Satz und wandte nur den Kopf, um auf Fusts Frage, wohin der Meister gegangen sei, kaum vernehmbar zu murmeln: „Ich weiß nicht.“

Sogar Gutenberg, der Fust an Starrsinn und Willenskraft nichts nachgab, erwies doch seinem Teilhaber die nötige Achtung. Aber so ein Nichts von einem Gesellen wagte es, ihn zu übersehen, ihn, den eigentlichen Herrn des Unternehmens! Der Bankier betrachtete den Meister nicht als Herrn. Der wirkliche Herr war er, Fust! Sein Geld steckte in der Sache! Der Erfinder war für ihn nichts anderes als ein großer Kauf.

Fust holte aus, um kaltblütig, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, Hans ins Gesicht zu schlagen, aber plötzlich fiel ihm das Geheimnis ein. Das Geheimnis . . . Er, der reiche Mann, der Bankier, der von allen beneidete Johann Fust, auch er hing von dem guten Willen dieses Kerls ab! Dieser dreckige Lump von Geselle brauchte nur auf die Straße zu gehen und auszuplaudern . . .

Fust ließ die Hand sinken und knirschte nur vor Wut mit den Zähnen. Es war das eines seiner Mittel, sich in der Gewalt zu behalten. Er wandte sich an Lorenz, der in der Tür stand:

„Wo ist der Herr?“

„Fortgegangen!“ antwortete Lorenz mit Unschuldsmiene.

„Das weiß ich, du Dummkopf!“ murmelte Fust. „Wohin ist er gegangen?“

„Auf die Straße!“ erklärte Lorenz mit der gleichen biederen Treuherzigkeit und sah dem Bankier in die Augen.

Fust merkte, daß sie sich über ihn lustig machten.

Schurken! dachte er mit verhaltener Wut. Sie fühlen ihre Macht und haben sich gegen mich verschworen. Dieser Meister läßt dem Gesindel ja völlig freie Hand... Na, warte nur! Ich werde 's dir schon zeigen!

Ohne weiter ein Wort zu sagen, machte Fust kehrt und ging in das Zimmer des Meisters, um hier dessen Rückkehr zu erwarten.

Alle atmeten auf, als er aus der Werkstatt war.

„Dieser Stierker!“

„Vergoldeter Ölgötze! Muß die Nase in alles stecken!“

„Hat das Geld gegeben und denkt nun, er ist der Herr! Da kann er lange warten! Wir arbeiten bei Meister Gutenberg. Pfeifen werden wir ihm was!“

Nur Konrad aus Swenheim, der Schwächste in der Arbeit, sagte nichts und dachte bei sich, daß man so auf die Reichen nicht schimpfen dürfe. Leute, die eine volle Geldbörse haben, finden doch immer Mittel und Wege, die Habenichtse an die Wand zu drücken.

Er brummte etwas in seinen Bart und rührte mit einem Stöckchen in seiner Farbe, um damit zu verstehen zu geben, daß er an der allgemeinen Unterhaltung nicht beteiligt sei.

Fust wartete, bis Gutenberg kam. Er wies ihn darauf hin, daß die Lettern zu groß, zu dick und zu plump seien und in den Abzügen unklar und blaß gedruckte Stellen vorkämen.

Gutenberg vermochte nichts dagegen einzuwenden. Er hatte selbst schon oft darüber nachgedacht. Hans Bartel und Berthold Ruppel setzten alles daran, so sorgfältig wie möglich zu arbeiten, und die von dem Bankier genannten Mängel entfielen nicht auf ihr Schuldkonto.

„Es muß wohl an der Zusammensetzung des Metalls liegen“, sagte Gutenberg schließlich.

„Nein, ich glaube vielmehr“, äußerte Fust schroff, „Eure Abdrucke sind darum häßlich, weil Ihr Euch viel zu lange damit abgebt!“

Gutenberg wurde blaß. Häßlich! Dieses Wort versetzte ihm einen Schlag.

„Nein“, erwiderte er mit zitternder Stimme, „das ist nicht wahr! Zweifellos könnten sie schöner sein, aber häßlich sind meine Buchstaben nicht!“

Mit größter Zärtlichkeit führte er einige nicht vollendete Seiten an die Augen und betrachtete sie lange und mit dem Ausdruck solcher Besorgtheit und solchen Glücks, daß dies sogar dem gereizten Bankier nicht entging und er spöttisch dazu grinste.

„Man könnte meinen, Ihr hättet sie mit Eurem eigenen Blut geschrieben“, bemerkte er.

„Mein ganzes Leben habe ich ihnen gewidmet“, sagte Gutenberg leise und ernsthaft.

Fust erzählte dem Meister von Hans Bartels unehrerbietigem Verhalten und verlangte, den frechen Gesellen in Strafe zu nehmen, aber Gutenberg weigerte sich. Er lehnte es sogar ab, Hans ins Zimmer zu rufen und ihn zu veranlassen, sich bei dem Bankier zu entschuldigen.

„Ihr seid ein Feigling! Fürchtet Euch vor Euren eigenen Untergebenen!“ sagte Fust, rot vor Zorn. „Ihr werdet sehen, sie werden Euch in den Rücken fallen, und das sehr bald! Hört auf mich! Ich weiß, was ich sage! Es muß ihnen die Möglichkeit genommen werden, das Geheimnis auszuplaudern. Eingeschüchtert müssen sie sein, zittern müssen sie vor Furcht,

allein bei Eurem Anblick. Andernfalls dürften wir alles mögliche von dem Gesindel zu gewärtigen haben!“

Gutenberg schleuderte ihm einen erzürnten Blick zu.

„Fallt Ihr mir nur nicht in den Rücken, auf meine Gesellen kann ich mich verlassen!“

Diese Worte klangen Fust noch in den Ohren, als er schon zu Hause war.

Fallt Ihr mir nur nicht in den Rücken! Was für eine Dreistigkeit! Es war klar, der Meister betrachtete ihn nicht als den Herrn. Vor Wut knirschte Fust mit den Zähnen. Hätte er nicht befürchtet, der große Gewinn, den er sich von dem Unternehmen versprach, könnte in andere Taschen fließen, auf der Stelle hätte er diesem Kerl das Geld weggenommen.

Finsteren Gesichts stieg er die Treppe zum zweiten Stockwerk seines Hauses hinauf und begab sich ins Zimmer der Tochter. Ihr leichtes Geplapper würde sein erhitztes Gemüt wieder besänftigen.

#### *DIE GEWITTERWOLKE*

„Nicht weit von hier gibt es ein Dorf, ich weiß nur nicht mehr, wie es heißt, da hat doch der Gottseibeius seine Possen getrieben! Aber du hörst ja gar nicht zu . . .“

„Doch“, sagte Christine zerstreut, während sie durch das Fenster über dem Treppenpodest nach jemand ausspähte.

„Ich höre, ich höre, sprich weiter!“ Sie stand auf, öffnete ein wenig die Tür zu ihrer Schlafstube und setzte sich wieder auf die Truhe neben die alte Kinderfrau.

„Zuerst also“, fuhr die andere mit einem Seufzer in ihrer Erzählung fort, „hat der Böse alle gegen einen Mann namens Gerlach aufgewiegelt. Der brauchte nur in ein Haus zu kommen, schon hatte der Böse den Hader entfacht. Und die Leute fingen an, den Gerlach zu fürchten . . .“

Christine schmiegte sich an die Schulter der Greisin. Ihre

Augen waren dunkel vor Erregung. Hastig hob und senkte sich ihre enggeschnürte Brust. Mehrere Male wandte sie lauschend den Kopf.

„Ja, so war das! . . . Dann kamen aus Mainz Priester mit Reliquien und Kreuzen, die sollten den Bösen aus diesem Ort vertreiben. In einem jener Häuser hielten sie einen Gottesdienst ab, und als sie dann weggingen, erhob doch der Widersacher ein Höllengelächter und schrie, daß er unter der Kapuze des Priesters gegessen habe, der so eifrig seine Gebete herunterlas.“

Christine zuckte zusammen.

„Hörst du? Auf der Treppe!“

„Was hast du denn . . . Unser Haus ist doch mit Weihwasser besprengt. Die heilige Mutter Gottes mit dem Kinde beschützt jede Stube.“

„Es kommt jemand . . . hierher . . .“, flüsterte Christine.

„Wer soll denn kommen?“

„Die Treppe herauf, hörst du nicht?“

„Ich höre nichts. Wer kann denn kommen? Es ist ja niemand da.“

„Der Vater!“ sagte Christine entsetzt. „Was wird, wenn er nun hierbleiben will? Du weißt . . .“

Sie kam nicht zu Ende. Fust war schon auf dem Treppenedest. Er bemerkte den Schreck auf dem Gesichtchen der Tochter, ihr verstörtes Aussehen und ihre Blässe.

„Was ist dir?“ fragte er besorgt, während er sie an sich zog und auf die Stirn küßte. „Weshalb bist du denn so erschrocken, als ich kam?“

„Ich . . . Nein . . . Es schien Euch nur so . . .“, murmelte sie.

Fust wandte seinen Blick der Alten zu, die schuldbewußt dastand.

„Verzeiht mir Sünderin. Ich werde es nicht wieder tun und zur Nacht Geschichten erzählen.“

„Ewig diese gräßlichen Schauermärchen!“ brummte Fust. „Immer wieder über den Teufel! Geh!“ fuhr er die alte

Kinderfrau an. „Und verschone das Kind endlich mit diesem Unsinn. Ich will, daß sie lacht und zärtlich zu mir ist. Sieh mich an, du Dummerchen!“ wandte er sich an Christine. „Beten und weinen kannst du, wenn du einmal alt bist, jetzt heb den Kopf hoch. So! Ich kann diese alten Schwätzerinnen nicht leiden.“ Er blickte die Alte wütend an. „Nach Verwesung riecht’s von ihnen. Also, mein Kind, setz dich her und erzähle schon, womit sie dir einen Schreck eingejagt hat.“

Er zog seine Tochter an sich und setzte sich mit ihr auf die Truhe. Christine hatte sich inzwischen von ihrem Schrecken erholt.

„Was bin ich doch für ein Hasenfuß“, sagte sie. „Die Kinderfrau hat mir etwas vom Teufel erzählt.“ Plötzlich sprang sie auf, riß sich vom Vater los und stürzte der Alten nach.

„Warte mal, Altchen!“

„Wohin denn, Kind?“ rief er ihr nach.

Aber Christine flüsterte schon der Alten ins Ohr:

„Gute, Beste, ich werde dir ewig dankbar sein . . . Gleich kommt der Lehrer über die Geheimtreppe in meine Kammer, er hat den Schlüssel. Halt ihn auf, hilf mir . . .“

Die Frau, die den Herrn bis in den Tod fürchtete, murmelte etwas und verbarg sich hinter der Tür.

„So, nun ist alles vorbei! Wie dumm ich doch bin!“ sagte sie in gespielter Sorglosigkeit, während sie vom Gesicht des Vaters abzulesen versuchte, weswegen er gekommen sein mochte und ob er wohl lange bleiben würde.

Fust kam selten zu seiner Tochter ins Zimmer, und noch seltener war er zärtlich zu ihr, obgleich er sie sehr liebte und mit teuren Geschenken verwöhnte. Er hörte den falschen Ton in ihrer Stimme und geriet in Verlegenheit. Nur allzu deutlich fühlte er, sie war über seinen Besuch nicht erfreut. Und gerade jetzt verlangte es ihn so sehr nach ihrem kindlichen Geplauder und glücklichen Lachen.

Christine aber beklagte sich über Kopfschmerzen und

äußerte den Wunsch, so bald wie möglich schlafen zu gehen. Alle Fragen des Vaters beantwortete sie zerstreut und ohne richtig hingehört zu haben.

Ich hätte ihr ein goldenes Ringelchen oder Ohrgehänge mitbringen sollen. Man muß eben nicht mit leeren Händen kommen. Er gab seiner Tochter einen Kuß auf die Stirn und wünschte ihr eine gute Nacht.

Christine horchte auf die sich entfernenden Schritte des Vaters und schlüpfte klopfenden Herzens zu ihrer Stube hinüber. An der Tür wartete die Kinderfrau.

„Was du dir nur ausgedacht hast!“ begann sie zu schelten. „Wirst uns alle ins Unglück stürzen!“

„Ist er gekommen?“ fragte Christine kaum vernehmbar.

„Hinter dem Schrank steht er! Ich sage ja, wir versündigen uns.“

„Zum ersten und letzten Mal, Altchen. Sei nicht böse! Der Vater ist fort und kommt nicht wieder her.“

„Nun, meineten!“ Die Kinderfrau willigte ein. Dann sprach sie zum Schrank hin: „Nun, komm schon!“

Schöpfer trat hervor. Er war blaß und zitterte schon bei dem Gedanken, was wäre, wenn Fust noch einmal zurückkäme.

„Geh schlafen, meine gute Alte“, flüsterte Christine, die Kinderfrau hinausdrängend. „Herr Schöpfer wird nur eine kleine halbe Stunde hierbleiben. Bei Gott nicht länger!“

Dann wandte sie sich energisch dem Lehrer zu:

„Hört Ihr!“ Aber gleich darauf in verändertem Ton: „Mama ist krank und liegt zu Bett, niemand wird uns stören. Wir wollen miteinander sprechen und uns über alles klarwerden.“

In der Stube war es dunkel, nur eine Kerze brannte. Ihr Lichtschein fiel auf den Teppich vor der breiten Bettstelle, die hinter den Falten eines schweren Vorhangs verborgen war. Auf dem Teppich lagen wie zwei sich mit ihren Schnäuzchen stoßende Mäuse Christinens Schuhe.

Sie setzte sich auf die breite Truhe in italienischer Schnitz-

arbeit. Schöffer stand ihr schweigend gegenüber wie ein Küken, das den Händen des Kochs entschlüpft ist. Das Mädchen wartete darauf, was er sagen würde, aber er brachte nicht ein Wort über die Lippen; er nahm nur ihre Hand und streichelte zaghaft jeden einzelnen ihrer Finger, als seien sie aus Porzellan.

Christine nahm zwar ihre Hand nicht fort, doch auch sie vermochte kein einziges Wort zu sagen. Als sie dieses Stillesein verlangte, hatte sie nicht vermutet, daß sie, mit dem jungen Mann im Zimmer allein geblieben, so verlegen sein würde.

Lange dauerte das Schweigen. Christine sah ein, daß sie es zu brechen hatte. Sie zog ihre Hand zurück und flüsterte:

„Nun also . . . Wie nun?“

Schöffer hielt die Spitze ihres kleinen Fingers fest.

„Wenn Ihr erlaubt . . .“, begann er, allmählich auch die andern Finger ergreifend, „werde ich morgen mit Eurem Vater sprechen. Alles hängt von Eurer Entscheidung ab . . .“

„Nein“, erwiderte sie kaum vernehmlich und zog heftig ihre Hand fort. „Ihr könntet alles verderben.“ Sie sah ihm in das schmale, blasse Gesicht. „Ich werde das selbst tun.“

Plötzlich hörten sie die Kinderfrau hinter der Tür einen Angstschrei ausstoßen. Christine sprang hoch. Schöffer erstarrte.

Die Tür ging auf. Fusts massige Gestalt stand auf der Schwelle. In der Hand hielt er ein Paar goldene Ohrringe mit Türkisen und Brillanten. Er hatte sie einst für seine Schwägerin gekauft, sie dann aber behalten. Nun waren sie ihm eingefallen, und er freute sich, sie seiner Tochter bringen zu können. Er war in dem Glauben gewesen, daß sie bereits im Bett sei, und hatte sich bemüht, seinen Schritt zu dämpfen, um sie nicht zu wecken, sondern ihr das Geschenk heimlich auf den Nachttisch zu legen. Jetzt gewahrte er die beiden nebeneinander und wurde sich bewußt, daß er hintergangen worden war.

Wenn Fust in Wut geriet, vergaß er sich. Einmal war sie über ihn gekommen, als Christine noch ein kleines Kind war. Jählings hatte sie ihn gepackt, wie Feuer trocknes Stroh. Ohne ein Wort, ohne einen Laut zu äußern, hatte er das Kind bei den Schultern genommen und würde es vom Balkon geschleudert haben, wäre die Mutter nicht rechtzeitig herbeigeeilt. Sie entwand ihm die Tochter und trug sie ins Zimmer. Alle im Hause konnten sich noch daran erinnern.

Die greise Kinderfrau hielt mit zitternden Händen den Türsturz umklammert, ohne sich über die Schwelle zu wagen.

Fassungslos sah Christine ihren Vater an, unschlüssig, ob sie vor ihm auf die Knie fallen und um Gnade flehen oder ihm ihre Liebe gestehen und sich verteidigen und Forderungen stellen sollte, oder ob es besser wäre, sich etwas auszu-denken und ihn hinters Licht zu führen . . . Aber sie fand keine Worte, der Schnürleib preßte ihr die Brust zusammen, sie rang nach Atem.

Schöpfer verharrte festgebannt, wie ein Kaninchen vor einer Boa, in sein Schicksal ergeben.

Auch Fust stand da, ohne sich zu rühren, in Pantoffeln und langem Nachthemd, das die behaarte Brust sehen ließ. Wenn er eine Waffe bei sich gehabt hätte, würde er sowohl die Tochter als auch den Lehrer getötet haben. Aber die Nachtmütze auf seinem Kopf und die bloßen Füße genierten ihn. Wut, Beleidigung und die Furcht, sich lächerlich zu machen, lagen in ihm im Widerstreit . . . Die Arglist der geliebten Tochter und das Plötzliche dieser Entdeckung schmetterten ihn nieder. Er ballte die Faust und zerbrach das zarte goldne Geschmeide. Aber er mußte sich zu etwas entschließen und tat einen Schritt vorwärts. Das flackernde Licht der Kerze fiel auf sein von Leid, Zorn und Fassungslosigkeit entstelltes Gesicht.

Er tötet mich, durchblitzte es Schöpfers Hirn.

Er schlägt zu . . . jetzt . . . in seiner Gegenwart, dachte Christine erbebend.

Fust ging langsam auf sie zu. Sie warf die Arme nach hinten, wich zurück und drückte sich, als ihre Finger die Wand spürten, fest dagegen.

Der Vater trat dicht an sie heran, starrte ihr ins Gesicht, kehrte ihr jedoch plötzlich den Rücken und verließ wortlos, schwer einen Fuß vor den andern setzend, das Zimmer.

Die Wolke hatte sich nicht ergossen, das Gewitter sich nicht entladen. Aber niemand wußte, was weiter erfolgen würde, und das war das schrecklichste.

### *TREUE BIS IN DEN TOD*

Auf dem Tisch Meister Gutenbergs lagen viele fertig abgezogene Blätter, aber Schöffers kam noch immer nicht, sie zu holen und mit seinem kunstvollen Pinsel zu vollenden. Der Meister geriet in Sorge. Es war doch nichts geschehen? Einen so geschickten, erfahrenen Buchmaler wie Schöffers würde er nicht so schnell wieder finden. Obendrein hatte er den neuen Helfer wegen seiner Liebe zum Buch und seines zeichnerischen Verständnisses ins Herz geschlossen.

Oft war Gutenberg in den Raum gekommen, wo Schöffers arbeitete, und hatte ihm zugesehen, wie ruhig und sicher die komplizierteste Vergoldung und Ausmalung einer Initiale unter seiner Hand vonstatten ging, ein Anblick, der ihm die beste Erholung bedeutete.

Ungeduldig durchmaß er das Zimmer. Vielleicht hatte der leichtsinnige junge Mann vergessen, daß er heute eine neue Serie von Bibelseiten bekommen sollte?

Der Meister setzte sich an den Tisch und vertiefte sich in die Betrachtung der Abdrucke. Er wurde nicht müde, sich an ihnen zu ergötzen. In geraden Reihen waren die Buchstaben aufmarschiert, und nicht ein einziger stand auf dem Kopf.

Ein leichtes Klopfen ertönte. Ehe noch der Meister „Her-

ein!“ rufen konnte, erschien bereits Schöffers Kopf in der Tür.

„Darf ich?“

„Schon lange warte ich voller Ungeduld!“ Erfreut ging Gutenberg dem Eintretenden entgegen.

Schöpfer war sehr aufgeregt.

„Ach, Meister, scheltet mich nicht wegen meiner Verspätung. Wenn Ihr wüßtet . . .!“

„Was ist Euch denn geschehen, mein lieber Kunstgeselle?“ fragte der Meister teilnahmsvoll.

Gutenberg setzte seinen Helfer neben sich und nötigte ihn, sein Herz auszuschütten. Von der liebevollen Fürsorge dieses großen Mannes gerührt, begann der Jüngling ihm vertrauensvoll von seinem Mißgeschick zu berichten.

„Ach, Meister Gutenberg“, sagte er aufseufzend, „Ihr wißt ja nicht, in was für eine Lage ich geraten bin und wie schwer mir ums Herz ist.“

„Sagt, kann ich Euch nicht helfen? Ich will alles tun, was von mir abhängt, um Euch beizuspringen. Vielleicht braucht Ihr . . . braucht Ihr . . .“

Unwillkürlich griff er in seine Tasche, aber Schöpfer hielt ihn zurück.

„Nein, nein, es ist ganz und gar nicht das, was Ihr denkt. Ich habe nichts verspielt, ich habe kein Geld verloren, niemand hat mich ausgeplündert. In dieser Beziehung ist alles in bester Ordnung.“

„Worum handelt es sich dann?“ fragte Gutenberg teilnahmsvoll. „In Euren Jahren darf man doch nicht so verzweifeln.“

Schöpfer erzählte ihm von seiner Liebe zu Christine und von Fusts Besuch in ihrem Zimmer. Was wird jetzt sein? Was wird geschehen?

Fust schweigt, kommt schon den dritten Tag nicht aus seinen Zimmern. Frau Margarete weint ohne Unterlaß. Christine hat versucht zum Vater hineinzukommen – die Tür bleibt ver-

schlossen. Nicht einmal auf ihr Rufen hat der Vater geantwortet. Niemand weiß, was er tut. Schöffler ist auf das Allerschlimmste gefaßt. Das Warten hat ihn zur Verzweiflung gebracht. So kann er nicht weiterleben. Keine Blumen und Paradiesvögel hat er mehr im Sinn. Das ist der Grund, weswegen er gestern nicht gekommen ist und sich auch heute nicht an die Arbeit machen kann.

Gutenberg hörte ihn sehr aufmerksam an und unterbrach ihn mit keinem Wort. Als der junge Mann geendet hatte, fragte ihn der Meister:

„Ihr wollt diese Jungfer heiraten? Nun, dann ist das doch gar nicht so schlimm. Ihr arbeitet gewissenhaft und versteht Euer Handwerk. Ich glaube, das Schicksal wird Euch günstig sein.“

„Wirklich?“ rief Schöffler, außerstande, seine Gefühle noch länger zu beherrschen. „Ihr meint, es besteht Hoffnung für mich? Ich war doch lange Zeit in Paris. Ich habe Erfahrung, kann gut verdienen, und schon längst wollte ich Euch sagen, daß ich einen Plan habe. Ich weiß jetzt mit dem Satz Bescheid, ich weiß, wie die Lettern hergestellt werden. Meiner Meinung nach müßte man, damit sie schärfer herauskommen . . . Ich habe eine sehr gute Handschrift . . .“

„Ja, ja“, unterbrach ihn Gutenberg, „ich weiß. Ihr arbeitet vorzüglich, Ihr könntet unser Teilhaber werden. Wartet ein wenig, bis es soweit ist, ich verspreche es Euch, und Ihr könnt getrost um die Hand Eurer geliebten Jungfer bitten. Wenn Eure Christine einverstanden ist . . .“

„Sie ist einverstanden! Sie liebt mich!“ rief Schöffler aus. „Alles hängt nur vom Vater ab!“

„Ich werde mit ihm sprechen, wenn es Euch recht ist. Und Ihr erzählt mir von Eurem Plan. Der interessiert mich außerordentlich. Auf welche Weise gedenkt Ihr es zu erreichen, daß die Lettern . . .“

„Wenn Ihr nur mit Fust sprechen wolltet!“ unterbrach ihn Schöffler in freudiger Erregung. „Ich würde Euch zu großem

Dank verpflichtet sein! Ich bin sicher, daß Fust auf Eure Worte etwas gibt.“

Peter Schöffler ergriff Gutenbergs Hand und schüttelte sie lange zum Zeichen seiner Dankbarkeit. Er schwor dem Meister Treue bis in den Tod und ging in seiner Aufregung davon, ohne von seinem Plan noch weiter gesprochen zu haben.

Gutenberg sah ihm lächelnd nach, rief ihn aber nicht zurück.

Ich habe Zeit, dachte er. Der junge Mann ist viel zu aufgeregt, als daß er über seine Idee sprechen könnte. Warten wir ab, bis er sich beruhigt hat.

#### DER FURSPRECHER

Gewohnt, einmal gefaßte Entschlüsse sogleich in die Tat umzusetzen und nichts auf die lange Bank zu schieben, kam Gutenberg noch am selben Tage seinem Versprechen nach, mit Fust über Schöffler zu reden. Unter dem Vorwand, seinem Teilhaber die fertigen Blätter der Bibel zu zeigen, machte er sich ins Haus zum Hirschen auf den Weg.

Lange mußte er warten, bis ihm geöffnet wurde, da der Hausherr befohlen hatte, niemand zu empfangen. Auch auf die Stimme seines Geschäftsfreundes reagierte Fust nicht sofort. Geraume Zeit verstrich, ehe er den Meister in sein Zimmer ließ. Er war abweisend und finster.

Gutenberg gab sich den Anschein, von den Unannehmlichkeiten nichts zu wissen. Mit vergnüglicher Geschäftigkeit legte er die fertigen Bogen vor Fust auf den Tisch. Der Bankier zählte sie durch, ohne ein Wort zu sagen.

„Es ist höchstens noch ein Viertel der gesamten Arbeit verblieben“, äußerte der Erfinder voller Stolz auf die schnelle Fertigstellung. „Noch einige Dutzend Seiten, und wir sind am Ziel. Nur das Ausmalen ist noch nicht beendet. Aber unser Helfer, der gute Schöffler . . .“

Nichts regte sich in Fusts steinerner Miene, nur in seinen Augen blitzte es grausam auf.

„Er ist unersetzlich, Herr Fust“, fuhr Schöffers Bundesgenosse fort, „ich sage ihm eine glänzende Zukunft voraus und kann Euch nur von ganzem Herzen für Eure Empfehlung dankbar sein. Er ist in seiner Meisterschaft nicht zu übertreffen und hat sogar, wie er mir im Vertrauen verriet, einen bestimmten Plan zur Vervollkommnung der Lettern. Wir müssen ihn unbedingt als Teilhaber aufnehmen.“

„Was für einen Plan?“ fragte Fust kühl.

„Das weiß ich nicht. Wir haben noch nicht näher davon gesprochen. Er hat mir zwar nur eine Andeutung gemacht, aber ich bin überzeugt, die Sache wird Hand und Fuß haben. Ich habe zu ihm volles Vertrauen. Er wird es gewiß noch weit bringen.“

Gutenberg erging sich in Lobeshymnen und zeigte Fust die Feinheit der Arbeit des Ausmalers auf den schon fertigen Abdrucken, die er vorsorglich mitgebracht hatte.

Fust blickte seinen Besucher lange mit verächtlicher Gleichgültigkeit an. Aber plötzlich erschien auf seinem sachlichen und unbewegten Gesicht der Abglanz eines Gedankens.

„Redet, redet“, warf er hin und begann den Worten des Meisters zuzuhören.

Gutenberg ließ der Bewunderung für seinen Schützling weiter freien Lauf und erfüllte das gegebene Versprechen in jeder Hinsicht.

Fust lebte auf und äußerte zerstreut:

„Ja . . . Ja . . . Ich weiß, ich weiß . . . Er ist außerordentlich befähigt.“

Als der Meister nun überzeugt war, daß der Bankier seine Meinung über den in Ungnade gefallenen Lehrer geändert hatte, wollte er sich verabschieden, aber Fust hielt ihn noch zurück.

„Könntet Ihr mir eine Abrechnung geben?“ fragte er.

„Was für eine Abrechnung?“ wollte Gutenberg verwundert

wissen. „Verheimliche ich Euch etwa, welchen Verlauf die Arbeit nimmt?“

„Nein“, erwiderte Fust, „ich spreche nicht von der Arbeit. Ich möchte wissen, wofür Ihr das Geld ausgegeben habt.“

„Ich habe doch von Euch das Geld zu meiner vollen Verfügung bekommen! Das waren doch, soviel ich mich erinnere, unsere Bedingungen.“

„Ja, natürlich“, meinte Fust obenhin. „Aber trotzdem hätte ich gern gewußt, wozu Ihr es verwandt habt.“

„Ich habe es zur Schaffung von dem hier verwandt.“ Stolz hob der Erfinder die bedruckten Blätter in die Höhe. „Ich glaube, daß diese Kostbarkeit unsere Ausgaben vollauf rechtfertigt.“

„Ihr wollt mir also keine Abrechnung geben?“ fragte Fust.

„Ich habe Euch bereits geantwortet. Gehabt Euch wohl!“ Gutenberg verließ das Zimmer.

„Hochmütiger Narr!“ rief ihm Fust nach.

Die neue Idee, die inzwischen bereits Gestalt angenommen hatte, ließ seine Lippen ein spöttisches Lächeln umspielen. Er stand auf, rieb sich die Hände und ging im Zimmer hin und her.

### DIE VERZEIHUNG

Der Entschluß des Bankiers stand unwiderruflich fest. Gutenberg hatte ihm nur noch Vorschub geleistet. Johann Fust war die Achse einer großen Familie und eines weitverzweigten Handelsunternehmens. Wenn eine Achse bricht, geht die ganze Fuhre zum Teufel. Aber Fust konnte leicht einer ganzen Ladung standhalten. Er beklagte sich nicht über die Bürde, die ihm seine Stellung als Kaufmann und Bankier auferlegte. Er nahm es mit kirchlichen und weltlichen Fürsten auf und vermochte Ehrerbietung und Furcht einzufloßen. Als großer Geschäftsmann handelte er stets durchdacht und entschieden, ohne von dem einmal gesteckten Ziel abzuweichen.

In Christinens Schlafstube war er unversehens überrumpelt worden und hatte eine Niederlage erlitten. Seine Verwirrung wurde als Raserei ausgelegt. Darüber war er sich am nächsten Morgen bereits klar. Wie zerschlagen fühlte er sich nach der schlaflos verbrachten Nacht. Er blieb in seinem Zimmer und kam auch zum Mittagessen nicht heraus. Im Hause war es still, alle gingen auf Zehenspitzen, sprachen nur im Flüsterton und hielten vor seiner Tür ängstlich den Atem an.

Fust beschloß, dieses Spiel so lange fortzusetzen und nicht eher sein Zimmer zu verlassen, bis er zu einer Entscheidung gelangt wäre.

Drei Tage Nachdenkens führten zu nichts. Fust liebte seine Tochter, er wollte sie glücklich wissen. Schöffers war zwar keine glänzende Partie, aber der Bankier hegte gegen ihn keine Abneigung. Im Gegenteil, die nachgiebige Sinnesart des Lehrers war ihm gar nicht unlieb. Er hätte der Ehe seiner Tochter mit ihm zustimmen können, wenn . . . Der Vater hatte die Wahl zu treffen. Und der Eigenmächtigkeit seiner Tochter durfte er nicht nachgeben.

Wie sollte er sich verhalten?

Weiter den Einsiedler spielen? Die Strafe war so schon schlimmer ausgefallen, als seine Absicht gewesen war. Alle hatten unter den drei Tagen seines unheimlichen Schweigens gelitten. Die Magd, die ihm das Essen brachte, hielt sich kaum noch auf den Beinen und bekam mit Mühe die Lippen auseinander, um ein paar Worte herauszupressen. Sicherlich waren auch Frau und Tochter nicht weniger von dem unverständlichen Verhalten des Hausherrn erschreckt.

Gutenbergs Besuch hatte schließlich den Ausschlag gegeben. Da er sich als Bankier nun einmal in diese für ihn neue Sache – die Herstellung von Büchern – eingelassen hatte, mußte er auch zusehen, wie er den größtmöglichen Nutzen daraus zog. Als guter Unternehmer war er sich des Wertes von Menschen, also auch Schöffers, bewußt. Der kunstbegabte Zeichner war ihm in seinem Hause natürlich sehr erwünscht. Fust selbst

mußte die Gewitterschwüle durch einen wohlwollenden Platzregen von Liebe und Verzeihung zur Entladung bringen.

Ja! Eine solche Lösung wäre das Klügste von allem. Er kaufte sich einen nützlichen Sklaven, zeigte sich großmütig und sorgte für das Glück seiner Tochter!

In diese Gedanken versunken, ging er im Zimmer hin und her, stapfte über den weichen Teppich, blieb stehen, richtete sich auf, zog seinen Rock an und rief heftig nach dem im Nebenzimmer befindlichen Bedienten.

Eine Minute später wußten alle im Hause, daß der erzürnte Herr die eigenwillige Tochter und den schuldbeladenen Lehrer zu sich befohlen hatte.

Sie kamen, Christine und Schöffner, demütig, auf alles gefaßt. Christine wußte, daß es zwecklos war, sich einem Beschluß ihres Vaters zu widersetzen.

Schöffner ging als erster hinein. Er blieb an der Tür stehen und wagte sich nicht weiter. In seinem dunklen braunen Umhang mit den weiten Einschnitten für die Arme sah er wie ein junger Klosterbruder aus, der vor dem Beichtvater seine Sünden bekennen will.

Hastig und aufgeregt trat Christine ein, mit erhobenem Kopf, aber gesenkten Augen, entschlossen, jeden Schlag ergehen und stolz auf sich zu nehmen. Sie trug ein Schleppteil aus kirschrotem Tuch. Aus den Schlitzten der Oberärmel sahen andere, blaue, die an den Handgelenken von einem Seidenband zusammengehalten waren. Das an den Schläfen straff gezogene, aufwärts gekämmte Haar bedeckte ein weißes, spitzenbesetztes Kopftuch. Die Stirn wirkte dadurch, daß die Augenbrauen nach der Mode ausgezupft waren, sehr hoch. Die ein wenig geschwellenen Lider bewahrten noch Tränenspuren. Verfliegen war die sorglose Jugend, vor Fust stand eine reif gewordene Jungfrau.

Dem Vater war diese Veränderung nicht entgangen. Zwar hatte er die angenehme Minute seines Machtbewußtsein auskosten und nicht sofort die Verzeihung aussprechen wollen,

aber das heiße Aufleuchten seiner Augen beim Anblick der Tochter verriet ihn. Christine fühlte, daß sein Zorn verflogen war. Sie hob die Lider, und plötzlich beugte sie sich über seine Hand, um sie unter Tränen zu küssen.

Fust streichelte ihre Schultern. Worte waren überflüssig, alles verstand sich von selbst. Um seine Zärtlichkeit zu verbergen, wandte er sich an Schöffer.

„Was stehst du da? Nimm sie schon! Du siehst ja, ich gebe sie dir. Verfge über meinen Schatz. Sei ihr ein guter Gatte!“

Schöffer, der einen solchen Ausgang nicht erwartet hatte, traute seinen Ohren nicht und war völlig fassungslos.

„Hast wohl die Sprache verloren! Nun, komm zu mir her!“

Fust ließ die Tochter nicht einen Augenblick von sich, setzte sich mit ihr auf das Sofa, weich geworden und glckstrahlend.

Schöffer kam heran, wobei er so vorsichtig wie möglich auftrat, wie um ja nicht den Teppich zu verderben. Er konnte an sein Glück noch immer nicht glauben.

Erst als Fust, nachdem er die Tochter noch einmal geliebkost hatte, sie mit der freudigen Nachricht zu Frau Margarete hinaufschickte, begann der Lehrer zu begreifen, daß er nicht aus dem Hause gejagt wurde, Christine nicht in ein Kloster kam und das Glück auf seiner Seite war.

Er wollte Fust die Hand küssen, aber der Bankier entzog sie ihm und forderte ihn auf, sich einen Schemel zu nehmen und sich zu ihm zu setzen.

„Jetzt kommt das Geschäftliche“, sagte er.

Das Gespräch dauerte lange. Als Schöffer das Zimmer seines Wohltäters verließ, war er verwirrt und konnte kein Wort herausbringen.

Vergebens wurde er an diesem Tage von Gutenberg erwartet.

## VERRAT

Der ganze Sommer verging mit den Hochzeitsvorbereitungen. Im Hause zum Hirschen wurde in den Frauengemächern genäht und gestickt, gesteppt und gehäkelt. Berge von feinstem Linnen wurden aus den Truhen geholt und zu herrlichen Hemden, Häubchen, Nachtjäckchen verarbeitet. Haufen von Spitzen schmolzen dahin wie Schnee an der Sonne und erschienen von neuem auf den Tischen. Pausenlos war ein ganzes Heer von Frauen und Mädchen mit Nadeln und Zungen am Werk.

Base Therese kam zur Hochzeit ihrer Nichte wieder nach Mainz. Wie sie meinte, wußte Frau Margarete von Ausstaffierung überhaupt nichts. Sie allein verstünde sich richtig auf Brautstaat und könnte die Nichte gebührend ausstatten. Wie viele Nichten und auch andere junge Mädchen hatte sie schon unter die Haube gebracht. Und noch nie hatte sich jemand beklagen können, daß Base Therese irgendwelche Vorbedeutungen oder einen seit alters bestehenden Brauch nicht beachtet hätte. Sie legte einen unbändigen Eifer an den Tag und fegte wie ein Wirbelwind durch das ganze Haus, wobei sie mit ihrer Schleppe alle auf dem Fußboden verstreuten Nähadeln, Stecknadeln und Stoffetzen mitnahm.

Vom Morgen bis zum Abend tummelten sich Schneiderinnen, Näherinnen, Stickerinnen, Hausmägde und von auswärts Angenommene bei der Arbeit wie die Bienen. Die Schränke barsten von Staatskleidern, Hauskleidern, Mittagskleidern, Besuchskleidern . . . Die Truhen füllten sich mit Überwürfen, Rotonden, Mänteln und Ballen von Tuch, Linnen, Seide und anderen Stoffen. Mit bunten frommen Bildern beklebte Kasten, für die Aufnahme von Tischwäsche und Geschirr bestimmt, standen zum Auslüften weit offen auf dem Hof in der Sonne.

Die Zimmerleute hämmerten an den Ausbauten im Obergeschoß, die das junge Paar bewohnen sollte.

Christine fügte sich allen Anordnungen ihrer Base, ließ, ohne zu murren, stundenlange Anproben über sich ergehen, zählte das Tafelsilber durch, sah sich mit dem Bräutigam nur zur festgesetzten Zeit und versuchte nicht, ihre Gefühle mehr zu bekunden, als es sich für eine Braut schickte. Allmählich bereitete sie sich auf die Rolle der sorgsamen Hausfrau vor, in ihrer Stimme machten sich bereits herrschsüchtige Töne bemerkbar, die sie vom Vater übernommen hatte.

Schöffers dagegen war jetzt, wo Christine bald seine Frau werden sollte, bestrebt, sie so oft wie möglich zu sehen. Er litt unter seinem Bräutigamsstand und war Fust dankbar, der mit den Vorbereitungen zur Hochzeit drängte und sie unbedingt nicht später als im Herbst stattfinden lassen wollte.

Viele bemerkten in Schöffers eine Veränderung, die sie dem unverhofften Glück zuschrieben, das ihm im Hause zum Hirschen zuteil wurde... „Stolz ist er geworden!“ hieß es. Andere meinten: „Heiraten ist eine ernste Sache. Glück hin, Glück her, aber Schwiegerväterchens Sinnesart hat es in sich!“

Auf Schöffers Gesicht machte sich ein Schatten bemerkbar, der zu einem vor der Hochzeit stehenden jungen Mann nicht paßte. Er wurde schweigsam, suchte häufig die Schenke auf und ging allen früheren Freunden offensichtlich aus dem Wege.

Als erster bemerkte Hans Bartel diese Veränderung.

„Meister Gutenberg“, fragte er diesen, „warum hat denn Euer Malkünstler ganz mit Arbeiten aufgehört? Nicht ein einziges Mal hat er sich nach seiner Verlobung hier sehen lassen!“

„Man darf von einem Menschen nicht mehr verlangen, als er geben kann“, erwiderte Gutenberg, der gerade dabei war, die fertigen Bogen eines Buches durchzuzählen. „Schöffers ist ein guter Bursche! Wenn er auch vergessen hat, mir zu danken, daß ich bei Fust für ihn eingetreten bin, so verzeihe ich ihm das doch. Er ist zu sehr von seinem Glück erfüllt, als daß er an etwas anderes denken könnte. Wir sind beide glückliche

Bräutigame; er hat seine Christine, ich meine Bibel! Warum sollte er in die Werkstatt kommen und sein Glück mit dem alten Meister teilen? Der Meister weiß nur von Schrift und von Abdrucken zu reden! Laßt erst einmal den Hochzeits-trubel vorbei sein und ihn sich an das Verheiratetsein ge-wöhnt haben, dann wird unser Schöpfer schon kommen! . . . Ich will die allzu großen Lettern durch kleinere ersetzen, und er hat da auch bestimmte Gedanken. Wir werden das über-legen und in Erwägung ziehen! Aber jetzt muß erst schnell diese Bibel mit ein und derselben Schrift fertig werden!“

Auch als der Tag der Hochzeit festgesetzt war, kam Schöpfer nicht zu Gutenberg und schickte ihm auch keine Ein-ladung.

„Schade! Ich hätte gern seine Hochzeit mitgefeiert! Ich habe diesen kunstfertigen Zeichner gern“, sagte der Meister betrübt und schüttelte bedauernd sein ergrautes Haupt.

Die Hochzeit ging prunkvoll und üppig vonstatten. Die Jungverheirateten fuhren auf Wunsch Fusts mit Base Therese auf ein Landhaus bei Melling, wo sich ausgedehnte Wein-gärten befanden, die Christine als Mitgift erhalten hatte.

#### *DAS FINALE DES TRIUMPHERS*

Die riesige Arbeit von zwanzig Jahren war vollendet. Ein-tausendachthundertundzwei Seiten, eine jede mit zwei Spalten von zweiundvierzig Zeilen, lagen fertig auf dem Tisch des Meisters, noch den Farbgeruch ausströmend. Reiher, Pfauen, Paradiesvögel, seltene Blumen und Früchte, Heiligengesichter und Tierfratzen hatten sich in der Phantasie des Künstlers zu reichen Vignetten vereinigt und schmückten das feste Perga-ment dieser ersten Ausgabe der Heiligen Schrift.

Gutenberg hatte nichts gespart, sein geliebtes Kind, seinen Traum und seine ganze Lebensarbeit, schön werden zu lassen, damit es bei allen Menschen Staunen und Entzücken hervor-

rufe. Sogar seine Feinde mußten anerkennen, daß das Buch herrlich war. Unbeschreibliche Schöpferfreude erfüllte den Meister. Das Gereizte seines Blicks war verschwunden. Die scharfe Falte zwischen den Brauen war weicher geworden, das Gesicht jünger, die Augen strahlten vor Siegesbewußtsein und Lebensfreude. Der Meister war fröhlich, er lachte und scherzte mit seinen Gehilfen.

„Schade, daß Schöffer uns vergessen hat. Heute ist endlich auch meine Hochzeit. Man könnte darüber streiten, wessen Braut schöner ist. Da ist sie, meine ‚Biblia latina vulgata\*‘. Allerdings sehe ich eher wie ein Vater denn wie ein Bräutigam aus . . .“

„Meister, Ihr seid jünger als alle Jungen“, sagte Hans lachend. „Seht doch in den Spiegel. Eure Augen sind wie Kohlen, die jedes Herz zum Schmelzen bringen!“

„Ja, wenn ich ein Herz aus Gold schmelzen lassen könnte“, antwortete Gutenberg mit einem Scherz und klopfte Bartel auf die Schulter, „um mit runden klingenden Tropfen unsere ganzen Schulden zu bezahlen. Was, Hans? Wie denkst du? Und daß für uns alle noch ein Festessen abfele!“

Die Gesellen waren von dem Scherz begeistert. Sie liebten ja ihren Meister und wußten, daß, wenn er wirklich zu Geld käme, er es an einer Bewirtung seiner Gehilfen bestimmt nicht fehlen ließe.

Sie umringten ihn und schwärmten von einem Mahle, wie es veranstaltet werden müßte, wenn eben Geld da wäre.

Der lustige junge Heinrich Kefer verlangte vor allem nach Musikanten.

„Was sollen uns die!“ widersprach Hans Bartel. „Eine Orgel, das wäre etwas! Wie im Rathaus!“

„Am besten ein Wildschwein!“ mischte sich Lorenz ins Gespräch. „Auf einer riesigen Schüssel im Ganzen aufgetragen, mit Spezereien und Kastanien gefüllt und weiß der Teufel womit noch, wie das auf den Schlössern gemacht wird.“

\* Lateinische Volksbibel.

Berthold und Konrad schrien auf den ins Schwärmen geratenen Lorenz ein.

„Wozu? Was sollen wir mit einem ganzen Wildschwein? Servier uns einen Wildschweinskopf mitten auf der Schüssel und rund herum gebratene Krammetsvögel und Rebhühner, dazu noch ein paar Enten; und Leber, Geschlinge und Zungen wären auch nicht schlecht.“

„Ihr seid selber Wildschweinsköpfe, und zwar mit Insekten anstatt Spezereien gefüllt“, brummte Lorenz mißvergnügt.

Oheim Schöner war, von den Streitenden nicht gehört, in der Tür aufgetaucht. Er drehte seine Taschen um und bemerkte grämlich:

„Ich würde euch schon zeigen, wie ein Festessen aussieht, aber Lorenz hat nicht einmal ein Kaninchen gebracht. Er sagt, er habe keinen Kredit mehr. Mit den vergnügten Tagen ist es vorbei. Die Fleischer sind klug geworden. Lieber, guter Neffe, kram doch noch einmal in deinen Taschen nach, ob sich nicht etwa ein Geldstück in einer Falte verborgen hat – sonst bekommen wir alle kein Mittagessen.“

Der Meister tat wie geheißen, holte aber nur zwei zerbrochene Lettern hervor.

„Das ist mein ganzes Vermögen.“

Alle lachten.

„Ich sehe es Lorenz an den Augen an, daß wir nicht verhungern werden“, sagte er. „Erbsensuppe ist uns sicher.“

„Erbsen werden sich ja wohl finden“, meinte Lorenz, „nur mit dem Fett ist es schon schlecht bestellt. Ich glaube, daß an meinen Haaren mehr davon ist als in der Suppe, die uns die Köchin kochen wird.“

„Vom Fett kriegt man bloß Bauchweh“, bemerkte Hans zum Spaß. Das meinten die andern auch.

Die fertige „Biblia latina vulgata“ lag derweil auf dem Tisch, ihren Schöpfern neue Kleider, Frohsinn und einen satten Magen versprechend.

Diese Menschen, die Jahre hindurch miteinander gearbeitet

hatten, die mit dem Schicksal dieses großen Buches verbunden waren, saßen noch lange beisammen, scherzten, schwatzten, gedachten erlittener Nöte und konnten sich durchaus nicht trennen. Jeder hatte noch etwas zu sagen, jedem kam noch ein neuer Gedanke.

Der vom Leben aufgeriebene Schöner, der müde, aber nicht den Mut sinken lassende Erfinder, der verschmizte, durchtriebene Lorenz, der nicht unterzukriegende Hans Bartel – sie blieben wie alle übrigen bis zum Abend in der Werkstatt. Heute war ein besonderer Tag, wie er nicht oft im Leben vorkommt. Eine Arbeit, die schwer gewesen und lange Zeit in Anspruch genommen hatte, war heute zu Ende gegangen. Rast! Rast, sehnlich erwarteter Gast, komm, halte Einkehr in diesem Hause!

Erst als es dunkel wurde und die ersten Sterne am Himmel funkelten, trennten sie sich, und jeder ging seinen eigenen Angelegenheiten nach.

Gutenberg blieb allein. Er legte sich, die Arme unter dem Kopf verschränkt, auf das harte Holzsofa in seinem Zimmer und gab sich, lang ausgestreckt, nach den vielen Tagen hartnäckigsten Arbeitens dem Genuß des Nichtstuns hin.

Er betrachtete seine Stiefelspitzen und grinste.

Die Stiefel galten als Zeichen adliger Würde. Leute anderer Stände wagten es nicht, solche zu tragen. Aber wo war jetzt seine vornehme Verwandtschaft? Die Adligen? Wer waren jetzt seine besten Freunde? Lächelnd dachte er an den treuen Lorenz, an den der Sache ergebenden Hans.

Nun, wenschon! Das Schwerste war überstanden! Befriedigt seufzte er auf und schloß die Augen.

Jemand klopfte mit dem Türhammer an die Haustür.

Gutenberg stand auf und sah durchs Fenster. Feiner Regen hüllte die Straße wie in dichten grauen Nebel. Draußen bewegte die Ulme ihre kahlen Äste knarrend hin und her. Der Meister ging hinunter und öffnete die Tür.

An der Schwelle stand ein Mann in einer Kapuze, die sein

Gesicht verdeckte, anscheinend ein Novize aus dem Kloster. Gutenberg fragte nach seinem Begehr. Der Mönch antwortete salbungsvoll:

„Ich komme vom Franziskanerkloster, auf Weisung des heiligen Pater Priors.“

„Und was wünscht der heilige Pater von mir? Ich weiß nicht einmal seinen Namen“, fragte Gutenberg, dem Böses schwante, mit gerunzelten Brauen.

„Ich bin geschickt vom Herrn Fust und Herrn . . .“

Bei der Nennung Fusts zuckte Gutenberg zusammen.

„Was wünschen sie von mir?“

„Ich bin geschickt . . .“, begann zaghaft das Mönchlein erneut, von der stolzen Haltung des in der Tür stehenden Mannes eingeschüchtert, „ich bin beauftragt, Meister Gutenberg mitzuteilen . . .“

„Das bin ich selbst, worum handelt es sich?“

„Mit Gottes Erlaubnis und dem Segen des Vorstehers, unseres Herrn Priors, hat Herr Fust eine Klage aufgesetzt. Er möchte, daß Ihr sie kennenlernt, bevor sie zum Gericht kommt.“

„Zum Gericht?“

Gutenberg riß dem Novizen das Papier aus der Hand und überflog es beim Schein der vor dem Eingang hängenden Lampe.

„Teufel!“ schrie er außer sich.

Der Mönch stürzte davon.

„Sie haben sich gegen mich verschworen!“ stöhnte Gutenberg auf, das Schreiben hin und her schüttelnd. „Lorenz! Lorenz!“

Er lief durch das ganze Haus und rief nach seinen Gehilfen, um ihnen diese Ungeheuerlichkeit mitzuteilen. Aber niemand antwortete. Alle waren weggegangen, das Haus stand leer.

Der Notar Ulrich Helmasperger saß im Franziskanerkloster unter den Gewölbebogen des Saales und wartete auf die Klienten. Mehrere Male bereits hatte er die gespitzte Gänsefeder zur Hand genommen, sich damit die große behaarte Warze am Kinn gekratzt und sie dann wieder zusammen mit einer langen Strähne seiner spärlichen, gleichmäßig geschnittenen Haare hinter das Ohr geschoben.

Durch den trüben grauen Novembermorgen blinzelte nur schwach die Sonne. Wohl zum zehnten Mal zählte Helmasperger die Pünktchen von Fliegendreck an der dicken geweißten Säule, die die niedrige, hier und da von der Feuchtigkeit geborstene Decke stützte. Der Raum war überheizt, und es roch nach Kohlendunst und feuchtem Kalk.

Die Parteien erschienen noch immer nicht. Durch ein Loch in einer Scheibe des kleinen Spitzbogenfensters wehte der Wind. Der Notar sog die frische Luft in sich ein, blinzelte und wurde schläfrig. Da knarrte die Tür, Hans Bartel und Heinrich Kefer kamen herein.

Das Gesicht Bartels zuckte nervös. Die Narbe an der Schläfe hob sich scharf ab, als ob sie angeschwollen wäre.

„Wo sind denn die ehrenwerten Herren Kläger und Zeugen? Wo bleiben sie denn so lange?“ fragte er schroff.

Der Notar Ulrich Helmasperger öffnete die Augen, zwinkerte mit den Lidern und versuchte zu begreifen, wen Hans meinte.

Heinrich Kefer warf seinem Gefährten einen besorgten Blick zu, drängte ihn zurück und trat an den Notar heran.

„Uns schickt Herr Gutenberg, unser Meister. Wir kommen als Zeugen. Er selbst fühlt sich nicht wohl und kann nicht kommen“, sagte Heinrich Kefer höflich, aber mit finsterner Miene.

„Schon genug, daß er überhaupt vor Gericht soll“, fügte Hans gereizt hinzu.

Der Notar schüttelte den Kopf und meinte:

„Es würde für Herrn Gutenberg besser gewesen sein, wenn er selbst gekommen wäre.“

„Im einen wie im andern Fall ist es für ihn gleich schlecht“, brummte Hans und setzte sich auf die Bank. „Tut, was Eures Amtes ist, Ihr mit Euren Gesetzen!“

In diese Worte war so viel Hohn und Verachtung hineingelegt, daß es den Notar an ein hämisches Lied über Zöllner, Schinder, Henker und Rechtsgelehrte erinnerte. Er zog die Brauen zusammen und schrie dem Mönch an der Tür zu, er möge Herrn Fust rufen, der in den Gemächern des Priors auf Meister Gutenberg wartete.

Der Bote schritt über die Pfützen durch den Garten und erblickte den Bankier und den Prior, die trotz Nässe und Wind in lebhaftem Gespräch auf einer Bank saßen.

„Ist er da?“ fragte Fust den Mönch, der zaghaft einige Schritte vor der Bank stehengeblieben war und nicht näher zu treten wagte.

„Sage, wir würden gleich kommen.“

Das Gespräch mit dem Pater Prior mußte unbedingt zu Ende geführt werden. Es stand in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Eid, den Fust alsbald ablegen sollte.

„Ihr meint, daß der Meister nicht in der Lage ist, eine solche Summe zu zahlen?“ fragte der Prior.

„Nein, er besitzt keine hundert Gulden. Alles muß in meinen Besitz übergehen“, antwortete Fust.

Der Prior rieb sich die frierenden Fingerspitzen.

„Ihr sagt, daß Euer Schwiegersohn . . .“

„Peter Schöffler versteht seine Sache. Er ist willfährig, und wir werden sehr gut mit ihm auskommen. Er wird das Unternehmen leiten, und ich werde darüber wachen. Ihr als Geistlicher könnt die Ware verkaufen.“ Fust lachte heiser. „Ichpflege nichts schuldig zu bleiben, wie Ihr wißt.“

Er klopfte dem Prior auf das feiste Knie. Niemand war außer ihnen im Garten. Er konnte sich diese Freiheit mit

einem geistlichen Herrn erlauben. Der Prior war Geschäftsmann und ging auch sofort wieder auf das Geschäftliche über.

„Und wie ist es mit Prozenten?“ Forschend blickte er dem Bankier in die Augen.

„Wir haben ja nicht zum ersten Mal miteinander zu tun“, sagte Fust ruhig. „Oder habt Ihr die Absicht, mich in eine unangenehme Lage zu versetzen?“

Der Prior verstand, daß es für ihn vorteilhafter war, sich mit dem Bankier auf die gleiche Stufe zu stellen und nicht seine augenblickliche Überlegenheit auszunutzen. Er antwortete ruhig und in geschäftlichem Ton:

„Rechnen wir unsere Einnahmen gegeneinander ab, Herr Fust. Ich glaube, daß einer von uns unbedingt der Schuldner des andern sein wird.“

Fust knickte den kleinen Finger seiner linken Hand ein.

„Die Stelle des Priesters von Sankt Stephan – wieviel Gulden?“ fragte er, den Priester ansehend.

„Dafür ist schon lange bezahlt. Weiter?“

„Die Stelle des Vikars für Bruder Innozenz?“ Fust knickte den nächsten Finger ein.

„Ist Euer Schützling. Er hat noch nicht einmal die Hälfte bezahlt. Diese Schuld geht wohl ohne weiteres zu Euren Lasten.“

„Der Gemeindepfarrer, Martin Feier?“

Fust knickte noch einen und noch einen Finger ein. Sämtliche Finger der linken Hand waren umgebogen.

Der Prior rechnete aus, daß er für die Nominierung von Fusts Günstlingen auf einträgliche Kirchenstellen noch rund zweitausend Gulden zu bekommen hatte. Das war gerade die Summe, die Fust von Gutenberg eintreiben wollte.

„Jetzt könnt Ihr völlig beruhigt sein“, erklärte der Prior, „niemand kann Euch des Wuchers beschuldigen. Ihr hattet Euch Geld geliehen, um es diesem Meister Gu... Gu... – ich habe den Namen vergessen – zur Verfügung zu stellen. Ich meinerseits kann es beschwören, mit der Hand auf der

Bibel, die Geld gegen Zinsen auszuleihen verbietet, zweites Buch Mosis, Kapitel zweiundzwanzig.“

Er stand auf und zitierte feierlich und mit erhobenem Zeigefinger, ein wenig mit der Zunge anstoßend, damit es weicher und eleganter klingen sollte:

„Wenn du Geld leihst einem aus meinem Volk, der arm ist bei dir, sollst du ihn nicht zu Schaden bringen und keinen Wucher an ihm treiben! Ihr habt bei mir Geld aufgenommen, das Euch der säumige Schuldner nicht wiedergibt.“

Beide wanderten nun gemächlich den nassen, von Sträuchern eingefassten Weg entlang. Feine Regentropfen zitterten wie Tränen auf den letzten Blättern des Geißblatts.

Als sie an das große Klostergebäude kamen, sagte der Prior, den Bankier am Ärmel fassend: „Wenn Ihr nachher schwört, daß Ihr dieses Geld einem andern zu geben habt, so nennt nicht dessen Namen. Versteht im übrigen, daß ich das nur für alle Fälle sage. Das Gericht hat keine Veranlassung, nach Eurem Gläubiger zu fragen. Wichtig ist nur die Anerkennung, daß eine Schuld besteht. Und das kann von mir unter Eid bezeugt werden.“

Sie betraten den Saal, ein jeder mit dem andern und mit seinen Kalkulationen zufrieden.

Wenn der Klosterprior, der Günstling des Papstes, durch die römische Kurie kirchliche Ämter verlieh, so verkaufte sie Johann Fust mit Gewinn für beide. Und der eine wie der andere verdiente an der Sache nicht wenig.

Als Fust hörte, daß Gutenberg der Verhandlung nicht beiwohnen werde, verdroß ihn das keineswegs. Wenn er auch wußte, daß mit seinem Zeugen niemand streiten würde, so wäre es ihm doch unangenehm gewesen, im Augenblick der Eidesleistung, wo sein Mund angesichts des Gekreuzigten eine glatte Lüge aussprechen würde, Gutenbergs Augen auf sich gerichtet zu fühlen. Hans Bartel mit seinem vor Haß glühenden Blick und seinen in ohnmächtiger Wut zuckenden Gebärden fiel nicht ins Gewicht.

Die Verhandlung ging leicht und schnell vonstatten. Der Notar Ulrich Helmasperger führte das Protokoll. Er verzierte es sogar noch mit einer eigenhändigen Zeichnung: eine Hand, die eine Blume hält, welche die Rechtsprechung versinnbildlichen sollte. Der Beschluß lautete:

„Herr Johann Gutenberg ist gehalten, eine Aufstellung aller Einkünfte und aller Ausgaben für die Typographie vorzulegen sowie alles dessen, was er über dieselben hinaus erhalten hat. Das soll mit achthundert Gulden angesetzt werden. Wenn er aber nach der Aufstellung mehr als achthundert Gulden ausgegeben hat, und das nicht für die Typographie, so soll er das zurückgeben, wenn Johann Fust oder einer seiner Klienten unter Eid erklärt, daß er die erwähnte Geldsumme zinspflichtig ausgeliehen, und zwar nicht von seinen eignen Mitteln, sondern sie sich selbst von jemand anders geliehen hat. In solchem Fall soll Herr Gutenberg diese Zinsen bezahlen, wie der Vertrag es vorsieht.“

Johann Fust war kein Wucherer. Der Richter in Mainz, der nicht weniger ehrenwert war als der in Straßburg, urteilte nach dem gleichen Grundsatz: Gerecht und der Wahrheit gemäß!

Johann Fust hatte Meister Gutenberg Geld gegeben, das er sich von einem anderen ausgeliehen hatte. Das beeedete sein hochwohlloblicher Zeuge. Wie hätte man es auch zulassen können, daß ein Johann Fust, ein angesehener Bürger der Stadt Mainz, wegen irgendeines Meisters Gutenberg zum säumigen Schuldner werden sollte. Die Gerechtigkeit verlangte, daß dieses Geld mitsamt den Zinsen, und zwar den gleichen, die Fust seinem unbekanntem Geldgeber zahlen mußte, ihm zurückzugeben war. Es handelte sich um einen klaren Fall, und die Richter wurden sehr schnell damit fertig. Ohne Schwanken senkte sich die Waagschale auf die Seite des Bankiers.

„Das kommt daher, weil er die Taschen voller Goldstücke hat!“ rief Hans verzweifelt, aber niemand achtete auf ihn.

Die Wahrheit geht über alles. Der Richter hätte schwören können, daß er sie ganz deutlich auf der Waagschale des Herrn Fust habe sitzen sehen. Er hätte sogar beschreiben können, wie diese Wahrheit aussah.

An diesem Abend kehrte Hans Bartel nicht um zehn Uhr, wie es sich für einen ordentlichen Gesellen gehörte, nach Hause zurück. Er betrank sich und mußte blutüberströmt in die Wohnung seines Meisters geschleppt werden. Die Leute lachten, als sie ihn sahen – wieder einmal hatte sich der Geselle mit jemand herumgeschlagen, als er für seine alte Freundin, die Gerechtigkeit, eingetreten war.

#### DER ZUSAMMENBRUCH

Es war kalt. Die Bäume standen entlaubt, die Teiche zeigten eine hauchdünne Eisdecke. Die Weingärten in den Vorstädten boten einen trostlosen Anblick. Der Himmel war verschleiert und regenschwer.

Der Wächter, der auf seinem Posten am Waffenladen eingeknickt war, wurde plötzlich munter und begann zu horchen. Am Ende der Straße schrien zwei Männerstimmen, die einander etwas beweisen wollten.

Wer da nur in aller Frühe zu streiten Lust hat! Der Wächter hüllte sich fester in seinen Mantel und versuchte noch ein wenig zu schlummern, aber das Geschrei wurde vernehmlicher. Jemand rannte gegen eine Tür an, ein anderer ließ ihn nicht ein. Der Angreifer schwor, dem andern den Schädel einzuschlagen.

Soll seinen Schwur wahr machen, eher tue ich keinen Schritt, beschloß der Wächter und zog den Hals tiefer in den Kragen.

Im Nachbarhaus wurde ein Fenster geöffnet, und ein verschlafenes Gesicht blickte heraus.

„Schon wieder eine Schlägerei?“ Eine enttäuschte Stimme war zu hören. „Und ich dachte, daß heilige Väter auf dem

Wege aus der Kirche miteinander um das Wort Gottes streiten.“ Der Fensterladen schloß sich wieder.

„Und ich sage dir, du bleibst draußen!“ schrie Lorenz wütend, der in der Tür stand und mit seinem Bauch einem Kerl von gewaltigem Körperbau und mit gewichtigen Fäusten den Eingang verwehrte.

„Laß mich durch, Mücke, oder ich zerschmettere dich!“

„Zerschmettere mich, aber ich lasse dich trotzdem nicht durch! Wage es bloß!“ raste Lorenz.

„Ich zerquetsche dich!“ brüllte der Riese.

Lorenz' Position war die günstigere. Er stand um drei Stufen höher, und wenn der Andringende nicht so groß gewesen wäre, hätte er ihn leicht auf die Straße zurückstoßen können.

Der Mann, der in das Haus wollte, war nicht böseartig. Obwohl er bereits zum fünftenmal gedroht hatte, Lorenz den Schädel einzuschlagen, und das auch mit einem einzigen Hieb seiner gewaltigen Faust vermocht hätte, wollte er ihm offenbar doch keinen Schaden zufügen. Er hatte anfänglich versucht, Lorenz mit gutlichem Zureden, dann mit Schimpfworten beizukommen. Als aber sein ganzer Vorrat an Schimpfworten erschöpft war, ließ der Fuhrmann doch seine Fäuste spielen, spuckte aus und sagte seelenruhig, so, als ob er in der nächsten Schenke mit Lorenz einen Krug Bier trinken wollte:

„Du Schafskopf, wozu strengst du dich an? Wenn ich Befehl habe, das Haus zu betreten, so betrete ich es auch! Und wenn befohlen ist, die Sachen herauszuholen, so hole ich sie auch! Laß mich im guten rein, sonst rufe ich die Wache.“

„Ich laß dich nicht rein!“ wiederholte Lorenz hartnäckig, voll Ingrim. „Ich laß meinem Herrn nicht den Kopf abreißen. Ihm sind diese Sachen wichtiger als sein Kopf, das weiß ich.“

Der Fuhrmann spuckte noch einmal aus.

„Jetzt laß mich durch, sonst . . .“

Beim letzten Wort reckte er den Arm, packte Lorenz am Hemdkragen, warf ihn über sich hinweg und war in der Tür. Mit verzweifelterm Gebrüll wälzte sich Lorenz an der Erde, dann rasselte er sich wieder hoch und lief hinkend und stolpernd dem Fuhrmann nach.

Das vor dem Haus stehende Pferd nickte mit dem Kopf, als ob es durchaus damit einverstanden sei.

Lorenz holte seinen Gegner ein und klammerte sich mit den Händen an seine Hosen. Die waren aber aus guter Bauernleinwand und konnten daher die schwere Last des Dickwanstes Lorenz aushalten. Der Fuhrmann ließ sich dadurch nicht beirren, sondern ging unaufhaltsam weiter, ohne auch nur den Schritt zu verlangsamen. Wie ein Hund, der sich mit den Zähnen in dem Fell eines Wildschweins festgebissen hat, ließ sich Lorenz von dem Mann über alle Stufen und Dielen des ganzen Schönerschen Hauses mitschleifen.

Gutenberg saß auf seinem Platz am Tisch. Vor ihm lagen die nichtgehefteten, aber sorgfältig aufeinandergeschichteten Bogen. Es war sein Buch, sein Werk, sein Schweiß, sein Gehirn und sein Blut, seine Braut, die „Biblia latina vulgata“, auf kostbarem festem Pergament, von Peter Schöffer mit Gold und Farben ausgemalt. Jede Seite, jede Zeile, jeder Buchstabe war im Laufe der langen, langen Jahre durchgestanden und durchgelitten. Lorenz hatte die Wahrheit gesagt: Leichter hätte er seinen Kopf eingebüßt als dieses Buch.

Er saß da, zusammengesunken, den einen Arm auf den Tisch gestützt, und strich mit zitternden Fingern zärtlich über das biegsame, glatte Pergament. Der andere Arm hing wie willenlos herunter, als ob er ihm gar nicht gehörte. Die Augen waren halb geschlossen. Seine ganze Stellung drückte Sterbensmüdigkeit, fast Leblosigkeit aus.

Er änderte seine Haltung auch dann nicht, als der Fuhrmann ins Zimmer trat. Hinter dem Mann her kam Lorenz gelaufen, schreiend und schimpfend, mit vor Wut entstelltem Gesicht und ohnmächtig die Fäuste schüttelnd, den Rock über

und über beschmutzt. Als der Fuhrmann die zusammengesunkene Gestalt des Meisters in dem Sessel erblickte, blieb er stehen.

„Alter Mann, höre!“

Gutenberg wandte den Kopf. Die grauen Haarsträhnen, der erloschene Blick und die bitteren Falten um den Mund machten ihn über die Maßen alt. Dem Fuhrmann wurde es unbehaglich.

„Wir sind gekommen“, begann er, bemüht, seinen lauten Baß zu dämpfen, „nicht von uns aus... Wir sind angewiesen...“

Er brach ab und warf Lorenz einen Blick zu. Lorenz hatte in dem ungleichen Kampf alle seine Kräfte erschöpft. Aber wenn ihm der Herr jetzt, in diesem Augenblick, befohlen hätte, sich auf den Fuhrmann zu stürzen und ihm mit den Zähnen an die Gurgel zu fahren, er hätte es getan. Er wäre bereit gewesen, wie eine das Leben ihres Herrn schützende Bulldogge, in dem Ringen sein Leben zu verlieren. Schreien, Schimpfen, Schläge – alles hätte er diesem entsetzlichen Gleichmut vorgezogen, mit dem Gutenberg die Ankündigungen in den letzten Tagen zur Kenntnis genommen hatte.

Nein! Lieber um sich beißen und verrecken als ein lebender Leichnam sein! dachte Lorenz, das unbewegte Gesicht des Herrn vor sich.

„Wir geben unser Gut nicht her!“ schrie er auf den Fuhrmann ein. „Wir trommeln das ganze Haus zusammen! Wir prügeln dich zu Tode!“

Gutenberg gebot ihm mit einer Handbewegung Einhalt.

„Laß sein“, sagte er müde, „soll er alles nehmen.“

Mit diesen Worten schob er den Stoß Pergamentbogen von sich und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Der Fuhrmann stand unschlüssig da. Ohne sich zu rühren, saß der Mann vor ihm, immer noch in derselben Stellung. Lorenz wischte sich mit den schmutzigen Händen die Tränen ab. Liebe und Mitleid zerrissen ihm das Herz.

„Du Vieh!“ sagte er leise und ergeben. „Henker! Hast du denn keine Augen im Kopf?“

Der Fuhrmann kratzte sich unentschlossen im Genick, weich geworden. Langsam drehte er sich um und ging hinunter. Er rief den Burschen, seinen Handlanger, der sich, als der Tanz mit Lorenz begonnen, im Heu der Fuhre verkrochen hatte, und sagte zu ihm:

„Ja, Franz... Wir sind hier so etwas wie Totengräber... Tummle dich, und dann weg von hier. Noch nie habe ich erlebt, daß sich Menschen wegen solch wertloser Sachen derart geämt hätten. Nimm, was befohlen ist, und stell morgen der Jungfrau Maria eine Kerze. Ich habe das Gefühl, wir tun hier etwas Unrechtes.“

Sie traten in die Werkstatt und machten sich, als sie die zu holenden Sachen gefunden hatten, an die Arbeit.

Als erstes nahmen sie die Presse, die am schwersten war, danach kamen die Kästen mit der Schrift an die Reihe.

Die verschlafenen, halb angezogenen Gesellen standen in den Türen und sahen mit Schmerzen, wie ihre Werkstatt leer wurde, in der sie so lange einträchtig miteinander geschafft hatten. Ein jeder seufzte unwillkürlich beim Gedanken an sein eigenes Schicksal, denn keiner wußte ja, was er nun beginnen sollte. Alle hatten gehört, daß Fust vorschlug, zu ihm arbeiten zu kommen, aber noch hatte niemand seine Einwilligung gegeben.

Stimmte es, wenn gesagt wurde, daß Fust seinen Arbeitern einen schrecklichen Eid abnahm? Sie hatten gesehen, daß vor dem Kellergeschoß des Hauses zum Hirschen, dem Raum für die Werkstatt und die Arbeiter, Gitter gezogen wurden. Man munkelte, der neue Herr sei nicht gewillt, sie auf die Straße zu lassen, damit niemand etwas über das Tun in der „Offizin“, wie die Druckerei nunmehr genannt wurde, verlautbaren könne.

Allen war Fust bekannt, alle fürchteten ihn und hatten es nicht eilig, ihren bisherigen Herrn zu verlassen. Nur Konrad

aus Swenheim, der sich gut der verwegenen Worte des Hans bei jenem Besuch des Bankiers in der Werkstatt erinnerte, grinst in seinen verfilzten Bart und sagte wiederum:

„Ich habe es gesagt! Mit reichen Leuten ist nicht gut Kir-schen essen! Die zerquetschen dich wie eine Fliege! Halte deinen Kopf nicht so hoch, daß er dir nicht mit der Mütze zu-sammen abgerissen wird!“

Er hatte schon lange um das Haus zum Hirschen herumspioniert, sich alles angesehen und alle möglichen Neuigkeiten von dort mitgebracht.

Hans Bartel nächtigte nicht mehr zu Hause, und niemand wußte, wo er sich aufhielt. Man sah ihn in den Schenken, und es hieß, er stifte wieder durch freche Reden Unruhe und stachele die Leute zu Unbotmäßigkeit und Empörung auf.

Als alle Gegenstände – die Kästen mit der Schrift, die Presse, einige Gefäße mit Farbe – verladen waren, begab sich Gutenberg hinunter. Er ging aufrecht, ungebeugt, mit versteinertem Gesicht, ohne jemand anzublicken.

Die Gesellen gaben ihm schweigend den Weg frei. Sie flüsterten sich zu, wie bleich der Meister aussehe, wie er in wenigen Tagen gealtert sei.

An der Tür blieb Gutenberg stehen und sah mit den anderen zu, wie der junge Bursche einen Packen Pergamentblätter herbeischleppte, sie in eine Kiste warf und einen schmutzigen Lappen darüberdeckte. Ein Blatt fiel auf den nassen Erdboden. Die leuchtenden Farben der Pfauenfedern verblaßten sofort, die Feuchtigkeit ließ sie ineinanderlaufen.

Die Presse schwankte auf dem Wagen von einer Seite zur andern und fiel um, gerade, als wollte sie nicht weggefahren werden. Der Fuhrmann holte einen Strick hervor und umwand die bewegliche Drucklade. Die Spindel an dem Preßdeckel war nicht fest angezogen, weil noch Druckformen in der Presse verblieben waren, und die Lade sprang mehrere Male heraus.

Berthold wollte sagen, daß die Formen herausgenommen

werden müßten; als er jedoch die verkniffenen Lippen des Meisters sah, stand er davon ab, fing an zu weinen und ging ins Haus.

Lorenz setzte sich auf die Schwelle, preßte das Gesicht gegen die Tür, schluchzte und verschmierte die Tränen auf seinem zerschundenen Gesicht.

Als das Fuhrwerk die hartgefrorene, unebene Schmiedegasse entlangpolterte, drängte sich eine alte Frau in weißer Haube durch die Menge der vor dem Hause versammelten Gaffer, bekreuzigte sich seufzend und fragte:

„Wird jemand beerdigt?“

Da sie keine Antwort bekam, schlurfte sie weiter.

Der Fuhrmann, der neben dem Wagen hertrötete, schrie auf das Pferd ein und erging sich in einem überflüssigen Gerede mit dem Jungen, um sich für das verdrießliche Schweigen beim Heraustragen und Verpacken der Habseligkeiten zu entschädigen. Sein Gehilfe thronte oben auf der Fuhre, ließ die Beine baumeln und hielt die Kiste, in der die Pergamentblätter lagen, mit der Hand fest.

Gutenberg folgte dem ratternden Wagen und blickte starr auf seine hin und her schaukelnde Presse. Mechanisch setzte er einen Fuß vor den andern, ohne sich Rechenschaft über Wohin und Weswegen zu geben. Leicht gefrorene Pfützen knirschten unter seinen Füßen. Erstaunt sahen sich die Vorübergehenden nach dem hochgewachsenen Mann um, der ohne Mantel und barhaupt an dem kalten Novembermorgen die Straße entlangging.

Die Fuhre bog um eine Ecke und hielt auf dem Hof des Hauses zum Hirschen. Der Kutscher begann den Strick loszuwickeln und warf der jungen Magd, die herausgekommen war, sich die ungewöhnliche Fuhre anzusehen, ein paar Scherzworte zu. Ein Gefäß mit Farbe kippte um, und die dunkle, zähflüssige und übelriechende Masse tropfte durch die Ritzen zwischen den schlechtgefugten Brettern des Wagenbodens auf die Erde.

Gutenberg sah von weitem, wie seine Presse losgebunden und in das Kellergeschoß mit den vergitterten, auf den Hof hinausgehenden Fenstern geschleppt wurde. Der Hebel blieb in der kleinen, engen Tür stecken; lange wollte die Presse nicht in die neue Behausung hinunter, die in ihrem Aussehen so sehr an ein Gefängnis erinnerte.

Vor unerträglichem Kopfschmerz preßte der Meister die Hände an die Schläfen, ging aber doch nicht fort, sondern sah weiter den um die Presse herumhantierenden Leuten zu.

Auf dem Balkon erschien ein Mann. Fröstelnd hüllte er sich fester in seinen warmen Mantel und begann das Hereintragen der Sachen zu überwachen.

„Vorsichtig!“ schrie er mit hoher Fistelstimme, als der ungeschickte Kutscher einige der mit Blumen und Paradiesvögeln verzierten Pergamentblätter aus der Kiste herausfallen ließ.

Gutenberg erzitterte, als er hinauf sah und den seinem Herzen so teuer gewesenen Künstler erkannte.

„Ich komme sogleich hinunter, faßt nichts mehr ohne mich an!“ rief Schöffner.

Auf den Balkon trat eine junge Frauensperson. Über den Morgenrock hatte sie einen kostbaren türkischen Schal um ihre Schultern geworfen.

„Peter“, sagte sie launisch. „Warum bist du so früh aufgestanden?“

„Meine Liebe, es ist kalt, du verkühlst dich! Geh ins Zimmer, ich komme gleich wieder zurück“, antwortete er.

„Worum handelt es sich denn?“ wollte sie wissen.

„Unsere Offizin ist gebracht worden“, antwortete er, in den Hofweisend.

„Ah, so!“ sagte sie gedehnt und erblickte, als sie sich umdrehte, die lange Gestalt Gutenbergs, der am Tor stand. Er drückte das Gesicht an das Eisengitter und verwandte kein Auge vom Hof.

Die junge Frau neigte sich ihrem Mann zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Schöffner erleichte, faßte sich mit der Hand

an den Kopf und wich eilends ins Zimmer zurück. Christine folgte ihm, und ein schwerer Vorhang legte sich vor die Balkontür.

Nach einigen Minuten erschien der Bankier selbst auf dem Hof.

„Bringt alles ins Kellergeschoß“, befahl er. „Vorsichtig . . . Herr Schöffner, mein Schwiegersohn, der die Druckerei unter sich haben wird, kommt sofort und wird alles anordnen. Los! Ihr seid mir für jede Kleinigkeit verantwortlich!“ Er drehte sich um und ging ins Haus, ohne auf das Gittertor auch nur einen Blick zu werfen.

Gutenberg wollte davongehen, fühlte aber, wie ihm die Kräfte versagten. Er ließ sich schwer auf einen großen Stein niederfallen, sank in sich zusammen und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Der kalte Wind zauste in seinen grauen Haaren.

Um die Ecke tauchte die Gestalt des Doktors der Gottesgelahrtheit Humery auf. Er ging vorbei, ohne Gutenberg zu erkennen. Offenbar hatte ihn aber die stumme Verzweiflung, die aus der Haltung des alten Mannes sprach, beunruhigt, denn er kehrte um und berührte den auf dem Stein Sitzenden an der Schulter.

Gutenberg hob den Kopf.

„Henne!“ rief Humery aus, vor Erstaunen und Entsetzen zurückweichend. „Es ist nicht möglich!“

„Doch!“ sagte Gutenberg tonlos, Humery mit leerem Blick ansehend.

„Aber was tust du hier? So sprich doch . . . Was ist geschehen? Warum bist du in solcher Verfassung?“ überschüttete ihn der Doktor mit Fragen. „Steh auf! Komm! Wo ist denn dein Mantel? Warum bist du ohne Hut?“

Hoffnungslos winkte Gutenberg mit der Hand ab.

„Es ist alles verloren, Konrad! Mein ganzes Leben ist ausgestrichen!“

Humery nötigte ihn, aufzustehen und zu erzählen, was ge-

schehen war. Die Freunde waren sich lange Zeit nicht begegnet. Das Leben hatte sie auseinandergeführt. Humery hatte Gutenberg mehrere Jahre nicht besucht und wußte nichts von dem Unglück, das ihn betroffen hatte. Gutenberg erzählte alles von Anfang bis Ende. Humery nickte teilnahmsvoll mit dem Kopf.

„Ja, ja!“ wiederholte er. „Aber deshalb darf man doch nicht gleich verzweifeln! Du, der du so tatkräftig und standhaft bist! Ich kenne dich ja nicht wieder, Henne! Du hast etwas Unerhörtes geschaffen, das Drucken von Büchern! Henne! Henne!“ Er rüttelte den Freund.

„Ich bin ein Toter!“ sagte Gutenberg ein paarmal mit dumpfer Stimme.

„Henne, schäm dich! Du kannst deine Sache weiterführen! Eine neue Druckerei einrichten.“

Gutenberg versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. Sein Gesicht verzerrte sich nur krampfhaft.

„Dazu gehört Geld. Und ich habe – nichts. Gar nichts.“ Er kehrte sich ab.

„Geld!“ wiederholte Humery nachdenklich. „Geld! Wieviel Geld brauchst du denn?“

„Mindestens achthundert Gulden.“

Ein Schweigen entstand.

So gingen sie nebeneinander die verödete Straße entlang, langsam, zwei alte Freunde, die sich nach einigen Jahren der Trennung wieder getroffen hatten. Gutenberg war in auswegloser Verzweiflung. Humery kam plötzlich eine Idee, die sein Gesicht aufhellte.

„Bekanntlich ist die Lage unserer Stadt alles andere als glänzend“, begann er schließlich und fügte wie entschuldigend hinzu: „Früher habe ich mich ja von allem gesellschaftlichen Leben ferngehalten, wie du weißt. Aber man kann schließlich nicht unbeteiligt bleiben, wenn solche Ereignisse um einen herum vor sich gehen. Jetzt stehe ich unserem Magistrat nahe. Sogar außerordentlich nahe.“ In seinen Augen blitzte es

ironisch auf. „Ich bin Kanzler der Stadt. Alle Angelegenheiten gehen über mich. Siehst du, Henne, am Kampf teilnehmen ist lustiger, als ihm nur zuzuschauen und nichts zu tun. Trotz meines Alters und der schlechten Lage, in der sich unsere Stadt befindet und derentwegen ich zuweilen meinen Buckel hinhalten muß, fühle ich mich nicht schwach, nein! Zum Teufel, nein! Wir haben noch Zähne!“

Er warf den Kopf hoch, und ganz jung strahlten seine klugen grauen Augen.

„Nicht den Mut sinken lassen, Henne! Geld wird sich finden! Du glaubst doch nicht etwa, daß ich nicht achthundert Gulden auftreiben kann? Ich habe mich um Summen zu bemühen, die hundertmal größer sind. Gewiß, die Stadt ist verschuldet, aber was bedeutet das? Der Kampf muß aufgenommen werden. Im Namen des Magistrats habe ich mich an die Geistlichkeit mit der Bitte gewandt, ein Jahr lang auf ihre Privilegien zu verzichten und gleich den Bürgern für Brot und Wein Steuern zu zahlen. Die Geistlichkeit hat uns geschrieben und sperrt sich. Sie hält ihre Privilegien für unerschütterlich. Um der Kirche Geld herauszupressen, muß man sie zwingen können, und dazu fehlt uns die Macht. Und trotzdem bin ich weit davon entfernt, zu verzweifeln. Sehr weit davon entfernt!“ Er sah seinen Freund an. „Du sagst, achthundert Gulden hülften dir auf die Beine? Gut, ich versuche sie dir zu beschaffen. Man kann etwas verkaufen...“

Gutenberg wollte danken, aber Humery winkte nur ab und verschanzte sich hinter einem Scherz.

„Nun, nun! Nicht an allem fehlt es uns jeden Tag!“ sagte er lachend. „Und dann dein Werk...“ Er verstummte unter dem Eindruck eines Gedankens. „Dein Werk“, begann er von neuem, „kann uns einen sehr großen Dienst erweisen. Aufrufe, Verfügungen! Vielleicht müssen wir Krieg führen. Wer weiß, wie die Dinge sich zuspitzen! Eine große Macht ist deine Idee!“ Forschend blickte er Gutenberg in die Augen. „Du wirst dich, wie ich annehme, nicht weigern, uns zu helfen.“

Gutenberg nickte schweigend. In seinen Augen flammte wieder die alte Energie auf, er riß die Schultern hoch, sein Schritt wurde elastisch und leicht.

Als die Freunde vor Humerys Haus anlangten, glich Gutenberg in nichts mehr jenem Greis, der vor dem Tor des Hauses zum Hirschen auf einem Stein gesessen hatte.

„Ich danke dir, Konrad!“ Kräftig preßte er die zerbrechlichen Finger des Doktors. „Du hast mich dem Leben wiedergegeben! Man darf nicht verzweifeln, du hast recht! Gehandelt muß werden.“

Nach einigen Monaten bildeten zwei Druckereien die Zierde der berühmten Stadt Mainz. Die eine von ihnen, die größere und reicher ausgestattete, unter der Leitung Peter Schöffers, gehörte dem Bankier Fust. In ihr wurden die Arbeiter wie Gefangene hinter Gittern gehalten, sie durften nicht auf die Straße und besaßen keine Erlaubnis, in irgendwelche Bruderschaften oder Gemeinschaften einzutreten. Die Bücher, die in dieser Offizin herauskamen, wurden als mit der Hand geschriebene ausgegeben. So war es einträglicher, und die Inhaber wollten sich nicht einen Groschen entgehen lassen.

Die andere Offizin, die bescheidene Druckerei Meister Gutenbergs, war bemüht, der ersteren nicht nachzustehen. Alle Anstrengungen waren bei ihr auf die Vervollkommnung der Schrift gerichtet.

So wetteiferten sie untereinander so lange, bis die stürmischen Ereignisse im gesellschaftlichen Leben der Stadt Mainz die Unternehmungen des großen Erfinders Johann Gensfleisch von Sorgenloch, überall in der Welt unter dem Namen Gutenberg bekannt, rund um den ganzen Erdkreis verbreiteten.

## EPILOG

Der Übergang über die Alpen war schwer. Das zum Bergsteigen ungeeignete Schuhwerk der beiden Männer war zerfetzt. Der eine von ihnen, ein nicht mehr junger, mit einer breiten, von der einen Schläfe bis zum Kinn reichenden Narbe, blieb stehen.

„Wartet!“ sagte er, mühsam nach Atem ringend. „Ich bin nicht der Auerochse vom Hause zum Hirschen und kann nicht Hals über Kopf die Berge hinaufspringen. Wenn du als erster ankommen willst, um ein fetteres Stück zu ergattern, so lauf! Du wirst festfahren, wie du auch in Mainz mit deinem Fust festgefahren bist. Unsere Sache erfordert Zusammenarbeit und ist keine Jagd nach leichtem Gewinn. Du bist kein Fisch, und das Kloster Subiaco ist kein Wurm auf dem Angelhaken, der so schnell wie möglich geschluckt werden muß, damit ihn kein anderer erwischt. Wir kommen schon noch zurecht!“

Er lockerte den Riemen an seinem Felleisen, das ihm über die Schultern hing, und setzte sich auf einen Stein. Seine scharfen, lebhaften und flinken Augen musterten unter runden Brauen hervor mißtrauisch den Gefährten.

„Immer wieder wirfst du mir die alten Geschichten vor – kannst sie nicht vergessen!“ bemerkte Konrad aus Swenheim, der bei Fust gearbeitet hatte, mit hämischem Grinsen und ließ sich neben Hans nieder.

„Ich werde sie auch nicht vergessen“, antwortete jener mürrisch, „niemals werde ich deine Gemeinheit vergessen! Einer, der seiner Sache untreu wird, ist auch imstande, seinen Kameraden zu verraten. Was glotzt du mich so an? Ja! Wenn diese Schweinerei in Mainz nicht geschehen wäre, hätte ich meinen Meister Gutenberg niemals verlassen. Und auch du Verräter würdest nicht hier neben mir sitzen!“

„Ich habe bei Fust kein schönes Leben gehabt. Nur daß ordentlich bezahlt wurde“, bemerkte Konrad finster.

Hans holte ein Stück Brot aus dem Felleisen und fing an zu

kauen, wobei er mit Wohlgefallen zu den aus den Wolken blickenden Berggipfeln aufsah.

Das gemeinsame Ziel hatte die beiden zwar den schweren Weg von Deutschland nach der Apenninenhalbinsel, nach Italien, zusammen unternehmen lassen, aber sie mochten einander nicht.

Hans konnte es Konrad nicht verzeihen, in der für Meister Gutenberg schwersten Zeit zu Fust übergelaufen zu sein, und Konrad war auf Hans neidisch, weil nicht er, sondern Hans der im Kloster Subiaco erwartete und gebetene Gast war. Hans war es, den Pater Turrecremato eingeladen hatte, und Konrad war nur eben von ihm mitgenommen worden.

Konrad war in Fusts Werkstatt ein einfacher Arbeiter geblieben, während sich Bartel die gesamte Kunst des Buchdrucks angeeignet hatte und vom Letternguß bis zum Satz gründlich beherrschte. Er kannte die Zusammensetzung der Farbe, wußte mit dem Herausschlagen der Lettern und der besten Legierung des Metalls Bescheid. Meister Gutenberg hatte vor seinen Gehilfen die Geheimnisse des Buchdrucks nicht verborgen gehalten. Bei Fust war es anders. Der Bankier setzte es durch, daß kein einziger Geselle den gesamten Arbeitsprozeß zu wissen bekam – aus Furcht, es könnte jemand von ihnen weggehen und womöglich zu seinem bisherigen Brotherrn in Konkurrenz treten.

Jetzt, da sich die Dinge in Mainz für Konrad so zugespitzt hatten, daß er die Stadt verlassen mußte, bereute er seinen Übergang von Gutenberg zu Fust durchaus.

Erschöpft und niedergedrückt von den Ereignissen der letzten Zeit, war Hans, gegen einen mit Moos bewachsenen Felsvorsprung gelehnt, eingenickt.

Der Krieg, der um den einträglichen Sitz des Erzbischofs entbrannt war, hatte die Stadt endgültig zugrunde gerichtet. Beide Druckereien, die Fusts und die Gutenbergs, waren ein Raub der Flammen geworden. Während sich der reiche Fust dank seiner Verbindungen und seinem Gelde wieder heraus-

rappele, stand es um Gutenberg ganz und gar schlecht. Der Bischof, Graf Diether, wurde von dem neuen Machthaber, Adolf von Nassau, besiegt, und Gutenberg hatte mit seinen Aufrufen Diether unterstützt. Solche Handlungen pflegen Sieger nicht mit Wohlwollen zu belohnen, und Gutenberg mußte sich nach Eltville begeben.

Der Prior des italienischen Klosters Subiaco, Pater Turrecremato, hatte schon lange den Wunsch, die wunderbare Erfindung Gutenbergs gebührend zu studieren. Ein Mönch ward von ihm zu dem Meister mit der Bitte entsandt, in das vierzehn Wegstunden von der großen Stadt Rom entfernt liegende Kloster Subiaco zu kommen. Aber der Meister war bereits nicht mehr in Mainz. So suchte der Mönch den ersten Gehilfen Gutenbergs, Hans Bartel, auf und versprach ihm in dem reichen Kloster ein Leben wie im Paradiese. Nichts konnte dem Gesellen erwünschter sein als diese Einladung. Auf eine baldige Wiedererrichtung des Unternehmens war nicht die geringste Hoffnung geblieben. Hinzu kam die Furcht, von dem neuen Machthaber ins Gefängnis gesetzt zu werden. So entschloß er sich zu der Reise über die Alpen und nahm Konrad aus Swenheim mit.

Die Augen halb geschlossen, im Schatten des Felsens auf einem Stein sitzend, erinnerte er sich, was er in seiner Heimatstadt hinter sich ließ – Brand, Blut, Tränen . . . Und er versuchte sich vorzustellen, was ihn in dem italienischen Kloster erwartete.

\*

Pater Turrecremato schrieb theologische Traktate und war bekannt als ein großer Bücherliebhaber und belesener Mann. Er befahl, die im Kloster angekommenen Drucker prächtig und mit allen Ehren zu empfangen, wie es ihnen ob ihrer Kenntnis der neuen Kunst zukam.

Er ging ihnen selbst entgegen und drückte den müden Wanderern lange die Hände. Die besten Gemächer des

Klostergasthauses und ein reichliches Mahl standen für sie bereit.

Die neue, von ihnen beherrschte Kunst gab ihnen Macht und Einfluß sogar bei solchen Persönlichkeiten wie dem gelehrten Prior eines reichen italienischen Klosters.

Hans Bartel und Konrad aus Swenheim verbrachten im Kloster Subiaco mehrere Jahre, sie führten die Mönche in ihre Kunst ein, und erst als ihnen das abgeschlossene Kloster zu eng geworden war, verließen sie es.

Die Brüder Pietro und Francesco Massini, zwei begüterte und hochgebildete Römer, erwarteten die Drucker in ihrem Palast. Sogar der Papst hatte, als er von der neuen Sache erfuhr, sein Wohlwollen und seine Unterstützung zugesagt, wenn er auch aus eigenen Mitteln keinen Pfennig dazu hergab.

Die Drucker arbeiteten in Rom lange und erfolgreich. Die Nachfrage nach Büchern wuchs mit jedem Tag. Bald wurde mit der Herausgabe von Werken nicht nur geistlichen, sondern auch weltlichen Inhalts begonnen. In allen Städten entstanden Druckereien. Leute, die die neue Kunst beherrschten, waren gesucht und genossen hohes Ansehen.

Einer der Schüler Gutenbergs, Johann Mentelin, wurde sogar in den Adelsstand erhoben, ein anderer bekam den Beinamen Fürst der Drucker.

Hans Bartel trug einen Staatsrock, und nicht selten zogen ihn die reichsten und vornehmsten Personen an ihren Tisch. Oft erwähnte er Gutenbergs Namen und tadelte wie früher in seinem Gerechtigkeitssinn einen jeden, der bei der Rede von der neuen Kunst den Namen ihres Schöpfers nicht erwähnte. Wußten doch viele nichts von der Geburt des Buchdrucks und schrieben dessen Erfindung Fust und Schöffer zu.

Einmal war Hans zu einem Staatsessen bei einem einflußreichen Würdenträger geladen. Neben ihm am Tisch saß der Drucker Ulrich Han, der vor kurzem aus Venedig nach Rom gekommen war. Er erzählte Hans, daß nirgends die Drucker so geachtet seien wie in Venedig, der „Königin der Meere“.

Nicht umsonst wäre sie Europas Handelszentrum mit dem Osten.

Die Brüder Spier hätten dort dem Buchwesen zu einer großen Entfaltung verholfen. Unlängst sei in diese Handelsstadt der Franzose Jeanson gekommen, dessen gegossene Schrift sich durch eine besondere Eleganz auszeichne.

„Jeanson! Den kenne ich ja“, rief Hans sich erinnernd. „Er kam zu uns, zu Meister Gutenberg. Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, war das im Jahre achtundfünfzig. Wir hatten uns gerade von allen Schäden erholt, die uns dieser . . .“

Hans stieß einen lauten und kräftigen Fluch aus, trotz der Anwesenheit all der gelehrten und vornehmen Herrschaften, die mit am Tisch saßen. Er konnte den Namen des Bankiers Fust noch immer nicht gleichmütig aussprechen.

„Warum ist denn Jeanson nicht bei sich zu Hause in Paris geblieben?“ fragte Konrad aus Swenheim. „Soviel ich mich erinnere, war er vom König Karl von Frankreich zu uns geschickt worden, sich mit unserer Kunst bekannt zu machen und sie nach Frankreich zu bringen.“

„Ja“, bestätigte Hans. „Jeanson ist einer, der seinen Mann steht und in allen Sätteln gerecht ist: Kalligraph, Siegelgravierer und Gelehrter außerdem. Warum mag er wohl sein Vaterland verlassen haben und in eine fremde Stadt gekommen sein?“

„Das ist eine lange Geschichte“, erklärte Ulrich. „Nach Jeansons Worten war der neue König Ludwig XI., der Erbe Karls, ein erklärter Feind aller Ideen seines Vorgängers. Die Geistlichkeit unterstützte ihn und zog gegen alle nicht mit der Hand geschriebenen heiligen Bücher zu Felde. Viele hatten darunter zu leiden. Wie viele Menschen wurden verbrannt! Kamen an den Galgen! Selbst der berühmte Fust, Euer Feind“ – Ulrich nickte zu Hans hin –; „wie ich bemerkte, seid Ihr ihm nicht allzu wohlgesinnt . . .“

„Fust? Allerdings nicht! Und was geschah mit diesem . . .?“

Hans biß sich auf die Zunge, um nicht aufs neue den Frie-

den der gelehrten Gäste mit einem allzu kräftigen Wort zu stören.

„Ja, habt Ihr denn nichts gehört?“ fragte Ulrich erstaunt. „Ich glaubte, das wäre Euch bekannt. Er ging nach Paris, dieser Euer Fust, der Bankier, nachdem der Brand von Mainz auch sein berühmtes Haus zum Hirschen zerstört hatte. In Paris wütete in jenem Jahr die Pest. Zu Tausenden starben die Menschen in den Häusern und auf den Straßen. Fust beschloß, daraus ein Geschäft zu machen. Er erklärte, seine Bibeln seien wundertätig und gewährten Schutz vor Ansteckung, und setzte unerhörte Preise für sie fest. Die Menschen glaubten seinen Worten und kauften. Jeder wollte doch am Leben bleiben! Aber die französischen Mönche waren gegen die ‚zinnerne Hand‘, wie jemand das neue Verfahren zur Herstellung von Büchern benannte. Sie verglichen einige der von Fust verkauften Bibeln miteinander – sie sahen sich völlig gleich und waren offensichtlich nicht mit der Hand geschrieben. Also erklärten die Mönche sie für Satanswerk, und Fust kam ins Gefängnis.“

„Weiter, weiter!“ drängte Hans aufgeregt den Erzähler.

„Die wundertätige Kraft seiner Ware half ihm nichts“, fuhr Ulrich fort. „Der Schurke erkrankte im Gefängnis an der Pest und ist auch dort gestorben. So hat man mir berichtet.“

„Wie schade!“ sagte Hans, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Aufhängen hätten sie den Hund sollen, den Strick hatte er verdient.“

„Nun, und Meister Gutenberg?“ fragte einer der Anwesenden. „Was aus ihm geworden ist, habt Ihr nicht gehört?“

„Er ist doch tot!“ antwortete Ulrich ruhig.

„Was?“ schrie Hans und erbleichte. „Meister Gutenberg ist gestorben?“

„Vor zwei Jahren“, fuhr Ulrich fort, einen Granatapfel aufbrechend. Die kleinen runden Kerne fielen wie Rubine auf das weiße Tischtuch. „Er soll in den letzten Jahren große Not gelitten haben, wiewohl ihm der neue Machthaber von

Mainz, der erzbischöfliche Kurfürst Adolf von Nassau, verziehen und ihn sogar für besondere Verdienste von den Steuern befreit hatte. Auch zwanzig Maß Getreide und ein Paar Faß Wein ließ er ihm jedes Jahr zukommen. Nicht allzu freigebig! Der alte Meister soll sich von neuem ans Drucken gemacht haben und bei dieser Arbeit sogar erblindet sein.“

„Ein großer Mann!“ äußerte Hans gepreßt und wischte sich, seinen Schmerz nicht verbergend, die Augen.

Alles schwieg eine Weile, so unerwartet war die Nachricht von Gutenbergs Tod.

„Aber sein Werk lebt!“ sagte schließlich jemand.

„Ein großes Werk!“ fügte ein anderer hinzu.

„Und was für ein gewinnbringendes!“ bemerkte Ulrich.

Er wandte sich an Hans und Konrad mit der Frage, ob sie nicht nach Venedig übersiedeln wollten. Dort stünde das Druckergewerbe in höchster Blüte. Das Geld würde ihnen nur so zufließen.

„Nein, danke!“ erwiderte Hans. „Vielleicht läßt sich Konrad hier von Eurem Geschäftssinn verführen. Ihm ist es nichts Ungewohntes, von einem Platz zum andern zu rennen. Aber ich möchte nicht mehr. Ich bin alt geworden und habe meine Erfahrungen. Ich weiß, was es mit dem Geld auf sich hat. Mir reicht das, was ich in Rom habe, und die Verehrung, die ich hier genieße.“

Im Nebenraum wurde auf der Laute gespielt. Eine helle junge Frauenstimme fiel mit einem Lied ein. Die Gäste erhoben sich und gingen hinüber in den Saal, aus welchem der Gesang ertönte.

Hans blieb allein sitzen, den Kopf in die Hände gestützt, ohne die Musik zu hören, ohne von den Blumen, dem Obst, dem auf dem schneeweißen Tischtuch funkelnden Kristall etwas zu sehen. Eins nach dem andern erstanden vor seinem Auge die Bilder aus der Vergangenheit: Das Pfingstfest, die Nacht, die Fackeln . . . die Menschenmassen mit Messern und Dolchen . . . das umgestürzte Faß auf dem Platz, seine leiden-

schaftlichen, Gerechtigkeit fordernden Reden, sein Aufruf zum Kampf . . .

Und dann wieder Arbeit, Rechtlosigkeit, Ausweglosigkeit . . .

Plötzlich – das Schlüsselloch, durch das er die ersten Keime der großen Erfindung zu Gesicht bekam. Wie ein Blitz, der das Dunkel durchschneidet, hatte ihn damals der Gedanke durchzuckt: Da ist er, der Weg!

Und wieder Jahre der Geduld, der Arbeit, der Hoffnungen, des Hasses gegen die Reichen, die sich die Arbeit und die Seelen der Unwissenden aneignen.

Erneut packte das leidenschaftliche Verlangen nach Gerechtigkeit den „aufsässigen Gesellen“. Er erhob sich und trat auf die Terrasse. Eine Marmortreppe führte in einen herrlichen Garten. Büsche von roten und gelben Rosen leuchteten im Licht der untergehenden Sonne. Aus den Fenstern drang die Musik. Die Laute sang von Liebe, von Glück.

Das Leben! Wieviel Freude hält es für die Menschen bereit! Aber sie bekämpfen einander, beißen sich wie die Tiere! Die einen reißen alles an sich, den andern lassen sie nichts! So kann es nicht ewig weitergehen! Die neue Kunst – das Buch – wird die Menschen lehren, anders zu leben! Es wird sie zum Glück führen! Die Gerechtigkeit wird siegen!

## INHALT

### ERSTER TEIL

Pfingsten . . . . .	7
Das Mysterienspiel . . . . .	14
Bücher, mit der Hand geschrieben . . . . .	24
Nieder mit den Adligen! . . . . .	30
Im Kloster . . . . .	36
Auf der Spur . . . . .	44
Ein Angebot . . . . .	53
Erfolgreiche Jagd . . . . .	55
Das Geheimnis . . . . .	63
Im Schloß . . . . .	73
Anna . . . . .	77
Das Verlöbniß . . . . .	79
Trübe Tage . . . . .	81
Andreas Dritzehn . . . . .	84
Der Ring . . . . .	90
Das Zerwürfniß . . . . .	92
Der Weg aus der Sackgasse . . . . .	96
„Meister“ Gutenberg . . . . .	102
Der Festschmaus . . . . .	107

### ZWEITER TEIL

Getäuschte Hoffnungen . . . . .	110
Meister und Lehrling . . . . .	115
Das Schlüsselloch . . . . .	118
Krankheit . . . . .	123
Der Teufelsgalgen . . . . .	125
Ein guter Rat . . . . .	128

Der besorgte Seelenhirte . . . . .	134
Der Tod . . . . .	138
Die uneinnehmbare Festung . . . . .	140
Belagerung . . . . .	145
Die geheimnisvolle Maschine . . . . .	149
Ein weiser Richter . . . . .	152
Die zinnerne Hand . . . . .	157
Der „Philosoph“ . . . . .	162
Die Armagnaken . . . . .	165
Hans Bartel . . . . .	173

### DRITTER TEIL

Das Wiedersehen der Freunde . . . . .	178
Der reiche Neffe . . . . .	182
Kredit — die Grundlage aller Geschäfte . . . . .	188
Auf dem Markt . . . . .	190
Im Hause zum Hirschen . . . . .	195
Mit voller Kraft . . . . .	201
Der Gewinn ist die Hauptsache . . . . .	205
Die Unterrichtsstunde . . . . .	210
Der neue Gehilfe . . . . .	214
Wer ist hier der Herr? . . . . .	219
Die Gewitterwolke . . . . .	222
Treue bis in den Tod . . . . .	228
Der Fürsprecher . . . . .	231
Die Verzeihung . . . . .	233
Verrat . . . . .	237
Das Finale des Triumphes . . . . .	239
Der Raub . . . . .	244
Der Zusammenbruch . . . . .	249
Epilog . . . . .	261